

ELTSCHIN

*Mahmud  
und Marjann*



EINE ORIENTALISCHE  
LIEBESLEGENDE

ELTSCHIN

---

Mahmud  
und Marjam

EINE ORIENTALISCHE  
LIEBESLEGENDE -

*Aus dem Russischen von  
Ilse Tschörtner*

Ильза Тшортнер.

Историческая легенда  
о Магмаде и Маржаме.

M-29. 032.

VERLAG VOLK UND WELT  
BERLIN

Turkologische Konsultation:  
Hans-Ullrich Ihm

ISBN 3-353-00302-9

1. Auflage

© Verlag Volk und Welt, Berlin 1988

(deutschsprachige Ausgabe)

L. N. 302, 410/4/88

Aserbaidshanische Originalausgabe: Mahmud wa Marjam

© Verlag »Gandžlika«, Baku 1984

Russische Ausgabe: Machmud i Mariam © Verlag »Gandžlika«, Baku 1985

Printed in the German Democratic Republic

Alle Rechte vorbehalten

Einbandentwurf: Klaus Müller

Satz, Druck und Einband: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30

LSV 7201

Bestell-Nr. 648 866 2

00840

Es war der vierte Tag des Monats Dshamadijül-  
ewwel\* des Jahres 920 nach der Hidshra oder der  
28. Juli 1514 nach dem christlichen Kalender.

Die Stadt Gandsha schloß.

Mittags hatte in der Stadt eine Hitze geherrscht,  
daß man nicht atmen konnte, und die Alten sagten,  
solche Hitze sei vor genau vierundsechzig Jahren  
gewesen, an dem Tag, als der Volkssänger Sasly Ab-  
dulla enthauptet wurde. Sasly Abdulla hatte sich ge-  
gen den Herrscher von Gandsha, Baschir den  
Schwarzen, aufgeworfen, hatte sich vor versammeltem  
Hof geweigert, zur Hochzeit des Kronsohns Bekir des  
Schwarzen zu spielen, und gesagt: »Dein Palast ist  
eine Schale voll Blut, versuchte ich auch zu spielen,  
die Saiten meiner Sas würden stumm bleiben«, und  
über diese Dreistigkeit geriet Baschir der Schwarze in  
ohnmächtige Wut, er zerbiß die Spitzen seines langen  
schwarzen Schnurrbarts, daß sie wie wiedergekäutes  
Stoppengras hingen, und ließ Sasly Abdulla auf dem  
Stadtbasar hinrichten, und selbst nach vierundsechzig  
Jahren konnten die Alten von Gandsha ihr Staunen  
nicht verbergen, wenn sie auf Hochzeiten oder Trau-  
erfeiern berichteten, was dann geschah: wie, kaum  
daß das Beil des Henkers Topposgulu, Sklave der  
Keule, Sasly Abdullas Haupt vom Rumpf getrennt  
hatte und das Blut wie eine Fontäne sprudelte, das ge-  
trocknete Blut der vorherigen Hinrichtungen von  
neuem hervortrat und ein Schrei durch die Herzen  
der versammelten Menschen ging, dessen Glut nie  
wieder erlöschen sollte; und wie die Sas, vor das Scha-  
fott mit dem enthaupteten Körper gefallen, plötzlich

\* Anmerkungen am Schluß des Bandes

von selbst zu spielen begann und wie das schwermütigste Lied aller Zeiten erklang; und wie sich vor Staunen den Menschen die Haare sträubten und das Futter ihrer Papachas durchstachen; und wie die Sas mit solcher Zauberkraft spielte, daß die Mittagshitze jäh schwand, zu Häupten sich schwarze Wolken sammelten, der Himmel zu dröhnen begann und ein so heftiger Regen niederging, daß das Volk auseinanderstob, mit Mühe zu seinen Behausungen kam; und wie den ganzen langen Regen hindurch die Sas spielte, die Sas des Volkssängers Abdulla; und wie der Regen dann aufhörte und auch die Sas verstummte; und wie die Menschen wieder herbeieilten, doch weder die Sas, den Rumpf noch das Haupt mehr fanden. Seither, wie viele Menschen auf dem Basar zu Gandsha auch hingerichtet wurden, erst von Henker Topposgulu, dann von dem Sohn des Henkers Topposgulu, Henker Tanrygulu, Knecht Gottes, und auch als auf geheimes Betreiben Bekirs des Schwarzen Baschir der Schwarze und dann, auf Befehl des Schahs, Bekir der Schwarze enthauptet wurden und schließlich Diebe, Gauner, Spione und abermals Volkssänger – seither habe sich dergleichen nie wieder ereignet. Der Regen am Hinrichtungstag vor vierundsechzig Jahren hatte das Blut des Volkssängers Sasly Abdulla abgewaschen und fortgespült, doch es hieß – an überaus heißen Tagen könne man auf dem Basar, rund um das Schafott, das Blut des Sängers Sasly Abdulla in der Sonne leuchten sehen. Und heute hatte wiederum jemand gesehen, wie das Blut des Sängers Sasly Abdulla leuchtete.

Gandsha schlief.

Die Weber, Schmiede, Kupferschmiede, Töpfer, Kürschner und Färber der Stadt und aus den umliegenden Dörfern, die Gehilfen und Knechte, die sich

in den Werkstätten im Tagelohn verdingten, waren von ihrer Arbeit bei dieser unseligen Hitze so erschöpft, daß sie trotz der nächtlichen Schwüle bereits den siebenten Traum träumten. Auch die Kaufleute, Händler, Höflinge, Beamten, Frauen und Kinder hatten in ihren heißen, zerwühlten Betten endlich Schlaf gefunden.

Nur einer fand keinen Schlaf – Chan Sijad. Zumindest dünkte es Chan Sijad, daß in dem ganzen großen Gandsha, der Hauptstadt des Bejlerbejlik von Karabach, nur er keinen Schlaf fand.

Das zwischen Kura und Aras gelegene Bejlerbejlik von Karabach nahm ein großes Territorium ein, von Kafan, Ordubad, Nachitschewan im Süden bis Kasach im Norden, von Dshawa im Westen bis zum Gejtscha-See im Osten, und bildete einen beträchtlichen Teil des Aserbaidshanischen Staates der Safawiden, und obwohl es keinen direkten Zugang zum Meer hatte wie die benachbarten Bejlerbejlik von Schirwan und Täbris, ebenfalls aserbaidshanisches Land, obwohl es nicht an die Osmanen grenzte, wie die Bejlerbejlik von Tschuchurs'ed und wiederum Täbris, galt es doch als die sicherste Bastion des Staates der Safawiden und Chan Sijad als ihr absoluter Herrscher; und dennoch . . .

Wieviel Stunden dieser Nacht waren nun schon so quälend vergangen, wie lange nun schon verbrachte er die Nächte in dieser Weise, ohne Schlaf zu finden, ja ohne den Grund seiner Schlaflosigkeit zu wissen; nicht daß er sich krank fühlte oder etwas Besonderes geschehen wäre, ein Ereignis, das sich von denen der vorangegangenen Monate unterschieden und den morgigen Tag verdunkelt hätte; zwar spürte Chan Sijad mit untrüglichem Instinkt, daß die kleinen Übergriffe, Geplänkel und Zusammenstöße, die Rän-

kespiele ihrem Ende zgingen – das Messer stak bereits im Mark, die Spannungen erreichten den Siedepunkt und ein richtiger Krieg zwischen Sultan Selim und Schah Ismail stand vor der Tür, doch was halfs, so waren nun einmal die Zeiten, der morgige Tag eines jeden Herrschers, ob groß oder klein, lag einzig in Allahs Hand.

Gewiß, Chan Sijad sorgte sich um die Zukunft, um die eigene wie um die seines Sohns, und tat, was er konnte: wütete oder intrigierte, je nach Bedarf; war es von Nutzen, ließ er dem Feind den Kopf auf den Schultern und opferte den Kopf des Freundes – nicht von ungefähr hieß er im Volk sowohl Adil, der Gerechte, als auch Heddshadsh ibn Jussif, doch – wie man so sagt: spiel du, was du willst, wir werden sehen, was das Schicksal spielt; jeder nächste Tag ist für den Herrscher ein versiegeltes Buch . . . Wäre es das gewesen, worunter er litt – dreiundzwanzig Jahre hätte er nachts die Augen nicht schließen dürfen, denn schon dreiundzwanzig Jahre behauptete Chan Sijad seinen Thron, Jahre, in denen die Schahs kamen und gingen, das Wetter am Hof wechselte, undenkbarste Intrigen gesponnen wurden, ohne daß die Macht des Bejlerbejs Chan Sijad Einbuße erlitten hätte, sie blieb, wie sie war: nicht nur der Pöbel, nicht nur Diebe und Räuber und der speichelleckerische Hofadel zitterten vor seinem Zorn, auch die Oberhäupter in Stadt und Land, die Naibe und Kalantare; Chan Sijad wußte mit dem Volk genausogut umzugehen wie mit den verräterischen, bestechlichen Beamten, denn seinen Weg hatte er als Vorsteher der städtischen Strafverfolgungsbehörde begonnen, als Darga; dann hatte er Stufe um Stufe erklimmen und dabei gelernt, Menschen, die von ihm abhängig waren, im Zaum zu halten; diejenigen aber, von denen

er abhängig war . . . Eine schwierige Zeit jetzt, unmöglich, etwas mit Sicherheit vorauszusagen.

Nein, der Grund seiner Schlaflosigkeit war ein anderer . . .

Fernab irgendwo krächte ein Hahn, noch viel zu früh, zwei, drei Hähne antworteten, dann wurde es wieder still, wieder lag Gandsha in lautlosem Schlaf, dann aber flog über die Dächer eine junge schöne, schwermütige Stimme hin, begleitet von Sas, Kemantsche und Flöte.

Chan Sijad befahl den Sänger und die Musikanten herbei.

Der Sänger sang ein Ghasel eines Dichters namens Mohammed Fisuli, der, wie es hieß, erst neunzehn oder zwanzig war und die Medrese in Bagdad besuchte:

Übersatt bin ich der Trauer – ist sie nicht satt  
meiner Qualen?

Mit Seufzern entfach ich die Erde – aber  
entfache nicht sie?

Wirft es den Kranken aufs Lager – reicht ihm  
die Liebste den Heiltrank,

Sie aber heilt mich nicht – sieht sie nicht,  
daß ich krank bin?

Heute gab es in diesem Land wohl keinen einzigen Menschen, der dieses Ghasel nicht auswendig wußte, dabei war es erst vor einem halben Jahr bekannt geworden. Der Vater des Fisuli, Süleyman, stammte aus Schirwan, aus dem aserbaidshanischen Volk der Bajat, und ältere Gandshaner, die ihn persönlich kannten, sagten, die Familie Fisuli sei von den Ufern des Flusses Girdiman in den Irak eingewandert. Mohammed Fisuli schrieb in aserbaidshanischer, persischer und arabischer Sprache, und es wurde erzählt, dieses

in aserbaidshanischer Sprache geschriebene Ghasel habe sogar der große Sänger Hafis Lele Täbrisi bei einem Fest Schah Ismails gesungen . . .

Schwiege ich lieber! – doch man beschwört mich,  
ihr alles zu sagen,

Wenn ich es ihr aber sage, wird sie mir glauben?

Chan Sijad lag in seinem Schlafgemach, das mit Schirwaner Seidendamast ausgeschmückt war, die Augen halb geschlossen, auf das Mutakka gestützt, lauschte der jungen klaren Stimme, sann den Worten des Ghasels nach und entsann sich unwillkürlich alles Schönen auf dieser Welt, all dessen, was dem Herzen Freude bereitere, gleich, ob man Zimmermann war oder Schah, und in solch schwüler Nacht Kühle in die Menschenbrust fächelte.

Was aber das Handwerk des Zimmermanns betrifft, so ist ja unser aller Ahn Noah; und bekanntlich zimmerte er bis ins fünfzigste Lebensjahr.

Chan Sijad lächelte.

Der Sänger und die Musikanten saßen auf Seidenmatratzen neben der Tür. Der Sänger war ein zierlicher Jüngling mit erstem Bartflaum, und jedermann, der ihn hörte, wunderte sich, wie aus diesem schmalen Körper, dieser schwächtigen Brust solch eine klare starke Stimme, solch perlender Gesang dringen konnte.

Der Sänger war ein mit Gold erworbener Sklave; Chan Sijad hatte von ihm vernommen und ihn aus den Bergen von Karabach, der Gegend von Chan-kendi, holen lassen; als Chan Sijad den Jüngling, für den er Gold gegeben hatte, zum erstenmal sah, war er enttäuscht, denn Chan Sijad, von Kind an Freund der Musik, sah in ihm auch nicht die Spur jener Macht, der es gegeben war, den Menschen, und sei es

für eine Stunde, die irdischen Sorgen, die bösen Taten der Welt vergessen zu machen; doch als er ihn hörte, erkannte Chan Sijad, daß er kein Sänger war, sondern ein zweiter Assef der Tänzer, der Wesir des Propheten Salomo, der auch ein großer Musikant war.

Trennung, du Nebelnacht, tränkst mich mit  
blutigen Tränen,

Gott wird erwecken mein Schrei, aber – wird  
mir das Glück erwachen?

Die Stimme und das Ghasel machten Chan Sijad alle bösen Taten dieser Welt vergessen, auch die eigenen; vor seinem inneren Auge zog alles vorüber, was er in den Jahren seiner Herrschaft erbaut und geschaffen hatte – Karawansereien, Bäder, Wasserspeicher, Brücken, Grabmäler, Moscheen; eine Sammlung von fast allen Büchern der Welt, in aserbaidshanischer, arabischer, persischer, griechischer, indischer Sprache und noch mancher anderen, zusammengetragen in der Palastbibliothek; von all dem könnte es natürlich viel mehr geben, mehr Moscheen, Brücken, Grabmäler könnte es geben, doch diese ewigen Ränke und Zwistigkeiten . . .

Chan Sijad öffnete die Augen, setzte sich auf, nahm eine der im Brunnen gekühlten Gurken, die vor ihm auf einem großen Silbertablett lagen, schälte sie dick mit einem zierlich gebogenen, reich verzierten Dolch und strich sich mit der Schale über die Wangenpartie, die der graue Bart frei ließ, und über die Stirn und den Hals; ihre Kühle linderte ein wenig die Hitze des Körpers.

Gestern gegen Abend hatte Chan Sijad einen Ausländer aus Europa empfangen, einen fränkischen Kaufmann. Dieser Kaufmann, nach Täbris gekom-

men, um, wie er sagte, einen großen Handelsvertrag zu schließen, hatte bei Schah Ismail eine Audienz gehabt und bereiste nun die einzelnen Bejlerbejlik des Landes. Er trug ganz seltsame Kleider, anfangs mußte Chan Sijad ein Lachen unterdrücken, nach der ersten Frage aber wurde er ernst.

Der fränkische Kaufmann verneigte sich mit einem seltsamen Armschwung und fragte auf gut türkisch:

»Regiert Ihr dieses Gebiet selbständig?«

Chan Sijad kniff die kleinen samenkorngleichen Augen zusammen, musterte den Fremden und sagte:

»Falsch gefragt: Wer regiert dieses Gebiet? Besser, du fragtest: Wer verzehrt dieses Gebiet?«

Dem fränkischen Kaufmann fielen fast die Augen heraus, so etwas hatte er auf seiner Reise wohl noch von keinem Herrscher gehört.

Und dein Gesicht, diese Blüte, benetz' ich  
mit blutrotem Tau,

Trübt er nicht, sieh, die kristallinen Wasser  
des Frühlings?

Diese Worte versetzten Chan Sijad in sein Schlafgemach im Palast zurück, und plötzlich gingen ihm zwei andere Zeilen durch den Sinn, auch von dem jungen Sänger Fisuli:

Der Freund verzagt, voll Haß die Zeit,  
die Zukunft – Schrecken,  
Kein Mensch, der mit dir fühlt, doch breit  
der Kreis der Feinde.

Dieser junge Dichter schaute drei Klafter tief unter die Erde, wenn auch jung, er sprach die reine Wahrheit.

Chan Sijad unterbrach die Musik mit einem Handzeichen, und die Musikanten, schon viele Jahre bei

ihm in Diensten, wunderten sich darüber, denn noch nie hatte Chan Sijad einen Sänger unterbrochen.

Chan Sijad rieb Nase und Stirn mit der Gurkenschale und fragte den Sänger:

»Was hast du in den Bergen zurückgelassen?«

Der Sänger blickte verwirrt auf, zu unverhofft kam diese Frage; nie hatte er etwas anderes als Zurufe wie »Noch etwas!« von dem fernen düsteren Mann mit dem grauen Bart und grauen Haupt und der ständig pulsierenden, sich von Stirn bis Ohr läppchen ziehenden Narbe gehört, selbst die Musikanten wechselten verwunderte Blicke.

Chan Sijad nickte dem Sänger zu:

»Nun?«

Noch immer verwirrt, sagte der Sänger:

»Die Mutter . . .«

Chan Sijad kniff die schmalen Augen ein:

»Nur die Mutter?«

»Und noch . . . noch die Schwester . . .« Der Sänger sagte das mit Überwindung, und Chan Sijad und die Musikanten verstanden, daß er fürchtete, man würde seine jüngere und, wie sich denken ließ, hübsche Schwester von der Mutter und ihrem Zuhause fortreiben und als Dienerin in den Palast zu Gandsha bringen.

»Nur die Mutter und die Schwester?«

»Ja . . .«

»Schwinde nicht, Grünschnabel!« Chan Sijad warf die Gurkenschalen auf das silberne Tablett, und die Musikanten erschauerten von der Schärfe und Heftigkeit dieses Ausrufs; in ihren langen Dienstjahren im Palast hatten sie schon manches mit ansehen müssen.

Der Sänger brachte kein Wort über die Lippen, sein Gesicht schimmerte im schwachen Kerzenschein kalkweiß.

Chan Sijad wischte sich den Gurkensaft von der Stirn, als er sagte:

»Dein Herz hast du in den Bergen gelassen. Ich sehe es deinen Augen an. Geh!«

Der Sänger und die Musikanten erhoben sich.

Chan Sijad bedeutete den Musikanten, sich wieder zu setzen.

»Ihr bleibt!«

Der Sänger stand unschlüssig.

»Hast du mich gehört?«

Der Sänger antwortete:

»Gute Nacht«, und wandte sich zum Gehen.

»Wohin?«

Der Sänger, der mitten im tiefsten Schlaf geweckt und ins Gemach des Herrschers gewiesen worden war, antwortete mit kindlicher Freimütigkeit:

»Ins Bett, schlafen.«

»Nein, nicht schlafen. Heim in deine Berge. Von heute nacht an bist du frei.« Chan Sijad klatschte kurz in die Hände, ein Diener erschien. »Verabschiedet diesen Burschen, er geht auf sein Dorf.« und er fügte hinzu: »Verabschiedet ihn gut!«

Das bedeutete, man solle dem Sänger ein gutes Pferd, einen Beutel mit Silbermünzen, die vor drei Jahren in Gandsha geprägt worden waren, je zwei Stück Seide und roten Kattun für Mutter und Schwester geben, und das Pferd würde Tag und Nacht laufen, würde fliegen und seinen Herrn wie auf Wolken und Winden in die Berge von Karabach tragen.

Der junge Sänger wagte nicht, etwas zu sagen, sich zu bedanken, vor Chan Sijad niederzufallen, seine Füße zu umschlingen und die Diamanten, Rubine und Smaragde an seinen Händen zu küssen; er stolperte hinaus, seine Knie zitterten . . .

Zeit vergeht, nach einem halben Jahrhundert

sollte ein alter fahrender Sänger mit grauem Bart und grauem Haupt, der in seinem langen Leben viele Herrscher gesehen hatte, Zeuge vieler Geschehnisse, blutiger und gerechter Taten gewesen war, in den Bergen von Karabach, auf Hochzeiten und Volksfesten, über die Sas geneigt, einen Destan erzählen, und dieser Destan kündete von einstigen Zeiten: von der Güte des Tyrannen Chan Sijad, von der Macht der Musik und der Verskunst des alten Sängers Fisuli, und davon, wie ein junger Sänger wie der Wind über Hügel, wie der Bergbach durch Täler und Schluchten jagte, in seine Heimat zurückzukehren, und wie er bei seiner Mutter anlangte und seine Schwester begrüßte . . . Und denen, die ihm lauschen verhaltenen Atems, kam nicht in den Sinn, daß der junge Sänger in diesem Destan heute der alte Sänger war . . .

Die Musikanten im Schlafgemach Chan Sijads, gerührt von der edlen Tat, deren Zeuge sie eben geworden waren, spielten die innigste, süßeste Melodie der Welt, und nie vorher, nie später im Leben hatten sie je so hingebungsvoll gespielt wie in dieser Nacht.

Ihre Melodie wollte Chan Sijad an etwas erinnern, und Chan Sijad wußte, daß, wenn er sich erinnerte, er den Grund seiner Schlaflosigkeit sehen würde; je sehr er sich aber bemühte, er sah ihn nicht.

Wieder mußte er an den fränkischen Kaufmann denken.

Dem Franken gegenüber hatte er ausgesprochen, was ihn bewegte, was er dachte; wie oft nämlich kannst du nicht mal deinen vertrautesten Menschen sagen, was du wünschst und denkst; mit den Jahren staut es sich in der Brust; du scheust dich, dem eigenen Volk zu sagen, was du von ihm hältst – Schahs und Sultane haben lange Ohren –, und so denkst du



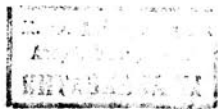
dies und sagst etwas anderes, möchtest dies tun und tust etwas anderes, das Volk aber bewertet dich nicht danach, was du denkst, tun möchtest, sondern danach, was du sagst und tust; dem Volk käme auch nicht im entferntesten der Gedanke, daß du eigentlich auch anders denkst und anders handelst möchtest. Aber der Franke kam von weither, aus einem unbekanntem Land . . . Doch übrigens, wer weiß, ob er nicht ein Spion Sultan Selims ist und sich hier heruntreibt unter dem Vorwand eines Handelsvertrages? Oder ein Spion Schah Ismails, und reist in den Bejlerbejlik umher, die Gesinnung ihrer Regenten auszuschnüffeln, wer weiß? Doch was er auch sei – Chan Sijad stieß ein Lachen aus –, er, Chan Sijad, hatte die Wahrheit gesagt, und wenigstens einmal in dreiundzwanzig Jahren konnte man doch wohl die Wahrheit sagen!

Chan Sijad hätte dem Fremdländer noch manches sagen können. Seit dem Tag, da Gott diese Erde erschuf – nicht nur das Bejlerbejlik von Karabach, sondern die ganze Erde von Aserbaidshan, ein Land, dessen eines Ende in Kaswin, zweites in Derbent, dessen drittes Ende an den Ufern des Kaspis und viertes in den Bergen von Erzurum liegt – also eine so fruchtbare Erde erschuf –, ist sie immer unglücklich gewesen, immer wurde sie ausgeplündert, und so wird es wohl immer sein. Die Reichtümer dieser Erde, Seide, Salz, Erdöl, Dörrobst, Fisch, Reis, Weizen, Baumwolle, Safran, werden in alle Länder der Welt ausgeführt, werden sie aber mit Gewalt geholt, so strömt Blut über die Brust des unglücklichen Volkes und den Schoß dieser Erde; ist hinwieder vom Handel die Rede, von Kauf und Verkauf, so verwandeln sich Städte wie Gandsha, an Kreuzungen von Karawanenstraßen gelegen, in Handelszentren. Für Teppiche

von Nomadenhand, Schirwaner Seidenstoffe und Damast, kunstreich geschmiedete Schwerter und Dolche scheute man im Ausland keinen Preis; im russischen Jaroslavl war der Seidenpreis um das Zehnfache gestiegen; russische Kaufleute kauften Erdöl in Aserbaidshan auf und verkauften es weiter an europäische Länder; in Aserbaidshan ansässige armenische Kaufleute veräußerten Seide an russische Städte, an Venedig, Marseille, Amsterdam, indem sie sie von Gandsha nach Dshulfa brachten, von Dshulfa nach Haleb, das die Christen Aleppo nennen, und von dort weiter nach Europa – Hunderte Charwar Schirwanseide –, und führten Samt von dort ein; in Gandsha hatten sich georgische, russische und indische Kaufleute niedergelassen, auch Europäer, weither gekommen, wie der gestrige Franke; vom Norden, aus dem Land der Russen – erst nach Schemacha, dann weiter nach Gandsha –, kamen Pelze, Häute, Wolle, Wachs, Ringpanzer und sogar Feuerwaffen. In letzter Zeit freilich beklagten sich die Kaufleute: Wegelagerer überfielen ihre Handelskarawanen, raubten sie aus, ließen alles, dessen sie habhaft werden konnten, mitgehen – ganze Pferdeherden, Kamele, Gold- und Silbergeschirr, Zelte und Teppiche mit Ornamenten; Rotten hungriger Landstreicher legten Hinterhalte, bemächtigten sich des Reiseproviantes, schlugen sich die Bäuche voll und nahmen Reißaus in die Steppen und Täler; dabei zahlten die Kaufleute den Naiben, Kalantaren und Kysylbaschen-Emiren schon so hohe Zölle, daß sie kaum selbst mehr ein Auskommen hätten.

Kurz, schlecht stand es um diese Erde.

Chan Sijad umfaßte den Kopf mit den Händen, rieb sich die Schläfen: was wollen diese ewigen Gedanken von dir, warum kommst du nicht zur Ruhe?



Wenn diese Naibe und Kalantare auch nicht nach dem Thron Schah Ismails trachten oder dem Thron des Bejlerbejs – kein Mumm! –, wenn sie dir auch die Füße küssen, sich die schönsten Huldigungen der Welt einfallen lassen und dir sagen, dir zu Ehren Trinksprüche ausbringen, die den Propheten zugestanden hätten, trotzdem – immer sind sie auf dem Sprung, dir das Messer bis zum Heft in den Rücken zu jagen.

Die Musikanten spielten in dieser Nacht und erfreuten sich am eigenen Spiel, und ihnen schien, Chan Sijad, wie er vor ihnen ruhte, die Augen geschlossen, auf seine Kissenrolle gestützt, empfinde die gleiche Freude wie sie.

Die Musikanten wußten nicht, daß Chan Sijad ihre Musik nur wie von fern vernahm, und die Musikanten wußten auch nicht, daß schwarzes Blut durch Chan Sijads Herz floß. Chan Sijad ging in Gedanken all seine Naibe und Kalantare durch, alle Höflinge, außer Bej Bajandur, und wunderte sich: Wie kam es, daß ausgerechnet solch käufliche, heuchlerische Lumpen, imstande, der eigenen Mutter die Brustwarzen abzuschneiden, aus einem so großen tapferen und ehrlichen Volk gewählt und mit der Regierung eines Gebietes oder einer Stadt betraut worden waren? Wer hatte das getan? Und Chan Sijad dachte, daß der allererste von denen, die das getan hatten, er selbst war und daß es anders anscheinend nicht ging, daß die von Scheich Nisami besungene Welt der Gerechtigkeit und des Rechtes eben nur in Büchern existierte und Thron und Macht – wie seltsam doch alles in dieser Welt! – sich allein auf seine Feinde, die Schmeichler, Heuchler und Verräter, stützte.

Und plötzlich erschien in diesem Reich, dieser ganzen Welt der Doppelzüngigkeit und des Verrats das Licht zweier großer blauer Augen.

Das war es!

Dieser eine einzige Augenblick hatte Chan Sijad Klarheit gebracht, dieser eine einzige Augenblick hatte ihn mitten in heißer Nacht mit kaltem Schweiß bedeckt . . .

Chan Sijad öffnete die Augen.

Die Musikanten lasen in den kleinen samenkorn-gleichen Augen des Chans den Gram und die Enttäuschung der ganzen Welt und wunderten sich.

Diese jähe Erkenntnis, die Wahrheit, erschütterte Chan Sijad, wie ihn kein Tod, keine Schande, keine Strafe erschüttert hätte; und ihn befahl eine solche Schwäche, daß er den Musikanten nicht mal mit der Hand bedeuten konnte, sich zu entfernen, er sank auf den Rücken und schloß die Augen; und nun hörte er die Musik nicht mehr, allein geblieben mit den blauen Augen, die ihn anschauten aus dieser heißen Nacht.

In dieser Nacht war Chan Sijad die bittere Erkenntnis gekommen, daß Mahmud nie und nimmer den Thron besteigen, nie und nimmer sich die Krone des Bejlerbejs aufs Haupt setzen würde, und das allein war es, was ihn um den Schlaf brachte.

Doch wie, war diese Wahrheit ihm erst jetzt aufgegangen? Erst jetzt in die Brust gefahren, ganz unerwartet? Nein, Alter . . .

Schon lange, all die letzten Jahre, hatte Chan Sijad es gewußt, doch nicht wahrhaben wollen; hatte es im Herzen getragen, doch nicht ins Hirn eingelassen.

Vom frühen Morgen an grübelst und grübelst du, barmst um die Erde, den Handel, als wäre die Sorge um diese Erde die deinige . . .

Schau in diese Augen, schau gut hin und laufe nicht vor dir selbst davon.

Die blauen Augen gehörten Mahmud, und sie wa-

ren so rein und durchsichtig, strahlten vor solchem Licht, daß es Chan Sijad den Atem verschlug.

Zum erstenmal geschah es, daß die Reine und Durchsichtigkeit dieser Augen Chan Sijad den Atem verschlugen; früher, wenn er in diese Augen sah, hatte Chan Sijad Ruhe gefunden und die eigenen Untaten vergessen, hatte vergessen, daß auf seinen Befehl dann und dann dem und dem die Augen ausgerissen, der Kopf abgeschlagen oder Nase und Ohren abgeschnitten worden waren; die Augen des Sohns, ihre Reine schmälerten gleichsam die Schuld des Vaters, denn obwohl Chan Sijad Blut vergoß, Mütter ihren Tränen überließ, Kinder zu Waisen machte – er hatte immerhin dieses reine Wesen hervorgebracht; wäre aber Chan Sijad ein ausgemachter Henker, ein Blutsauger auf dem Thron, woher hätte er den Samen gehabt für die Zeugung eines so reinen Wesens? Auch in ihm glomm also ein wenig Licht, nur daß es fast erloschen und nicht sichtbar war; Mahmuds ganzes Wesen aber kündete von diesem Licht.

Seit langem spürte Chan Sijad, daß Mahmud das Herz eines Dichters hatte, zerbrechlich wie Glas, und Mahmud es nie über sich bringen würde, zu würgen und zu henken; Chan Sijad spürte das, und im Innern freute es ihn sogar, denn er selbst hatte viele Menschen getötet, und es tat ihm wohl, zu wissen, daß die Hände seines einzigen Nachkommen nicht blutbefleckt waren und es nie sein würden; freilich, zuweilen, besonders in letzter Zeit, schlich Angst in sein Herz, die Sorge, daß Mahmud es schwer haben würde im Leben; doch darüber nachzudenken, lange Betrachtungen anzustellen, fand er nie Zeit: von früh bis spät mußte er Schachzüge ersinnen gegen die eigenen Naibe, Kalantare, Heerführer und die Nach-

barchane, sich überlegen, wie er sich zu verhalten habe in dem Kampf auf Leben und Tod zwischen den türkischen Sultanen und den Safawiden, wie er sich die Huld Schah Ismails erhalten konnte, ohne sich offen gegen die türkischen Sultane zu stellen, ohne die Zukunft seines Landes und seiner Macht allein auf die Siege der Safawiden zu stellen; das alles zu bedenken und die nötigen Vorkehrungen zu treffen nahm seine Zeit gänzlich in Anspruch.

Jetzt, während er in die großen blauen Augen sah, die vor seinen geschlossenen Augen standen, erkannte Chan Sijad mit Schmerz, daß es Mahmud in dieser blutigen Welt nicht gegeben war, den Thron zu behaupten und das Bejlerbejlik von Karabach zu regieren, ja nicht allein das: das Leben überhaupt würde für ihn schwer werden, schwer nicht nur unter Schahs, Chanen und Bejs – lebte es sich etwa leicht unter diesen Scharlatanen von Kabbalisten, habgierigen Mullahs, verlogenen Sejiden oder diesen Derwischen mit ihren dressierten Affen?

Wie war es nur möglich, daß du das alles bisher nicht erkannt hast? Törichter Alter . . .

Bei diesem Wort zuckte Chan Sijad zusammen: zum erstenmal im Leben hatte er sich selbst geschmäht, zum erstenmal im Leben hatte ihn, Chan Sijad, jemand »töricht« genannt, und wie gut fügte sich »Alter« daran . . .

Chan Sijads Lippen verzerrten sich, und die Musikanten meinten, Chan Sijad hätte Schmerzen bekommen, Stiche in der Brust, ertrüge sie nur geduldig, und die Musikanten wußten nicht, was sie tun sollten – weiterspielen oder Alarm schlagen; natürlich wußten die Musikanten auch nicht, daß Chan Sijads Schmerz nicht einmal Logman, der legendäre Arzt, hätte stillen können.

Törichter Alter . . . Wie konntest du solch ein Land überhaupt so lange regieren? Oder sind deine Feinde noch dümmer als du? Glaubst du denn bis ans Ende der Zeiten zu leben? Eine Welt, die König Salomo nicht erhalten geblieben ist, sollte dir erhalten bleiben? Gedenkst du, dein Leben lang Mahmuds Hüter zu sein? Sowie du fort bist von dieser Welt, werden sie ihn in Stücke reißen; er ist kein Kind seiner niedrigen Zeit: vernichten werden sie ihn um deines Thrones willen, an den du dich mit Händen und Füßen geklammert, den du mit Tausenden Tücken und Ränken behauptet hast; war es dir dafür um diesen Thron, diese Krone zu tun? Hast du dafür mit Tausenden Drohungen, Listen, Untaten deine Schätze vermehrt?

Jetzt siehst du es, bisher aber hast du gemeint, ewig neben Mahmud zu stehen, ewig starke Arme zu haben; wußtest du nicht, daß eine Wand aus Fleisch unsicher ist? Und daß wir alle Puppen sind, das Schicksal aber der Puppenspieler? Steh auf, steh auf, ergreife dieses reine Wesen, fliehe aus diesem Land, fliehe, verbirg dich, verbirg deinen Sohn, daß sie ihn nicht zerreißen nach deinem Tod, nimm die Spitzhacke, schlag in den Fels eine Höhle, verbirg dich . . . Denn so und nicht anders liegen die irdischen Dinge . . .

Chan Sijad verschloß mit den großen Händen die Ohren.

Wie kann es sein, daß einem Untertanen Allah einen Sohn gibt wie Bajandur, einem Chan aber einen wie Mahmud?

Chan Sijad spürte ein Würgen im Hals.

Ruhig . . . Beruhige dich . . . Es gibt Feinde, es gibt Freunde. Beruhige dich . . . Ist nicht auch Bajandur dir wie ein Sohn ergeben? Liebst du nicht auch Bajandur wie einen Sohn? Nein, Alter, belüge dich nicht;

wenn dich auch mancher nicht kennt, du selbst kennst dich wohl; Bajandur liebst du nur deshalb, weil du einen wunden Punkt hast: dein Sohn tötet nicht, würgt nicht wie Bajandur, versteht sich nicht aufs Reiten wie Bajandur und ist nicht fähig, wenn es notwendig wird, Köpfe rollen zu lassen, wie Bajandur.

Chan Sijad schloß wieder die Augen, und wieder schauten aus der Dunkelheit die großen blauen Augen auf ihn, und wieder leuchteten in dem Dunkel, das ringsumher herrschte, die blauen Augen mit ihrer Reine, Helle und Durchsichtigkeit.

Chan Sijad dachte an jene Nacht vor siebzehn Jahren zurück, entsann sich all ihrer Einzelheiten; nie hätte er geahnt, sich der Nacht einmal so zu entsinnen, in deren Folge diese großen blauen Augen zur Welt kamen.

Chan Sijad entließ Gamarbanu aus seiner Umarmung und streckte sich aus, lag auf dem Rücken mit ausgebreiteten Armen.

Wieviel Sterne dort oben am Himmel, o Allah! Haben sie eine Zahl? Ist es dem Menschen gegeben, alle diese Sterne zu zählen?

Chan Sijad, nach dreimonatiger Reise heimgekehrt, hatte befohlen, für die erste Nacht nach der langen Trennung das Lager im Garten zu richten, unter freiem Himmel.

Und plötzlich fühlte Chan Sijad eine Hoffnung in sich, warum, wußte er selbst nicht; hatten die Sterne, der Mond sie ihm eingegeben oder die Reine und Durchsichtigkeit der Luft?

Chan Sijad war am Ziel seines Strebens.

Vor sechs Jahren hatte er mit der Kraft des Schwerts, der Schärfe seines Verstandes den Thron von Gandsha errungen; er war gesund, war mächtig und hatte Gamarbanu zur Seite, seine Gamarbanu,

die alle Schönen der Welt für ihn aufzog; Chan Sijad war der einzige Regent weit und breit, der keinen Harem besaß, er hatte nur seine Gamarbanu; schöne Armenierinnen, anmutige Jüdinnen, arabische Tänzerinnen – keine auf der Welt konnte sich mit Gamarbanu vergleichen. Alles besaß Chan Sijad, nur Kinder besaß er nicht.

Neun Jahre schon legten Gamarbanu und er das Haupt aufs gemeinsame Lager, keinen Arzt gab es mehr, den sie nicht um Hilfe gebeten, keine heilige Stätte, an der sie nicht um Erbarmen gefleht hätten; sie aßen gemeinsam Äpfel, jeder die Hälfte, die ihnen Derwische gereicht, badeten in Wasser, in das Heilige gespieen hatten, opferten ganze Herden von Schafen und Kühen, Karawanen von Kamelen, verteilten Fleisch an alle Landstreicher und Bettler, Hungernde und Darbende der Welt, vergeblich.

Und jetzt plötzlich fühlte Chan Sijad eine Hoffnung im Herzen.

Chan Sijad schaute nach Gamarbanu.

Gamarbanu lag auf dem Rücken, ließ die im Mondlicht schimmernden schwarzen Augen auch über den Himmel schweifen; und Gamarbanu fühlte in diesem Moment, was Chan Sijad empfand, wandte die Augen von Mond und Sternen, sah Chan Sijad an, nahm seine große Hand in ihre zarten Hände und sagte:

»Mir ist, als ob das, was der Fuchs prophezeit hat...«

Und Chan Sijad entsann sich des Häßlichen Lal, des Stummen, und seines rüdigigen Fuchses.

Der Häßliche Lal hatte im Gesicht und auf dem Kopf kein einziges Härchen; nicht einmal Brauen und Wimpern hatte er; er war groß und hager, hielt sich etwas gebeugt und hatte einen so langen Hals,

daß er an ein Kamel gemahnte, seine Augen waren tiefgrau. An einer feinen Kette führte der Häßliche Lal einen rüdigigen Fuchs. Dieser rüdigige Fuchs hatte die Gabe, alles zu sehen, alles zu wissen, gegen jeden Schmerz und Kummer der Welt eine Heilung zu finden. Was er sah und wußte, sagte er nur seinem Herrn und nur unter vier Augen, und dann fand Lal, der Stumme, die Sprache wieder und übermittelte denen, die die Hilfe erwarteten, was der Fuchs gesprochen hatte, und erhielt dafür ein Goldstück; wer kein Gold hatte, durfte ihm Silber geben, wer kein Silber hatte – ein Huhn, ein Stück Fleisch, wer kein Huhn oder Fleisch hatte – Eier, Käse oder Sauermilch, und wer selbst das nicht hatte – einen Brotkanten.

Chan Sijad ließ den Häßlichen Lal suchen und in den Palast bringen, und der Häßliche Lal richtete die tiefgrauen Augen auf Chan Sijad und erkannte den Grund seines Grams, dann stieß er wunderliche Laute aus, fuchtelte mit den unbehaarten Armen, wies alle aus dem Gemach, und dann, nachdem er allein geblieben war mit dem Fuchs, fand er die Sprache wieder, er steckte den Kopf aus der Tür und rief:

»Leute!«

Chan Sijad und seine Leute betraten wieder das Gemach, und der Häßliche Lal erklärte ihnen, was der Fuchs gesprochen hatte.

»Der Fuchs, unser Leben würden wir hingeben für sein Heil, befiehlt: Dein Weib soll gehen und drei Nächte im Gejtscha-See baden, und kehrt sie zurück, wird der Fuchs, unser Leben würden wir hingeben für sein Heil, sie ansehen und eine Heilung finden für euren Gram.«

Chan Sijad handelte danach, tat, als wäre er kein allmächtiger Chan, sondern ein dummer Bauer, und der damals noch junge Mirsa Salman wunderte sich

darüber sehr: noch am selben Tag hob Chan Sijad Gamarbanu in die Kädshawe und schickte sie zusammen mit vierzig Dienerinnen ans Ufer des alten Gejtscha, und drei Nächte hintereinander badete Gamarbanu in dem herbstkalten Wasser des Gejtscha, währenddessen der Häßliche Lal und der Fuchs im Palast weilten, in einem eigens für sie hergerichteten Gemach. Der Fuchs sprach mit Lal nicht, und Lal konnte nicht sprechen; der Fuchs bekam ein rohes Huhn, der Häßliche Lal die Palastspeisen zu essen.

Als Gamarbanu dem Geheiß des Fuchses gefolgt war, kehrte sie vom Gejtscha-See in den Palast zurück, und wieder stieß der Häßliche Lal seltsame Laute aus und fuchtelte mit den unbehaarten Armen, Chan Sijad aus dem Gemach weisend, dann kam er selbst heraus und schloß die Tür.

Gamarbanu blieb mit dem Fuchs allein.

Der Fuchs saß in einem kleinen Eisenkäfig, plötzlich wurde er unruhig und begann sich hin und her zu werfen, und Gamarbanu stand vor dem Käfig; der Fuchs atmete hastig mit heraushängender Zunge, von seinen Lippen tröpfelte Speichel, im Halbdunkel des Gemachs funkelten seine Augen, blitzten seine Zähne, und Gamarbanu schaute ihn hilflos suchend, voll Hoffnung an; dann geriet Gamarbanu in Unruhe, mehr und mehr, je hastiger der Fuchs atmete, je wilder er sich in dem Käfig gebärdete, und Gamarbanu fürchtete plötzlich, der räudige Fuchs könnte aus dem Käfig springen, sich zwischen ihren Beinen verbeißen und ihren Leib, ihre Brust zerreißen; mit einem Aufschrei stürzte sie aus dem Gemach und warf sich Chan Sijad in die Arme.

Der Häßliche Lal betrat das Gemach und schloß die Tür.

Gamarbanu, am ganzen Leibe zitternd, preßte sich an Chan Sijads Brust.

Der Häßliche Lal, wieder der Sprache mächtig, rief durch den Türspalt:

»Leute!«

Chan Sijad schob Gamarbanu von sich und betrat das Gemach.

Der Häßliche Lal nahm den Käfig, in dem der Fuchs umhersprang, hob ihn hoch, richtete die tiefgrauen Augen auf Chan Sijad und sagte:

»Der Fuchs, unser Leben würden wir hingeben für sein Heil, sprach: »Alle Menschen werden nach neun Monaten geboren, euer Kind aber wird nach neun Jahren geboren werden.«

Die Jahre vergingen, und längst hatte Chan Sijad diese Geschichte vergessen, doch in dieser mond hellen, sternhellen Nacht, als Gamarbanu an sie erinnerte, wuchs die Hoffnung, die in ihm gekeimt war, immer mehr, und schließlich glaubte er fest, daß er ein Kind, nein nicht schlechthin ein Kind – daß er einen Sohn haben würde.

Chan Sijad strich mit seiner großen Hand über Gamarbanus weißen Leib, und die Wärme seiner Hand durchdrang Gamarbanus ganzes Wesen.

Neun Monate darauf, Ende Frühling, kam Mahmud zur Welt – geboren unter dem Sternbild der Zwillinge, und das verhiieß Glück.

Doch weder Chan Sijad noch Gamarbanu bedachten, was der Volksdichter Sasly Abdulla in seinen Meistersprüchen sagte: »Das Schicksal ist der Schnitter, die Welt ist das Feld, das geschnittene Feld aber wird eine grüne Wiese nicht sein.« Doch die Meistersprüche sagt man nicht einzeln, man sagt sie zu Paaren, und in dem zweiten Spruch heißt es: »Die Welt ist ein Gartenbeet, es wird vermodern . . .«

Ganz in der Nähe krächte ein Hahn.

Chan Sijad lag mit geschlossenen Augen, er hörte nichts; er dachte auch nichts, hatte aufgehört nachzudenken, gebannt von diesen unauslöschlichen Augen vor ihm, und Trauer und Bedauern herrschten in ihm; Trauer und Bedauern nicht nur um Mahmud, nicht nur um sich selbst, sondern um die ganze Welt, das Leben überhaupt.

Die Musikanten wußten nicht, was sie tun sollten: spielen oder leise davongehen? Schliefe Chan Sijad, oder wachte er? Vorsichtshalber spielten sie weiter, und nach und nach, Chan Sijad und auch die eigene Müdigkeit vergessend, gaben sie sich ganz in ihr Spiel, ergötzten, inspirierten einander mit ihrem Spiel, sprachen mit der Sprache der Flöte, der Sas und der Kemantsche von der Vergänglichkeit der Welt, der Flüchtigkeit des Lebens und von Treue und Hoffnung.

Der junge Sänger unterdessen, längst fern des Palastes, ritt, jagte den Bergen von Karabach zu, und die ihn begleitende Musik von Flöte, Sas und Kemantsche fiel immer weiter zurück und verklang.

---

## 2

Wieder krächte der Hahn.

Ganz Gandsha schlief, nur Mahmud schlief nicht, und auch aus dem Schlafgemach seines Vaters klang noch schwermütige Musik.

Seit Mitternacht spielte diese Musik; erst sang der Sänger ein Lied jenes neuen Dichters, der unter dem seltsamen Pseudonym Fisuli bekannt war, was soviel hieß wie »der unzeitgemäß Sprechende«, doch dann sangen nur noch die Instrumente.

Ganz Gandsha redete von der Stimme und der Kunst dieses Sängers, der aus den Bergen von Karabach geholt worden war, seine Stimme nahm alle gefangen, zerstreute ihre Sorgen, doch niemandem zog sich von dieser Stimme das Herz zusammen und wurde schwer.

Die Stimme dieses jungen Sängers machte Mahmud das Herz schwer.

Verstehe einer die Leute: Wie kann man Vergnügen finden, sich ergötzen an einer so schwermütigen Stimme?

Als der junge Sänger nach Gandsha gebracht wurde und im Palast zum erstenmal sang, war der ganze zum Fest versammelte Hof von seiner Stimme entzückt, auf allen Gesichtern malte sich dieses Entzücken, und alle, während sie zuhörten voll Entzücken, aßen den vom Hofkoch bereiteten Hühnerplow, labten sich an den dargebotenen Früchten, Äpfeln, Pflaumen, Pfirsichen, Weintrauben, Feigen, und an kühlem Quellwasser.

Doch Mahmud ertrug es nicht, dieser Stimme zu lauschen, ihm war das unbegreiflich: Wie kann man sich an einer Stimme von solcher Schwermut erfreuen? Wie diese Stimme hören und dabei seelenruhig Plow essen, sich schönste Worte ausdenken, Chan Sijads Kunstsinn zu preisen?

Mahmud ertrug es nicht, er stand auf, verließ das Fest und ging in den Garten hinaus, doch die Stimme folgte ihm in den Garten und brachte ihn zu Tränen, er lehnte sich an den alten Apfelbaum, dessen Zweige wie ein breites Dach ausschlangen, und weinte.

In demselben Garten begegnete Mahmud am nächsten Morgen dem Vorsteher der Palastbibliothek Mirsa Salman; Mirsa Salman fragte, wobei er wie

stets die Spitze seines langen grauen Bartes auf den Zeigefinger der linken Hand wickelte:

»Hat dir die Stimme des Sängers gestern nicht gefallen, Mahmud?«

Mirsa Salman war eine Zeitlang Mahmuds Erzieher gewesen und hatte ihn in Poesie unterwiesen; gemeinsam lasen sie das Chamse von Scheich Nisami, Zeile für Zeile, und zu jeder Zeile gab Mirsa Salman den Kommentar; im fortschreitenden Alter dann stieg Mirsa Salman zum Amt des Palastbibliothekars auf, und in letzter Zeit wachte er über jeden Schritt, den Mahmud tat, über jede Bewegung.

»Seine Stimme ist schön, mein Lehrer . . .«

»Warum bist du dann mitten im Fest gegangen?«

»Weil seine Stimme das eine sagte, ihr ihn aber . . .«, Mahmud errötete, »Ihr ihn aber ganz anders verstandet . . .«

»Alle beim Fest?«

»Ja, alle . . .«

»Und was sagte seine Stimme, Mahmud?«

»Seine Stimme sagte: Ich bin ein Sklave, ich wurde für Gold gekauft, nie wird mein Herz wieder lächeln . . . Ich bin unglücklicher als alle auf der Welt, und niemand wird davon wissen . . . Ich bin unglücklicher als alle, aber ich unterhalte, zerstreue euch . . .«

»Und daran hatten wir Freude?«

»Ja . . .«

Mirsa Salman ging, ohne ein Wort mehr zu sagen.

Mahmud fürchtete, der Lehrer sei gekränkt, aber Mahmud hatte gesagt, was er dachte.

Mirsa Salman war nicht gekränkt, nein, Mirsa Salman wußte, daß Mahmud stets sagte, was er dachte, und Mowlana Dshelaleddin Rumi sagte in einem Mesnewi: »Sieh aus, wie du bist, oder sei, wie du aussiehst«; aber verstört war Mirsa Salman, als er

Mahmud verließ; vieles hatte er in langen Jahren gesehen, und er wußte, welch ein Unglück es war – zu begreifen. Dieser Junge, statt daß er ritt, das Schwert schwang, begann schon jetzt den Welt-schmerz zu fühlen, und Mirsa Salman fragte sich zweifelnd, ob auch die Welt einst solchen Schmerz fühlen würde um ihn. Mirsa Salman murmelte eine jäh dem Gedächtnis entstiegene Zeile des Sängers Sasly Abdulla: »Möge dir Gott Chysr-Iljas senden« und wiederholte sie noch einmal laut, in Gedanken bei Mahmud, denn die Propheten Chysr und Iljas, die vom Wasser des Lebens getrunken haben sollen, gelten im Volk als ein Prophet, der verirrte Wanderer beschützt.

Mahmud ahnte natürlich nichts von den Gedanken, die sein Lehrer Mirsa Salman sich um ihn machte, und während er durch den frühlinggrünen, frühlingblühenden Garten schweifte, vergaß er alles Bedrückende – das Gespräch, die schwermütige Stimme des Sängers und auch, daß er gestern hier unter dem alten breitästigen Apfelbaum geweint hatte, denn wenn die Natur so viel Farben, so viel Schönheit hatte, wenn die Sonne die Erde so wärmte und die Erde so weit war, mußte das Leben schön sein.

Warum sahen die Menschen das nicht?

Wie geht es nur zu, daß die Menschen, geboren auf ein und derselben Erde, auf dieser Erde unter ein und derselben Sonne, ein und demselben Mond und ein und denselben Sternen lebend, einander soviel Böses antun, Blut vergießen, einander hassen und würgen können? Wie geht es zu, daß der ältere Sohn des Ur-vaters aller Menschen Kain seinen jüngeren Bruder Abel erschlägt und es dann bitter bereut? Daß es unter dieser Sonne, auf dieser Erde einen Neid gibt, der den Bruder hinreißt, das Blut des Bruders zu vergie-



Ben? Der Teufel hat Adam und Eva verlockt, von dem Weizen zu essen (die Christen sagen, es sei ein Apfel gewesen), und Gott hat sie des Paradieses verwiesen; doch Adams und Evas einzige Schuld ist, von dem Weizen gegessen zu haben; warum besudeln sich ihre Nachkommen mit solch ungeheuerlicher Schuld, morden, zerstören, vernichten? Sehen sie nicht das Grün, die Blumen, die Bäume?

Fragen, die mit diesem Frühling gekommen waren, denn dieser Frühling hatte etwas Besonderes gehabt: Jedesmal wenn er im Garten ging, in der Steppe schweifete, hügelan stieg in Richtung des Kapasgebirges, wunderte sich Mahmud, warum er die Welt so nie gesehen hatte; ewig brachte er seine Zeit – den Winter, Frühling, Sommer wie Herbst – hinter Büchern zu, die Abende versaß er, Safis Märchen zu hören.

Mahmud hatte viele Bücher gelesen – Plato, Aristoteles und Avicenna; »Kalila und Dimna«, das »Kabusname«, das »Gülistan« von Scheich Sa'adi; das Chamse von Emir Alischer Nawoij, er las unentwegt, und wenn Safi auf Gamarbanus Geheiß die Kerzen zur Nacht löschte, damit er sich nicht die Augen verdarb, las er sogar bei Mondlicht. Doch in diesem Frühling langweilten ihn die Bücher: Wie zum erstenmal sah er das Grün, Purpur, Gelb und Orange des Frühlings, wie zum erstenmal atmete er den Duft des Frühlings, und wie zum erstenmal hörte er den Regen des Frühlings. Mahmud schämte sich vor sich selbst, daß die Bücher ihm langweilig wurden, doch vor seinen Augen wachte die Frühlingserde auf, und seine Scham verflog.

Als Safi meldete, daß Mahmud abgekommen sei von den ewigen Büchern, wurde es Gamarbanu leichter ums Herz, und ihre Augen mit den kummervollen

Schatten, die sich, je größer Mahmud wurde, immer tiefer gegraben hatten, lächelten.

Gamarbanu freute sich auch, daß Mahmud seit diesem Frühling ins Freie hinausstrebte, in die Steppe, die Berge, und Mahmud ahnte nicht, wenn er den Palast allein verließ, umherwanderte und Blumen pflückte, daß auf Gamarbanus Geheiß Wächter ihm auf dem Fuß folgten und ihn nicht aus den Augen ließen. Mahmud ging allein hinaus, wollte nicht, daß ihm Wächter folgten, und Gamarbanu verschwieg es ihm, um sein Herz nicht zu beunruhigen, denn Gamarbanu wußte, daß Mahmuds Herz wie Glas war, leicht konnte es zerspringen, und sie entlohnte die Wächter reich, damit sie nicht weitererzählten, daß Mahmud Blumen auf der Wiese pflückte wie ein kleines Mädchen; doch Gamarbanu wußte nicht, daß die Wächter, wenn sie abends zusammensaßen und ihren bei Armeniern gekauften Wein tranken, sich auslachten über Mahmuds Mädchengebaren, im Rausch all und jedem genüßlich davon erzählten.

Nur eines wußten selbst Gamarbanus Geheimwächter nicht: Mahmud erwartete etwas, etwas kam auf ihn zu.

Was war es? Mahmud wußte es selbst nicht, wußte nur, daß etwas eintreten würde; wenn die Erde so lächelte, bedeutete das, daß etwas eintreten würde.

Auch jetzt, in dieser schwülen Sommernacht war Mahmud voller Erwartung.

Aus dem Fenster des väterlichen Schlafgemachs fiel Kerzenschein, das Spiel der Musikanten klang herüber; die schwüle Sommernacht verhieß etwas, doch Mahmud wußte nicht, was, er fühlte nur wieder, was er in den Frühlingstagen gefühlt hatte: etwas war nahe, ganz nahe, etwas mußte jeden Augenblick eintreten.

Beim erstenmal hatte sich Mahmud geirrt, doch er wußte, fühlte, diesmal irrte er sich nicht.

Der Frühling war vergangen, der Sommer gekommen, doch das Neue dieses Frühlings, die Frische dieses Frühlings, die Mahmud beglückt hatten, das Grün, Purpur und Gelb dieses Frühlings vergingen nicht, ebensowenig wie die Freude auf etwas, was der Frühling eingeleitet hatte, und eines Tages dann geschah das Folgende: Es war eine heiße Sommernacht, so wie heute, und zu Mitternacht wachte Mahmud vom Klang einer Sas auf; erst meinte er, die Sas würde im Schlafgemach seines Vaters gespielt, doch dann spürte er, daß es eine andere Sas war, eine, die andere Worte sprach, Worte, wie die Erde, die Sonne, der Mond und die Sterne sie im Frühling gesprochen hatten, und diese Worte waren grün, rot und orange.

Mahmud richtete sich auf und schaute zum Fenster.

Und in dieser hellen Sommernacht war es, daß vor Mahmuds Fenster eine Sas vom Himmel herabhing wie an unsichtbaren Schnüren, und diese Sas spielte von selbst.

Mahmud sah, daß es die Sas des Volkssängers Sasly Abdulla war.

Mahmud erzählte niemand von diesem Erlebnis; selbst Safi sagte er nichts, ohnehin hätte ihm niemand geglaubt, ohnehin verstanden ihn die Menschen in letzter Zeit schlecht.

Mahmud glaubte, daß nun das Warten ein Ende habe, daß jenes heimlich Erwartete die Sas zu Mitternacht gewesen sei, doch dann erkannte er, daß er sich irrte, denn die Sas hatte im Grunde dasselbe wie der Frühling gesprochen, hatte, obwohl der Frühling längst vorbei war, vom Grün, Purpur und Gelb des Frühlings gesprochen . . .

Da wußte Mahmud, dieses Mal irrte er sich nicht. Die Musikanten spielten.

Warum schlief der Vater nicht?

Ob auch der Vater nicht schlafen wollte? Wollte auch er nicht den Hauptteil des Lebens im Schlaf verbringen? Oder wartete auch der Vater auf etwas? Nein, der Vater konnte nicht schlafen, und schlafen konnte er nicht, weil er einen Gram hatte – Mahmud fühlte es; er fühlte aber auch, daß der Vater vor seinem Gram floh.

Oder hatte in dieser Mitternacht das Unglück des Vaters ihn in seinem Schlafgemach ereilt?

Dieser Gedanke legte sich schwer auf Mahmuds Herz, und Mahmud erhob sich und trat ans Fenster.

Draußen dämmerte es.

Der Palast schlief. Die Wachen im Garten und auf dem Hof standen an ihre Lanzen gelehnt, sie waren eingenickt.

Der Morgen nahte, bald würden Diener und Dienerinnen umhereilen, wirtschaften, Bürger, vom Kleinkrämer bis zum reichen Kaufmann, Schlange stehen zur Audienz bei Chan Sijad, die Höflinge und Beamten ihren Beschäftigungen nachgehen.

Vor vier Tagen hatte sich der Hofadel zu einer Trauerfeier versammelt, Kalantar Jagub war gestorben, und Mahmud erschrak, als er all diese Edelleute, wie sie auf den Teppichen saßen, die Beine nach Türkenart gekreuzt, der Reihe nach ansah. Wo war da Gedenken an den Verstorbenen? Sie sprachen von nichts als der Gerechtigkeit, Milde und Tapferkeit Chan Sijads, und Mahmud sah, als er sie der Reihe nach ansah, daß sie logen, heuchelten und schmeichelten; Mahmud sah aber auch, daß der Vater es ebenfalls sah und es dennoch annahm; weshalb bloß streben diese alten Menschen ihr achtzig-

stes Lebensjahr an, wofür leben sie? Sind sie denn Umständen ausgesetzt, Nöten und Mißhelligkeiten, oder hegen sie Wünsche und Ziele, die diese Doppelzüngigkeit, Zwieltichtigkeit und Heuchelei rechtfertigen können?

Niemanden von dieser Gesellschaft brachte der Tod Kalantar Jagubs dazu, über den Tod nachzudenken.

Oder sind diese Menschen mit dem Tod längst vertraut und im Innern für ihn bereit? Hat aber nicht auch ihren Kopf einst eine Mutter an ihre Brust gedrückt?

Daß diese Welt Staub und das Leben vergänglich sei, hatte Mahmud natürlich schon oft gehört, von vielen Menschen, von Bettlern und Derwischen, die ihm zufällig begegneten, ebenso von seinem Lehrer Mirsa Salman; er wußte es auch aus Liedern und vielen Büchern; was der Tod aber wirklich bedeutete, war ihm als Halbwüchsiger vor drei Jahren bewußt geworden.

Damals befahl Mahmud Entsetzen: Wie können die Menschen lachen, fröhlich sein – wissen sie nicht, daß der Tag kommt, und sie zerfallen zu schwarzer Erde? Die Mutter liebte ihr Kind – weiß sie nicht, daß der Tag herankommt, und sie und ihr Kind und auch das Kind ihres Kindes und dessen Kind zerfallen zu schwarzer Erde?

Die Vorstellung von der Unabwendbarkeit und Absolutheit des Endes erschütterte Mahmud, nistete sich in ihm ein als Entsetzen und Glut, die Gleichgültigkeit der Menschen vor dem Tod aber brachte ihn schier um den Verstand. Mahmud schaute die Mutter an, und sie tat ihm leid, sah die Mutter doch nicht, daß die Zeit herankam, da sie zu schwarzer Erde zerfiel; Mahmud schaute den Vater an, und er tat ihm

leid, ahnte der Vater doch nicht, daß die Zeit herankam, da auch er zu schwarzer Erde zerfiel!

Wieviel anders als er, wie gedankenlos waren die Menschen.

Mahmud begann die Menschen zu meiden.

Wie wurden die Bücher geschrieben, die er las? Waren die Dichter, Gelehrten, die sie schrieben, nicht Menschen, und wußten sie nicht, daß die Zeit herankam, da sie starben?

Mahmud glaubte, nie wieder lächeln zu können, nie wieder froh zu werden, ihm war, als hätte er alles schon hinter sich, sein ganzes Leben.

Und eines Tages, als er sich allein im Garten aufhielt, am Wasserbassin, brach dieses Entsetzen, diese Glut aus ihm heraus wie ein Dshin aus der Flasche, und Mahmud umschlang die Marmorsäule des Bassins und weinte und schluchzte, daß er am ganzen Leib bebte.

Woher war Gamarbanu so plötzlich gekommen? Er war doch allein im Garten . . .

Gamarbanu umarmte von hinten die Schultern des Sohns:

»Was ist geschehen, Mahmud? Was hast du? Warum sagst du mir nichts, Mahmud?«

Mahmud wandte sich um, sah die Mutter an und las in ihren Augen, ihrem Gesicht solch schmerzliches, bebendes Mitgefühl, solche Vertrautheit, Verwandtheit und Liebe, daß er vor ihr alles aussprach, worüber er sonst nie sprach.

»Ich werde sterben . . . Die Zeit kommt heran, da ich sterbe . . .«

In heißer Rührung zog Gamarbanu seinen Kopf an die Brust und verwirrte mit zitternden Fingern sein Haar:

»Sterben werden wir alle, mein Kind.«

Gamarbanus Herzs Schlag tröstete Mahmud, ihr Herz sandte Wärme aus, und diese Wärme ging auf ihn über, und Gamarbanus Herz sagte ihm, daß er nicht allein sei, und er erkannte, daß die Menschen anders waren, als sie schienen.

»Lies nicht so viel, Mahmud . . .«

Mahmud hörte diese Worte nicht, denn er hörte nur Gamarbanus Herzs Schlag, hörte nur, was ihr Herz sprach; Mahmud erkannte, daß die wichtigsten Worte nicht die Zunge sprach, sondern das Herz . . .

Draußen dämmerte es.

Mahmud, während er am Fenster seines Schlafgemachs stand, ließ abermals die Höflinge, die sich zum Trauergedenken an Kalantar Jagub versammelt hatten, in Gedanken an sich vorüberziehen, und diesmal fand er sie viel weniger abstoßend als vor vier Tagen, waren doch auch sie Menschen mit einem Herzen, sprachen und sagten nicht auch ihre Herzen irgend etwas zu irgendwem?

Leise wurde an die Tür geklopft, Safi trat ein mit einem Licht.

»Warum schläfst du nicht, Mahmud?«

Der Blick dieses schwächigen mittelgroßen Jünglings mit dem hellen Gesicht und hellen lockigen Haar beunruhigte Safi; in den großen blauen Augen waren eine seltsame, der Zartheit des Körpers widersprechende Hochmütigkeit, Schärfe und Eindringlichkeit.

»Und du, Safi, warum schläfst du nicht?«

»Ich . . .« Safi stockte und überlegte; er wagte nicht, zu sagen, daß Gamarbanu, als sie Mahmuds Silhouette im Fenster gewahrte, gekommen war, ihn wachgerüttelt und zu Mahmud geschickt hatte, um zu fragen, warum er nicht schlafe; diese unglückliche Frau wachte auch nachts über ihren Sohn, lebte in ständiger Sorge.

»Ich kann wegen der Hitze nicht schlafen«, sagte Safi. »Wieso stehst du am Fenster?«

»Ich schaue nach den Höflingen.«

»Nach den Höflingen? Die Höflinge träumen jetzt den siebenten Traum!«

Mahmud lächelte:

»Sie träumen vielleicht, aber nicht für mich . . .«

Safi sah plötzlich einen Heiligenschein um Mahmuds Kopf, er erschrak und sprach bei sich: »Astaghfir Ullah! Gott behüte!«

Dann faßte sich Safi wieder. Ein Werk von der Hand des Teufels!

Manchmal kam über Safi der Teufel.

Zum letztenmal krächte der Hahn.

---

### 3

Der Hahn krächte zum letztenmal, und Marjam sprang auf; eine Weile konnte sie sich auf nichts besinnen, ihre Brust hob und senkte sich.

Nein, nicht dieses letzte Krähen hatte Marjam so plötzlich geweckt.

Marjam kniete sich auf die dünne Matratze ihres Holzbettes.

Was war nur geschehen?

Morgendämmer fiel durchs Fenster der Stube und verlieh den geweißten Wänden und der geweißten Decke eine milchige Reine; milchrein schimmerten aber nicht nur Wände und Decke, milchige Reine lag auch auf den Dielen, dem Holzschemel, Holztischen und Marjams hölzernem Bett; auch die Fensterscheiben waren wie Milch.

Wieder fühlte Marjam jenen warmen Atem, und sie entsann sich ihres seltsamen Traums, den sie die

ganze Nacht geträumt hatte, eines süßen und schrecklichen Traums.

Marjam hatte von der Reinen geträumt, der Heiligen Jungfrau Maria.

Die Heilige Jungfrau Maria und der Heilige Josef flüchteten aus Nazareth.

Die Jungfrau Maria war ein ganz junges Mädchen, und Marjam schien es im Traum, sie selbst sei Maria, denn dann und wann verwandelte sich das Gesicht der Jungfrau Maria in ihr Gesicht. Die Jungfrau Maria trug ein zerlumptes Kleid aus grauem Kattun und lief barfuß, mit bloßem Haupt durch die Wüste. Nein, das Eslein lief, sie saß auf einem Eslein, und der Heilige Josef im Leinenkittel schritt hinterher und trieb den Esel mit einer Gerte. Der Heilige Josef war alt, doch von kräftiger Statur, seine grauen Locken und seinen Bart zauste der frische Wind.

Die Wüste nahm kein Ende.

Es war Winter, und ab und zu wurde es kalt; der Sand war warm, noch nicht ausgekühlt, und wenn der Wind kalt wurde, sprang die Jungfrau Maria von dem Eslein und wühlte die nackten Füße voll Wonne in den warmen Sand. Und Marjam meinte im Traum, sie selbst sei es, die die Füße in den warmen Sand wühlte und mit den frostigen Zehen im warmen Sand wackelte. Dann wurde es so kalt, daß auch der Sand auskühlte, doch Marjam fühlte einen warmen Atem, dieser Atem wärmte sie, und Marjam erkannte, daß dieser warme mächtige und reine Atem der Atem des Erzengels Gabriel war, der sie unsichtbar begleitete und darüber wachte, daß dem Kindlein, mit dem sie schwanger ging, kein Leid geschah.

Marjam wollte die Jungfrau Maria und den Heiligen Josef ins Haus bitten, konnte es aber nicht, denn sie selbst war die Jungfrau Maria, und sie ritten,

hasteten vorbei an ihrem Haus, wo es doch warm war.

Es wurde noch kälter, und es begann zu schneien, doch der Atem des Erzengels hüllte Maria in eine warme Wolke, so daß selbst die Füße nicht froren.

Als sie in Bethlehem einritten, oder richtiger, als sie sich hineinschleppten, lagen die Hütten und Scheunen verschneit, unaufhörlich fiel Schnee, und sie flüchteten sich zur erstbesten Herberge am Wege, einer schmutzigen und armseligen, doch Marjam fühlte im Traum, daß sie glücklich war, daß die Jungfrau Maria, Josef und das Eslein und auch sie selbst nun Schutz finden würden vor dem Wind und dem Schnee; und der Wirt, der müde und böse aussah, erklärte erst immer wieder, daß er kein Zimmer habe, nicht einmal eine Schlafstatt, daß die Leute schon gedrängt auf dem Fußboden schliefen, doch als er Marias Leib sah und Josefs rotgefrorene Füße und Hände, winkte er sie heran und sagte, sie dürften zusammen mit ihrem Eslein im Stall übernachten.

Im Stall war es warm, es roch nach Dung und Heu, und von allen Seiten sahen die dunklen Augen der Tiere sie an. Sie wärmten sich auf und legten sich auf Stroh, das sie recht und schlecht zusammengescharrt hatten, und da begannen bei der Jungfrau Maria die Wehen, und diese Wehen fühlte Marjam im eigenen Bauch.

Dann erscholl der Schrei eines Säuglings, und Marjam, von den Wehen erlöst, atmete wieder ruhig und betrachtete das kleine Kind, das im Stroh auf einem Kattunfetzen lag. Marjam wußte – dieses Kind war der Heiland. Das Gesichtchen des Knaben Jesus leuchtete wie eine winzige Sonne.

Dann verwandelte sich das Gesicht des Heiland in das Gesicht eines ganz normalen Kindes, die Ärm-

chen und Beinchen des Kindes zappelten auf dem Kattunfetzen im Stroh, und Marjam wunderte sich über die Alltäglichkeit dieses Anblicks. Die Jungfrau Maria wickelte das Kind in den Kattunfetzen und legte es in eine leere Holzkrippe. Das Kind fing an zu weinen. Dann schrie es. Und es waren weder Engel noch Weise, noch Hirten da.

Von dem Kindergeschrei wachte Marjam auf.

Marjam zitterte. An diesem Morgen dieses heißen Sommertages zitterte Marjam vor Schüttelfrost; dann hörte sie das Atmen des Vaters, der nebenan schlief, und kam langsam zu sich; erst wollte sie den Vater wecken gehen, besann sich dann aber, denn ihr fiel ein, daß der Düstere Pfarrer gestern den ganzen Tag bis tief in die Nacht gebetet hatte.

Das Atmen nebenan beruhigte Marjam; wenn der Düstere Pfarrer so atmete, konnte nichts geschehen, hatte sie nichts zu befürchten, würde alles gut werden.

Nein, diesmal wollte Marjam dem Vater den Traum nicht erzählen; im Winter hatte sie schon einmal so etwas Seltsames geträumt und es dem Vater erzählt; sie hatte geträumt, daß sie sich an den Tisch des heiligen Abendmahls setzte, wo der Herr mit seinen Jüngern speiste, daß sie essen wollte und der Tisch plötzlich leer war: Knochen, schmutziges Geschirr, Reste – und daß sie allein an dem Tisch saß.

Der Düstere Pfarrer fragte, die breiten zusammen- gewachsenen Brauen runzelnd:

»Woher nimmst du, daß es das heilige Abendmahl war?«

Marjam hob die schwächtigen Schultern.

»Ich weiß nicht... Aber es war der Tisch des Herrn. Ich wußte es.«

Der Düstere Pfarrer schwieg, versuchte nicht, den

Traum zu deuten, wollte es offenbar nicht, und einen ganzen Monat blieb er ernst und nachdenklich. Marjam genügte ein Blick, um die Stimmung des Vaters zu fühlen; war ihm ruhig ums Herz – ein Blick, und Marjam wußte es; war sein Herz unruhig – Marjam genügte ein Blick, es zu sehen; ebenso, wenn er nachdenklich, zufrieden oder unzufrieden war.

Wenn der Düstere Pfarrer ihren Traum nicht deuten konnte, was hatte es mit dem Traum dann auf sich, und wie kam es, daß sie etwas träumte, was sich nicht deuten ließ?

Wenn aber der Düstere Pfarrer ihren Traum nicht deuten wollte, dann war es also ein böser Traum, und der Vater wollte ins Herz der Tochter nicht Unruhe säen.

Nie sprach der Düstere Pfarrer die Unwahrheit, nie log und betrog er, manchmal aber schwieg er, beantwortete die Frage nicht, und da wußte Marjam, daß sie die Frage nicht wiederholen durfte.

Früher – vor dem letzten Frühling – hatte sie häufig Fragen gestellt.

Das Haus, in dem der Düstere Pfarrer und Marjam wohnten, lag am Rand von Gandsha, es war ein kleines Haus mit nur zwei Stuben; eines Tages gegen Winterende kehrten Marjam und der Düstere Pfarrer von der kleinen Holzkirche am anderen Ende der Stadt in ihr Haus zurück; Marjam hatte dem Vater das Mittagessen gebracht und war bis zum Abend bei ihm geblieben, hatte eine Kerze angezündet und lange und andächtig gebetet. Als sie ins Haus traten, wünschte Marjam plötzlich, daß sie jemand empfänge, daß jemand, kaum daß sie da waren, dem Düstern Pfarrer eine Piale mit heißem Tee hinstellte, jemand, der ihnen lieb und vertraut war, den Düstern Pfarrer umsorgte, ihm diene.

Marjam fragte: »Vater, warum hast du nach Mutters Tod nicht wieder geheiratet?«

Der Düstere Pfarrer richtete die schwarzen, unter den breiten zusammengewachsenen Brauen blitzenden Augen auf Marjam und schwieg.

Einen Moment sahen sie einander an und sprachen zueinander mit den Augen. Der Düstere Pfarrer wußte, warum Marjam diese Frage gestellt hatte, und Marjam wußte, warum der Düstere Pfarrer schwieg.

Die Mutter war am Tag von Marjams Geburt gestorben, und von diesem Tag an brachten der Düstere Pfarrer und Marjam ihr Leben gemeinsam zu. Manchmal dachte Marjam, sie sei schuldbeladen auf diese Welt gekommen, denn allein mit ihrer Geburt hatte sie ein Menschenleben zerstört und dem Vater Kummer bereitet. Marjam wußte, daß am Tag, als sie zur Welt kam, der liebste Mensch des Vaters von der Welt gegangen war, ihre Mutter, aber Marjam wußte nicht, daß ihre Mutter jeden Tag mit dem Vater sprach, auch über Marjam, und sich freute, daß sie heranwuchs und daß Vater und Tochter in so gutem Einvernehmen lebten. Nie haderte der Düstere Pfarrer mit dem Willen Gottes; was in dieser blutigen und traurigen Welt, dieser schmachvollen Welt auch geschah, er nahm alles an, denn wenn der Herr es für notwendig hielt, war es nun einmal notwendig; den Tod seiner Frau vor siebzehn Jahren aber hatte er nur mit dem Verstand angenommen, nicht mit dem Herzen, und darin glaubte er sich schuldig vor Gott – es war seine einzige wissentliche Schuld vor Gott, nicht von ungefähr nannten ihn die Leute seither »Düsterer Pfarrer«.

Der Frühling kam, und die Steppe um Gandsha erblühte, die Narzissen hoben ihre Köpfchen, die Sträu-

cher wurden grün, die Blätter der Platanen rollten auf, die Schwalben kehrten in ihre Nester zurück, und das Seltsamste dabei war – Marjam sah dieses Frühlingserwachen der Natur wie zum erstenmal, als hätte die Erde noch nie so gelächelt, sich noch nie so gefreut, noch nie so froh gemacht.

Jeden Morgen, wenn der Vater zur Kirche aufgebrochen war, räumte Marjam das Haus auf, fegte, wischte Staub; sie hatten eine weiße Geiß, und Marjam molk sie, dann kochte sie für den Vater Eier oder, wenn Fleisch da war, Fleisch und holte aus dem Garten Gemüse; endlich aber nahm sie die Weiße Geiß, verließ mit ihr den Hof, schlenderte durch die Stepperinge um das Haus und pflückte Blumen; und jeden Abend wollte sie den Vater etwas fragen, konnte es aber nicht, weil sie nicht wußte, was. Marjam fühlte, daß sie dem Vater etwas sagen müßte, doch was, wußte sie nicht, und allmählich ging dieses Gefühl in ein anderes über: Marjam schien es, daß sie dem Vater etwas verheimlichen wollte, doch was sie verheimlichen wollte, wußte sie nicht. Dieses Gefühl bedrückte, quälte Marjam – was konnte es auf der Welt geben, was sie dem Vater zu verheimlichen hätte? Längst mied sie es, sich vor dem Vater umzukleiden, denn sie fürchtete, daß sich dabei offenbarte, was sie verheimlichen wollte, und auch das peinigte sie, war doch der Vater gleichsam ihr zweites Ich – warum also sich vor ihm schämen?

All das begann mit dem Frühling und blieb, auch als der Frühling vorbei war; und als der Frühling vorbei war, begann Marjam auf etwas zu warten und dieses Etwas machte sie traurig und froh zugleich, vor allem aber – dieses Etwas drückte sie wie eine heimliche Bürde; es war da, wenn sie abends zu Bett ging, war da, wenn sie morgens erwachte, und war da, wenn

sie durch die Steppe ging; es zwang sie, Blumen zu pflücken und für sich allein zu tanzen und zu lachen . . .

Der Morgen brach an. In der milchigen Reine der Stube herrschte nach wie vor Stille, doch diese Stille hatte jetzt etwas Besonderes, und Marjam fühlte, warum: Das Atmen des Vaters war verstummt.

Marjam löste die Augen vom Fenster und blickte zur Tür. In der Tür stand der Düstere Pfarrer.

Der Düstere Pfarrer war ein stattlicher, hochwüchsiger und breitschultriger Mann. Sein langes Haupthaar hatte sich längst grau verfärbt, sein Bart war stellenweise sogar schon weiß. Seine blitzenden schwarzen Augen, breiten zusammengewachsenen Brauen, die Stirnrunzeln und die Falten der Augenwinkel, alles an seinem Gesicht empfand Marjam wie stets als ihr so lieb und vertraut, daß sie vom Bett sprang, ihm um den Hals fiel, das Gesicht an seiner breiten Brust barg und zur eigenen Überraschung sagte:

»Vater, ich habe heute nacht von der Heiligen Jungfrau geträumt!« Und aufgereggt erzählte sie ihren Traum.

Der Düstere Pfarrer strich mit seinen langen knöchernen Finger über ihr kastanienbraunes Haar und hörte aufmerksam zu, und als Marjam ihre Erzählung beendet hatte, schwie er. Marjam hob den Kopf und blickte ihm in die Augen. Der Düstere Pfarrer lächelte. Selten geschah es, daß der Düstere Pfarrer lächelte, und dieses Lächeln verschönte sein herbes Gesicht. Marjams Augen antworteten diesem Lächeln. Der Düstere Pfarrer sagte:

»Du hast von deiner Mutter geträumt. Und der Schnee im Traum bedeutet Helligkeit, Reine . . .«

»Und das Kind?«

Der Düstere Pfarrer wollte sagen, das Kind sei sie selber gewesen, sagte es aber nicht – wenn das Kind ein Knabe war, so war es vielleicht wirklich der Heiland und nicht Marjam . . .

## 4

Gamarbanu trug vor Gott große Schuld, doch alle ihre Missetaten hatte Gamarbanu Mahmuds wegen begangen, und allmählich beschlich ihr Herz Angst. Wie konnte Mahmud, in dem so viel Unschuld und Reine war, je glücklich werden nach all diesen seinetwegen begangenen Sünden, seine Unschuld und Reine würden ihn hindern, glücklich zu werden auf Kosten des Unglücks anderer.

Doch Gamarbanu war schließlich selbst unglücklich, und ihr Unglück sollte ihre Sünden sühnen und Mahmud den Weg zum Glück ebnen. Ja, Gamarbanu litt, und die Tatsache, daß sie litt, bedeutete für sie, daß Mahmud nicht leiden mußte.

Gamarbanu befand sich allein in ihrem mit Teppichen ausgelegten Gemach; die Beine gekreuzt, saß sie auf einer Atlasmatratze. Ein Diener kam und meldete, daß Mirsa Salman warte. Gamarbanu bedeutete ihm mit der Hand, Mirsa Salman einzulassen, und als Mirsa Salman eintrat, fragte sie ungehalten:

»Was ist los, Mirsa? Wo bleiben die Bücher? Vor vierzig Tagen hatte ich dir den Auftrag erteilt . . .«

Mirsa Salman sagte, indem er die Spitze seines langen schmalen Bartes auf den Zeigefinger wickelte:

»Vor über einer Woche ist die Karawane in Täbris aufgebrochen und hat Baku passiert. Bald wird sie eintreffen . . .«



»Schicke ihr einen Reiter entgegen, Mirsa! Schicke einen Reiter, er soll sie zur Eile drängen!«

Mirsa Salman stand mit gesenktem Kopf, doch seine Gedanken weilten woanders als bei jener Karawane, die Bücher aus Täbris brachte . . . Die unglückliche Gamarbanu, würde sie diese Leidenschaft, Energie und Findigkeit auf etwas anderes richten – eine Sarah Chatun könnte sie sein, doch Sarah Chatun hatte den Langen Hassan zum Sohn, Gamarbanu dagegen – Mahmud; und Mahmud war vom Schöpfer anders ersonnen, nie würde er ein Langer Hassan sein, und eigentlich war es auch gut so . . .

Gamarbanu sagte:

»Du kannst gehen, Mirsa!«

Mirsa Salman nickte leicht und ging, voll bitterer Genugtuung darüber, daß er ging. Seit einiger Zeit konnte Mirsa Salman Gamarbanu kaum mehr ansehen; Mirsa Salman, der einst heimlich Liebeshasele auf ihre Schönheit geschrieben hatte, schmerzte ihr Anblick – wie zusehends diese schöne Frau alterte, und wenn Gamarbanu ihn ansah mit ihren tief verschatteten Augen, jammerte es ihn, denn er wußte den Grund ihres vorzeitigen Alterns und heimlichen Grams: Mahmud, allein er.

Daß Mahmud die Menschen mied, mit niemandem plauderte, keine Altersgefährten um sich scharte, weder ritt noch auf die Jagd ging, mädchenstreu war, hatte sich Gamarbanu noch unlängst mit seinem übertriebenen Bücherinteresse erklärt; seine einsamen Ausflüge in die Steppe und seine Freude am Blumenpflücken jetzt erklärte sie sich wiederum damit, daß er der Bücher überdrüssig sei. Früher ließ Gamarbanu die neuen Bücher vor Mahmud verschließen, jetzt dagegen befahl sie, neue Bücher, für die sie einen Haufen Gold aufbrachte, aus Täbris

kommen zu lassen, um Mahmud wieder zum Lesen zu bringen.

Gamarbanu klammerte sich an einen Strohalm, sie wußte es selbst.

Alles, was die Kabbalisten aus dem Volk und die einflußreichen Sejiden als die Nachfahren des Propheten sagten und taten, beeinflußte einen jeden, nur Mahmud nicht, Mahmud blieb gleichgültig, zu Gamarbanus Kummer.

Vor zwei Jahren hatte Gamarbanu den berühmten Sejid Abd ul-Gassym in Ardäbil auftreiben, für viel Gold nach Gandsha holen lassen und gebeten, ihren Sohn vom Bann der Einsamkeit, Weichlichkeit und Einfalt zu erlösen, zu machen, daß er wie alle jungen Burschen ritt und das Schwert schwang; sie küßte die Hände des Sejid Agha mit dem weißen Bart und Haupt und den weißen Brauen, bediente ihn wie eine Sklavin.

Und Sejid Abd ul-Gassym aus Ardäbil saß zwei Tage und zwei Nächte in dem eigens für ihn hergerichteten Gemach, ohne einen einzigen Tropfen Wasser, ein einziges Krümchen Brot zu sich zu nehmen, und sagte bedächtig, mit leiser Stimme, die Augen zur Decke erhoben, den ganzen Koran von der ersten bis zur letzten Zeile her; zu Mitternacht riß er sich ein Haar aus dem Bart und reichte es Gamarbanu:

»Lege es deinem Kind um den Kopf . . .«

Gamarbanu nahm das Haar des Sejid, ging zu Mahmud, der in seinem Gemach schlief, legte es ihm um den Kopf und trug es zu dem Agha zurück. Der Agha stand auf, die Schöße seiner wie sein Bart weißen Aba raffend, nahm eine Kerze, verließ das Gemach und ging in den Garten hinunter, und Gamarbanu, begleitet von vertrauten Dienern und Dienerin-

nen, folgte ihm. Der Agha blieb unter einem Apfelbaum stehen, zündete das Haar an und ließ es halb abbrennen; die übriggebliebene Hälfte verscharrte er, den Schnee beiseite schiebend, in der Erde unter dem Baum, dann richtete er sich auf und sagte zu Gamarbanu:

»Der Winter wird scheiden, der Frühling vergehen, der Sommer wird kommen. Dieser Baum wird eine Birne tragen. Ist die Birne reif, so gib sie Mahmud; wenn Mahmud die Birne ißt, wirst du erlöst werden von deinem Gram.«

Tagelang hatte Gamarbanu auf diesen Sejid gewartet, zwei Tage und zwei Nächte saß sie bei ihm, ohne einen Schluck Wasser, ohne ein Stück Brot zu sich zu nehmen, ohne auch nur für Sekunden die Augen zu schließen, nun aber verlor sie die Geduld, sie vergaß sich und des Sejid heiligen Ahn, vergaß sich und des Sejid weißes Haupt, brauste auf vor Zorn und Haß und rief:

»Alter Schwachkopf! Du weißt nicht einmal, daß das ein Apfelbaum ist?«

An diesem Wintertag war es, daß der Sejid Abd ul-Gassym aus Ardäbil mit dem weißen Haupt, den weißen Brauen und dem Bart, weiß wie seine Aba, seine matten, vom zweitägigen Fasten verschleierte Augen schweigend auf Gamarbanu richtete, schweigend sich abwandte, durch den Garten davonging und im Schnee verschwand.

Die Diener und Dienerinnen standen starr vor Erstaunen und sprachen wie aus einem Mund:

»B'ism-illah! Ein Werk von Haruts und Maruts Hand!«

Gamarbanu tat diesen Vorfall ab als einen weiteren Mißerfolg.

Nicht einmal Chan Sijad wußte von Sejid Abd ul-

Gassym aus Ardäbil. Doch wovon wußte Chan Sijad überhaupt?

Der Winter verging, es wurde Frühling, die Bäume blühten, auch der Apfelbaum blühte, dann schwanden die Blüten, die Äpfel begannen sich zu entwickeln, und eines Tages spazierte Gamarbanu in der Nähe des Apfelbaums und erstarrte: ganz oben in der breiten Krone des Apfelbaums hing zwischen grünen Äpfeln eine gelbliche Birne.

Noch am selben Tag ließ Gamarbanu vierzig Hammel schlachten und an alle Sejiden von Gandsha verteilen, ließ vierzig weitere Hammel schlachten, an alle Moscheen schicken und an die Hungernden verteilen, dann verdoppelte sie für drei Monate den Chüms von Gandsha, die Steuern zugunsten der Sejiden. Dann schickte sie einen Boten nach Ardäbil, den Agha zu suchen und dazu zu überreden, nach Gandsha zurückzukommen, ihm zu sagen, Gamarbanu werde ihn mit allem, wonach er Verlangen trage, fürs ganze Leben versorgen, und betete Tag und Nacht, ihre Schuld vor dem Agha zu tilgen.

Nach sieben Tagen kehrte der Bote mit einer unglaublichen Nachricht zurück: Die Schildmannschlucht sei trotz des Hochsommers so eingeschneit, daß man sie weder jetzt noch in nächster Zeit gen Ardäbil überschreiten könne.

Gamarbanu opferte noch fünfzig Hammel, diesmal ließ sie sie an das ganze Volk verteilen. In diesen Tagen boten die Metzger von Gandsha drei Pfund Nachitschewan geschnittenes Lendenfleisch für eine Vierteltange feil, doch niemand kaufte, denn in jedem Haus gab es Fleisch in Hülle und Fülle, und binnen einer Woche hatten die Metzger fast einen ganzen Jahresverdienst eingebußt.

Tag und Nacht brachte Gamarbanu unter dem Ap-

felbaum zu, und als die Birne reif, ganz gelb geworden war, ließ sie sie pflücken und eilte, sie Mahmud zu bringen.

Ewig nicht mehr war Gamarbanu so leichtfüßig gegangen, ewig nicht mehr hatte sie so frei und tief geatmet und die Frische der Luft so empfunden.

Mahmud saß in der Palastbibliothek und las in einem Buch, und von dem Buch war er so gefesselt, daß er die von der Mutter gebotene Birne wortlos nahm und beim Lesen zu essen begann.

Gamarbanu sah ihm mit einer Erregung und freudigen Erwartung zu, wie sie sie noch nie im Leben gefühlt hatte.

Mahmud verzehrte die Birne, ohne vom Buch aufzublicken.

Gamarbanu wartete.

Mahmud las weiter.

Gamarbanus Herz beschlich Angst – wieder ein Mißerfolg?

Mahmud las bis zum Abend, dann ging er im Garten spazieren, dann legte er sich schlafen.

Gamarbanu konnte kein Auge zutun, die ganze Nacht lag sie wach. Zweimal ging sie selbst nach Mahmud zu schauen, und zweimal schickte sie Safi.

Mahmud schlief fest.

Gegen Morgen fiel Gamarbanu in einen leichten Schlaf, doch bald erwachte sie wieder und rief Safi zu sich.

»Was gibt es Neues, Safi?«

Safi sagte, die Augen niedergeschlagen, als fühlte er sich an allem schuldig:

»Keinerlei, Banu . . .«

Safis Verlegenheit entging Gamarbanu natürlich nicht.

»Du möchtest etwas sagen, Safi?!«

»Heute morgen . . . heute morgen, als der Koch die Hühner schlachten ließ, hat Mahmud . . .«

Gamarbanu fragte erlebend:

»Was, Safi?«

»Mahmud fing an zu weinen und lief weg . . .«

Gamarbanu schloß daraus, daß selbst die magischen Kräfte des Sejid Agha bei Mahmud nichts ausrichten konnten.

Oder war der Agha erzürnt? Ob es deshalb geschnitten hatte in der Schildmannsschlucht?

Dann kam Gamarbanu ein unsinniger Gedanke: Du suchst einen Heiligen, dich von deinem Gram zu erlösen, dabei ist vielleicht dieser Heilige Mahmud selbst?

In der Nacht betrachtete Gamarbanu den klaren Himmel, entsann sich, wie vor siebzehn Jahren sich alle gefreut hatten, daß der Knabe Mahmud unter dem Sternbild der Zwillinge geboren wurde, und flüsterte:

»Auch der Himmel hat dich betrogen . . .«

Von nun an ließ Gamarbanu davon ab, weissagende Kabbalisten, Sejiden oder Derwische kommen zu lassen, heilige Orte aufzusuchen oder heilige Gelübde zu tun.

Von nun an konnte Gamarbanu nicht einmal mehr mit Mahmud sprechen. Die Unschuld und Reine seiner Augen entwarffneten sie.

Und jetzt setzte Gamarbanu all ihre Hoffnung auf die Bücher aus Täbris.

Gamarbanu stand auf, um im Garten nach Mahmud zu schauen, doch da öffnete sich die Tür, Chan Sijad trat ein.

Es war das erstmal, daß Chan Sijad mitten am Tag, zudem ganz allein und ohne Ankündigung, Ga-

marbanu aufsuchte. Gamarbanu schloß daraus, daß in der Welt der Politik etwas vorgefallen sei.

Chan Sijad setzte sich Gamarbanu gegenüber.

Gamarbanu sah, daß Chan Sijad Sorgen hatte und es ihm schwerfiel, darüber zu sprechen.

Und Gamarbanu dachte, während sie in das sorgenvolle Gesicht ihres Mannes sah: Wie traurig, daß sie nicht die Frau geworden ist, die ein Chan Sijad verdient hätte. Chan Sijad stand in dieser grausigen Welt allein; ihr, Gamarbanu, fehlte die Kraft, ihm beizustehen; Allah hatte ihnen einen Sohn geschenkt, dessen Schultern zu schwach waren für die Bürde der Macht, und die Sorgen um diesen Sohn beraubten Chan Sijad um den ihm vertrautesten Menschen – Gamarbanu.

Wie früh hatte sich Grau auf sein Haupt gelegt, wie früh ihn das Alter ereilt; rasch war die Jugend verfliegen; sieh, wie runzlig die Haut seiner Hände . . . Zum erstenmal, jetzt erst gewahrte sie es. Sieh die Furchen an seinem Hals – wie mit dem Dolch gezogen . . . Und Gamarbanu fühlte den Schnitt dieses Dolchs, sie streckte die Hand aus und strich über Chan Sijads Haar:

»Ist etwas geschehen, Sijad?«

Chan Sijad sah Gamarbanu an und sagte:

»Mahmud macht mir Sorgen . . .«

Gamarbanu richtete sich auf:

»Ist Mahmud etwas geschehen?«

»Nein . . . Aber, Gamar, Mahmud wird den Thron nicht übernehmen.«

Endlich! dachte Gamarbanu. Endlich sieht Chan Sijad seinen Sohn richtig. Sie lächelte:

»Ich weiß . . .«

Und in dem Lächeln seiner Frau, ihren lächelnden feuchten Augen las Chan Sijad allen Gram, der sich

in Gamarbanu angesammelt hatte. Jäh fühlte er auch, wie sehr er sich mit den Jahren von seiner geliebten Frau entfernt hatte, wie wenig er von ihr wußte, und wunderte sich, warum er jetzt erst wahrnahm, wie sehr sie gealtert war. Was hatte er von diesem Thron, dem er sein Leben widmete? Einsamkeit und Bitternis; und diese Einsamkeit und Bitternis umschlossen plötzlich seinen Körper wie erstickender Schlamm.

Ach, vieles wußte Chan Sijad nicht, und wie vieles würde er nie erfahren!

Chan Sijad herrschte in Gandsha schon dreiundzwanzig Jahre, schon dreiundzwanzig Jahre bemühte er sich, seinen Thron zu sichern und seine Schätze zu mehren; doch Chan Sijad wußte nicht, daß auch Gamarbanu sich um vieles bemühte; Tag und Nacht wirkte sie, die Zukunft seines Throns und seines Reichtums zu sichern; Chan Sijad hatte den Kopf so voll von den Dingen des Tages, war so beschäftigt mit politischen Winkelzügen, Kriegsplänkeleien, den heimlichen und offenen Angriffen, heimlichen und offenen Verleumdungen der Nachbarn und dem Klatsch und Gezänk im Palast, daß er nie Zeit fand, einen Gedanken auf Mahmud zu wenden; er lebte in dem guten Glauben, sobald er das Haupt zur Erde neigte, würden die Verwandten und die Vertrauten sich spornstreichs zusammenfinden, seinen einzigen Sohn Mahmud auf den Thron zu heben, und sagen: »Chan Mahmud, gebiete über uns . . .«

Gamarbanu lächelte bitter.

Nie fand Chan Sijad die Zeit, die Papacha vor sich hinzulegen und zu bedenken, daß es ebendiese Verwandten waren, die Mahmud einst umbringen würden, daß ebendiese Verwandten um Mahmud herumstrichen wie der Schakal um das Lamm und nur darauf warteten, daß Chan Sijad ein Unglück traf.

Schuldbewußt senkte Gamarbanu die Augen, sie dachte plötzlich an Chan Dshawanschir, denn Chan Dshawanschir und Chan Sijad glichen einander wie zwei Hälften eines Apfels.

Chan Dshawanschir war Chan Sijads jüngerer und einziger Bruder und wie dieser ein Schwertheld und glänzender Reiter. Zuweilen hatte Gamarbanu in seinen Augen, wenn sie auf Mahmud ruhten, eine wölfische Gier gesehen, doch heute dachte sie, daß alles vielleicht ein Irrtum war: damals freilich steckte ihr auch noch Safi, Chan Dshawanschir habe bei einem Picknick am Göj-See gesagt: »Hierher werde ich Gandsha verlegen und einen Palast bauen mit Blick auf den See.« Demnach hielt sich Chan Dshawanschir für den Erben des Throns und verhehlte es nicht einmal.

Gamarbanu hortete eine Woche lang Gold und besprach sich mit dem Banditenhütling Schöner Kellös, und als eines Tages Chan Dshawanschir zur Gamsjagd auf den Murow-Berg stieg, folgte ihm heimlich der Schöne Kellös und erschoss ihn mit einem Pfeil; dann, damit dieses Geheimnis gehütet bliebe, hortete Gamarbanu abermals Gold, besprach sich mit dem Palastwächter Einäugiger Weligulu, und der Einäugige Weligulu legte sich nachts in Gandsha in einen Hinterhalt, lauerte dem Schönen Kellös, als er nachts zu seiner Geliebten Haikanusch ging, auf und erstach ihn mit einem Dolch, und dann, damit auch dieses Geheimnis gehütet bliebe, niemandem außer Allah und Gamarbanu gehörte, vergiftete Gamarbanu den Einäugigen Weligulu mit eigener Hand.

Chan Sijad verhängte über das Land eine vierzigjährige Trauer, den Tod des Bruders als eine MACHENSCHAFT des Schahs oder des Sultans oder gar der eige-

nen Kalantare und Naibe deutend, und ließ alle Verdächtigen, die er fassen konnte, enthaupten und ahnte dabei nicht, daß der eigentliche Verursacher dieses Todes Mahmud war; Gamarbanu indes fand gerade darin Trost, daß diese Opfer und manche anderen, von denen Chan Sijad nichts wußte, nicht aus Mordgier gebracht worden waren, sondern im Gegenteil – um Mahmud vor Mordgier zu schützen, letztlich – um Mahmuds Zukunft willen . . . Mahmuds Reine und vor allem Erhabenheit vor Chan Dshawanschir, ganz zu schweigen vom Einäugigen Weligulu, rechtfertigten solche Taten; freilich, durch Chan Dshawanschirs Tod und auch den des Einäugigen Weligulu waren Kinder zu Waisen geworden, doch war Mahmud nicht im Grunde viel hilfloser als diese Waisen? Waisen kamen immer irgendwie durch, Mahmud aber kam nur mit Gamarbanus Hilfe und keines anderen sonst durch in dieser Welt.

Jetzt verhüllt Trauer Chan Sijads Augen, dachte Gamarbanu, worauf waren diese Augen vorher gerichtet? Warum haben sie nicht gesehen, was alle sahen? Und übrigens, was – wenn sie gesehen hätten? Wer hätte mehr getan als ich? Konnte ich mir jemals im Leben vorstellen, daß einmal Blut an meinen Händen klebt? Als ich nach neun Jahren mein Kind gebar, ahnte ich da, daß mich Unglück erwartet? Daß mein Gesicht zu lächeln, mein Herz, sich zu freuen verlernen wird? Allah schenkte mir Mahmud zur Freude, Allah schenkte mir Mahmud aber auch zu einem Schmerz, so groß wie die Freude um ihn; mehr als mir beschieden, kann es nicht geben: die Scham habe ich abgeworfen wie auch das Gewissen – und was erreicht? Was also hätte Sijad getan?

Als eines Tages Gamarbanu mit einer Schar Skla-

vinnen im Frauenbad des Palastes badete, kam ihr der Gedanke, daß man in Mahmud den Mann wekken müsse. Mahmud war sechzehn, doch noch vollkommen rein. Keiner zerbrach sich darüber den Kopf, ob Mahmud überhaupt wußte, was ein Mädchen und was eine Frau war, jeder fand, daß es so, wie es war, schon seine Richtigkeit hatte.

Dieser neue Gedanke beschäftigte Gamarbanu, und sie kam zu dem Schluß, daß sich danach alles finden würde. Mahmud mußte zum Mann werden, und danach, wenn Mahmud Mann geworden war, würde er seine Weichheit verlieren und härter werden, zumindest ein wenig; das Schwierigste war der Anfang, dann würde sich schon alles von selbst ergeben; er würde seinen Altersgefährten nacheifern – reiten, das Schwert schwingen und Mädchen entführen und heranwachsen zum würdigen Nachfolger seines Vaters: ein Mann mit schlagendem Arm und denkendem Kopf.

In dem Frauenbad suchte Gamarbanu eine Sklavin aus, deren Körper vor Mädchenreife straff war wie eine gespannte Saite, nahm sie in ihre Gemächer mit, kleidete, schmückte sie eigenhändig, erklärte ihr Anliegen und gab ihr einen Beutel Gold mit dem Versprechen, ihr noch einen zu geben, und noch am selben Tag ließ sie sie von einer Dienerin zu Mahmud führen.

Zwei Tage waren vergangen, die Sklavin ließ sich nicht blicken, Gamarbanu spürte, daß sie ihr auswich; es verging der dritte Tag, dann auch der vierte, länger konnte Gamarbanu nicht schweigen, sie begab sich selbst zu Mahmud. In Mahmuds Gemach hielten sich weder Mahmud noch die Sklavin auf, das Gemach war die verkörperte Reine und Durchsichtigkeit, und Gamarbanu spürte sofort – in diesem Ge-

mach hatte sich nichts abgespielt, und Gamarbanu rief Safi, und Safi sagte, Mahmud sitze schon drei Tage und drei Nächte in der Palastbibliothek und lehre die Sklavin das Alphabet.

Bebend vor Zorn, vor Wut auf sich selbst und Scham über ihr Vorgehen, befahl sie die Sklavin zu sich und fuhr sie an, ihre langen Zöpfe sich um die Hand wickelnd.

»Habe ich dich geschickt, das Alphabet zu lernen?«

Die Sklavin zog den Beutel Gold aus dem Ausschnitt, legte ihn auf den Fußboden und fiel weinend, gnadeflehend Gamarbanu zu Füßen:

»Was du befehlst, werde ich tun . . . Und wenn du mich zu einem ganzen Männerheer schickst . . . Aber schicke mich nicht zu ihm, dies zu tun! Vor ihm schäme ich mich . . . komme ich um vor Scham . . .«

Gamarbanu war erschüttert. Diese schöne Junge verstand sich auf ihre Sache, und Gamarbanu sah ihren Augen allerlei an.

Gamarbanu ließ die Zöpfe der Sklavin los, ihr sanken die Arme nieder.

Weinend eilte die Sklavin aus dem Gemach.

Gamarbanu quälte sich weiter, tausend Gedanken gingen ihr durch den Kopf, und eines Nachts, als sie es nicht mehr aushielt, ließ sie nach Gyssyr Gary schicken, der ersten Kupplerin von Gandsha. Gyssyr Gary, die Kinderlose Alte, rannte, den Saum ihres schmutzigen Rocks zwischen den Zähnen, zum Palast und trat, noch schnaufend vom Rennen, vor Gamarbanu hin.

Gewiß, Gyssyr Gary war die abscheulichste Hexe von Gandsha, und kein Gandshaner konnte sie leiden, und ein jeder, der ihre Dienste in Anspruch nahm, wollte die Sache so schnell wie möglich zu Ende bringen, um seine Augen von ihrem Anblick zu

befreien, doch niemand auf der Welt wußte oder wäre je auf den Gedanken gekommen, daß Gyssyr Gary schon viele Jahre einen heimlichen Wunschtraum hegte; sehnlich wünschte Gyssyr Gary, sich von der Erde zu lösen und in die Lüfte zu fliegen; mit unendlichem Neid schaute Gyssyr Gary den Vögeln am Himmel nach und verzehrte sich an der Hoffnungslosigkeit und Unerfüllbarkeit ihres Wunsches; das war der einzige Kummer der Gyssyr Gary, peinlich verbarg sie ihn vor der Welt. Gyssyr Gary hielt den Kopf stets gesenkt; wenn sie mit jemand sprach, wenn sie irgendwohin rannte, wenn sie eine Arbeit tat, nie hob sie den Kopf, denn sowie Gyssyr Gary den Kopf aufrichtete, traf ihr Blick den Himmel, und dann schmerzte ihr Herz, der Himmel zog ihr Herz zu sich wie ein mächtiger Magnet, es hämmerte gegen die Brust, wollte raus aus der Brust und zum Himmel hinauf, doch ach – Gyssyr Gary hatte nun einmal keine Flügel, wie ein Vogel fliegen konnte Gyssyr Gary nun einmal nicht. Wie oft, wenn sie morgens in ihrer einsamen Hütte erwachte, die Augen aufschlagend, zum Fenster blickte und unversehens den Himmel sah, den blauen und klaren Himmel, sprang durch ihr Herz eine so wilde Sehnsucht nach diesem Himmel, wie sie kein Mensch auf der Welt kannte oder auch nur ahnte – Sehnsucht nach dieser Bläue und Klarheit . . .

Gehen wie normale Menschen konnte Gyssyr Gary nicht, immer rannte, hastete sie.

In dem schwachen Kerzenlicht ihres Gemachs schaute Gamarbanu dieser häßlichen und schmutzigen Frau in die erwartungsvollen Augen, maß sie von Kopf bis Fuß, sah ihre Lumpen, ihre verdorrte, hölzerne Brust und dachte bitter: Mein Gott, mit wem stoßt das Schicksal mich zusammen . . .

Dann sagte sie:

»Ich habe ein Anliegen an dich . . . Aber daß du mir den Mund hältst! Daß du mir schweigst wie ein Grab! Sonst . . .«

Gyssyr Gary ließ Gamarbanu nicht aussprechen:

»Chanym-gysym, meine Chanin und Tochter, der heilige Abbas, Sohn des Zorns des göttlichen Ali, soll mich verfluchen, Gyssyr Gary ist eine Handvoll Hirse, wo du sie hinwirfst, da bleibt sie liegen. Sag, was du brauchst. Beim heiligen Koran, den ich gelesen, beim heiligen Namas, den ich verrichtet: wie ein Grab will ich schweigen!«

Gyssyr Gary hatte natürlich weder den Koran gelesen noch den Namas verrichtet, doch was tun – hartherzig ist Fortuna, sie bringt es zuweilen so weit, daß der Schah ein Anliegen hat an den Bauern.

Gamarbanu gab Gyssyr Gary eine Goldmünze und erklärte ihr, was sie von ihr wolle, dann gingen sie zu Mahmuds Gemach; Gamarbanu blieb draußen, doch Gyssyr Gary, hastig den Rock glättend, sich die Nase wischend, trat ein.

Mahmud schlief, und sein blasses Gesicht und helles Haar schimmerten im Mondlicht, als ginge von ihnen ein Strahlen aus, als läge Mahmud nicht in seinem Bett, sondern säße auf dem Pferde Refref, das einst den Propheten Mohammed zu Allah hinauftrug; Gyssyr Gary indes nahm solche Dinge nicht wahr, sie hockte sich vor Mahmuds Bett und schob ihre Hand, die schon viele Männer untersucht hatte, vorsichtig unter die dünne Decke, tastete, bis sie fand, was sie suchte, griente, zog die Hand unter der Decke vor, erhob sich und ging hinaus.

Bangend erwartete Gamarbanu sie hinter der Tür.

Gyssyr Gary raunte ihr zu: »Ein Mann – oho!« Und lautlos kichernd, bleckte sie ihre Zahnstummel.

Gamarbanu atmete auf, doch die Scham über ihre Zweifel und diese unschickliche Tat überwältigte sie; als wäre die Alte schuld, spuckte sie ihr voll Haß und Abscheu ins Gesicht. Doch als die Alte gegangen war, tat es ihr leid, und sie grämte sich in bitterer Selbstbeziehung.

Zwei Tage darauf berichteten Diener, sie hätten gesehen, als sie frühmorgens aufwachten und in den Garten blickten, daß sich eine Sklavin an einem Maulbeerbaum erhängte. Alle wunderten sich, niemand konnte sich erklären, warum diese unge, schöne und fröhliche, mit Blicken wie Pfeilen um sich schießende Sklavin sich das Leben genommen hatte. Nur Gamarbanu wußte, warum. Gamarbanu hatte der Sklavin, die vor drei Tagen zwei Beutel Gold zurückwies und um Gnade flehte, angesehen, daß sie in Liebe entbrannt, doch auch – daß diese Liebe unglücklich war.

So verhält es sich, mein Guter . . . So ist es gewesen, armer, unwissender Sijad . . . Einen solchen Sohn hätte dir Gott vor tausend Jahren oder tausend Jahre nach uns schenken sollen; unsere Zeit ist unseres Sohnes nicht würdig, unsere schwarze Zeit ist eine schwarze Wunde auf Mahmuds Reine.

Vor tausend Jahren?

Oder ob nicht gerade vor tausend Jahren eine ebenso unglückliche Mutter wie ich sich gewünscht hat, ihr Sohn wäre erst in tausend Jahren geboren worden? Ach, daß sich deine Tage verwandelten, Mahmud, daß die Welt, in der du lebst, sich verwandelte! . . . Neun Jahre lang ließ Fortuna mich eine Gärtnerin sein; die Gärtnerin weint, der Garten weint, die Blumen weinen . . . Wofür streut uns diese Welt Steine, setzt uns so zu?

Heißt es nicht im Koran, daß Allah, wenn er be-

drängt, auch wieder befreien wird? Wo aber ist die Befreiung für mein bedrängtes Herz?

Müde von all den Schmerzen der letzten Jahre erhob sich Gamarbanu.

»Hoffen wir auf Allah!« sagte sie zu Chan Sijad, und von neuem fuhr ihr der Schmerz durch die Brust: Mein Sohn mit dem hellen Antlitz, mit der hellen Seele und dem schwarzen Geschick . . . unglücklicher Mahmud . . .

Wäre es Gamarbanu in den Sinn gekommen, daß ihr Sohn, den sie für unglücklich, für gezeichnet hielt, binnen kurzem der glücklichste Mensch auf der Welt sein sollte?

---

## 5

---

Das Gras am Ufer des Gandsha und rings um das Haus des Düsternen Pfarrers war in der Sommerhitze verdorrt und vergilbt, doch dieses Gelb bedrückte Mahmud nicht, im Gegenteil, erzählte ihm, wie es sich in die sonnige Weite dehnte, von der Größe und Grenzenlosigkeit der Welt. Im Koran zwar stand geschrieben, Allah habe »den Himmel, die Erde und alles zwischen ihnen« nur auf Zeit, für eine bestimmte Frist erschaffen, doch dieses Bernsteinengelb das Auge erreichte, dieses Plätschern und Sonnenfunkeln des Flusses sprachen von der Beständigkeit der Welt und der Ewigkeit des Lebens: die Welt, in sechs Tagen erschaffen, war einzigartig, und das menschliche Leben sollte man als ein einiges Leben sehen, von Adam bis in unsere Tage und weiter, fort und fort über Jahrhunderte, Jahrtausende.

Am Morgen war Mahmud in den Garten gegangen, und plötzlich hatte er sich beengt gefühlt in dem großen von der hohen Palastmauer umzogenen Gar-



ten; die Mauer, das kunstvolle Arrangement der Pflanzen und Bäume ließen ihn seine Unfreiheit spüren, und Mahmud ging durch das Tor des Palastes in die Steppe hinaus, ging weiter und weiter, bis er zu der bernsteingelben Ebene am Gandsha-Ufer gelangte.

Die Ebene war weit und frei, und diese Weite und Freiheit – wie seltsam! – erinnerten Mahmud auf neue, andere Weise an längst vergessene und ganz einfache Erlebnisse: als kleines Kind ging er einmal mit seiner Mutter spazieren; sie waren auf einer grünen Wiese, und er sah eine weiße Blume, und als er diese weiße Blume pflücken wollte, verbrannte er sich an einer Brennessel; laut weinend lief er zur Mutter, und die Mutter nahm ihn auf den Arm; als er sieben oder acht war, hob ihn Onkel Chan Dshawanschir, Allah habe ihn selig, zu sich aufs Pferd, und sie ritten durch die Steppe, bis sie zu einem Dorf kamen; in dem Dorf saß eine Frau an einem Tendir und buk Tschureks; der Onkel stieg vom Pferd, nahm einen von den Tschureks, die neben dem Tendir übereinandergeschichtet lagen, riß einen Zipfel ab und reichte ihn Mahmud. Mahmud biß gierig hinein und verbrannte sich den Mund, da weinte er; die Tränen verschmierten das Nil in seinem Gesicht, und der Onkel lachte laut; und jedesmal danach fragte Mahmud, bevor er Brot aß, ob es auch nicht zu heiß sei; als er elf oder zwölf war, streunte Mahmud auf dem Hof hinter dem Palast, da rief die dicke Geflügelhahn ihn heran. »Horch mal«, sagte sie und hielt ein Ei an sein Ohr; in dem Ei piepste etwas, dann war ein Klopfen zu hören, dann brach die Schale auf, und der Kopf eines Kückens mit noch geschlossenen Augen kam zum Vorschein, dann schlüpfte das Kücken aus der Schale, direkt auf die

dicke Hand der Händlerin, es war pitschnaß, wie aus dem Wasser gezogen, die winzigen Flügel klebten an seinem Körper, es hob den Kopf, als guckte es mit den geschlossenen Augen zum Himmel, und piepste zart; Mahmud sagte, das Kücken wolle zu essen haben, doch die dicke Händlerin sagte: »Nein, es bittet Allah um Glück...«

Diese fernen Erinnerungen erwärmten Mahmud, stimmten ihn froh. Er roch den Duft der weißen Blume, spürte auf der Zunge den Geschmack des heißen Tschureks, hörte noch einmal das erste Kückenpiepsen in seinem Leben, und in diesem Moment...

In diesem Moment erblickte Mahmud Marjam.

Marjam war frühzeitig aufgestanden und hatte den Düsternen Pfarrer zu seinem Kirchgang verabschiedet; dann fegte sie, ordnete das Haus, wärmte Wasser im Hof, wusch das Hemd und den Leibrock des Düsternen Pfarrers, molk die Weiße Geiß, setzte die Milch zum Säuern an, kochte Eier, holte Zwiebeln aus dem Garten und schälte sie, dann pflückte sie vom Birnbaum am Tor eine Birne und aß sie, dann pflückte sie noch eine Birne und gab sie der Weißen Geiß zu fressen, und dann ging sie mit der Weißen Geiß in die Steppe hinaus, ging und ging, bis sie zu der Ebene am Gandsha-Ufer gelangte.

Marjam hatte sich im Frühling ein kleines Lied über die Weiße Geiß ausgedacht und es seit dem Frühling nicht mehr gesungen, heute aber fühlte sie sich so leicht und froh, als ob Ostern wäre; die Stille und Weite der Ebene brachten ihr das Lied wie von selbst auf die Lippen:

Weiße Geiß, dir Lob und Preis,  
Gibst uns Milch zu Trank und Speis,

Filzhaar für den warmen Schal,  
Witterst fernher den Schakal,  
Flinke Hufe hast du, springe,  
Weiße Geiß, sei guter Dinge:  
Futter schaff ich dir zur Stelle,  
Tränke dich aus kühler Quelle,  
Immer wolln wir Freunde sein.  
Und uns freun am Sonnenschein.

So singend, der Weißen Geiß nacheilend, lief Marjam in der Ebene, und plötzlich sah sie, daß ihr ein Jüngling entgegenkam, und dieser Jüngling hatte ein helles Gesicht, helles Haar und große blaue Augen, und erschrocken verstummte Marjam, doch im nächsten Moment glaubte sie, diesen Jüngling von irgendwoher zu kennen, sogar sehr gut zu kennen; Marjam wußte mit Sicherheit, daß sie diesen Jüngling zum erstenmal im Leben sah, und doch hatte sie das untrügliche Gefühl, ihn schon lange und gut, sehr gut sogar, zu kennen.

Marjam blieb stehen.

Die Weiße Geiß ging mit gesenktem Kopf auf Mahmud zu.

Mahmud streckte die Hand aus und kraulte die Weiße Geiß zwischen den Hörnern.

Die Weiße Geiß blieb ruhig stehen.

Marjam wunderte sich darüber, denn die Weiße Geiß war nur an sie und den Düsternen Pfarrer gewöhnt und scheute vor anderen Menschen; Marjam fühlte aber auch, daß es so sein mußte, daß die Weiße Geiß recht daran tat, vor dem Jüngling mit dem hellen Gesicht, hellen Haar und den großen blauen Augen nicht zu erschrecken.

Die Weiße Geiß wandte den Kopf, sah Marjam an und meckerte.

Diese Laute liefen hin durch die ganze unendliche bernsteingelbe Weite der Ebene.

Der Düstere Pfarrer pflegte zu sagen, jedes Tier auf Erden habe seine eigene Sprache, doch wäre dem Düsternen Pfarrer je in den Sinn gekommen, daß es einen Tag geben würde, da Marjam die Sprache eines Tiers verstand?

Die Weiße Geiß hatte Marjam gerufen; die Weiße Geiß sagte – hab keine Angst, sagte – komm her; die Weiße Geiß rief Marjam in eine nie gekannte Freiheit und Ungebundenheit hinaus, ins Land der im Herzen entfesselten Gefühle und süßen Erregung; komm her, sagte sie; hab keine Angst, sagte sie, und die bernsteingelbe Ebene sprach es ihr nach.

Hatte Marjam denn aber Angst?

Marjam ging und trat vor Mahmud hin.

Und alles klärte sich vor Mahmud; Mahmud wußte, daß er sich nicht geirrt hatte. Mit ganzem Wesen fühlte er die Nähe dieses schwarzäugigen, braunhäutigen Mädchens, fühlte, als berührte er es mit der Hand, seinen warmen Atem, seinen erregt unter dem leichten Kattunkleid bebenden Körper und seine hohen Brüste und stand gefangen.

Nichts an diesem Jüngling vor ihr war dem Düsternen Pfarrer gleich, weder die Gestalt noch die Augen, die Brauen oder das Haar, warum empfand Marjam ihn aber als so vertraut, warum wünschte sie sich, sein Gesicht zu streicheln, ja ihn zu umarmen und zu küssen?

Marjam und Mahmud standen und sahen einander in die Augen.

Die Weiße Geiß senkte den Kopf und begann zu grasen.

Die Tiefe ihrer einander ansehenden Augen zog Marjam und Mahmud an.

Mahmud streckte die Hand aus.

Marjam hob die Hand und reichte sie Mahmud.

Marjam sagte:

»Ich bin Marjam . . .«

Und die bernsteingelbe Ebene, bisher lautlos, als hielte sie den Atem an, erwachte plötzlich und flüsterte auch: Ich bin Marjam . . .

Mahmud sagte:

»Ich bin Mahmud . . .«

Auch diese Worte wurden von der Weite rings wiederholt.

Dann lösten sich ihre Augen voneinander, und sie wandten sich der Ebene zu.

Marjam ging neben Mahmud, ohne ihn anzusehen, und doch hatte sie sein Gesicht, seinen Blick vor Augen.

Mahmud fühlte den Pulsschlag der Hand, die er hielt, fühlte, daß Marjams ganzer Körper pulsierte, wie einst das Herz seiner Mutter pulsiert hatte, als er, überwältigt von Todesfurcht, sich an sie schmiegte.

Marjam mußte an das Mädchen Anna denken; Anna hatte zusammen mit ihrer Mutter und ihren drei jüngeren Geschwistern in der Nachbarschaft gewohnt. Sie war fünfzehn Jahre älter als Marjam, hübsch, gesund und fleißig, wollte aber nicht heiraten, einen Brautwerber nach dem anderen schickte sie fort, und die Leute wunderten sich darüber. Später, als sie größer war, gewährte Marjam, daß Anna dem Düsteren Pfarrer, wenn er morgens zur Kirche aufbrach, verstohlen und wehmütig nachschaute. Doch Annas Blick war nicht nur verstohlen und wehmütig, Marjam las in diesem Blick noch etwas anderes, verstand es aber nicht. Vor drei Jahren war Anna mit ihrer Familie nach Stambul gezogen.

Jetzt plötzlich verstand Marjam dieses andere; jetzt,

als sie Hand in Hand mit Mahmud durch das Steppengelb der Ebene ging, verstand sie Annas Blick ganz: Anna hatte den Düsteren Pfarrer geliebt.

Diese plötzliche Erkenntnis von etwas, was drei Jahre zurücklag, beglückte Marjam, ergriff sie wie eine hohe Woge, daß sie das Gefühl hatte, ihre Füße lösten sich vom Erdboden und sie beginne zu schweben, und ihre Wangen leuchteten noch mehr.

Mahmud fühlte mit allen Fasern seines Körpers, mit ganzem Wesen eine solche Leidenschaft und ein solches Verlangen nach Marjam, ihre warme Hand rührte sein Herz so auf, daß ihm alle Gefühle und Empfindungen seines bisherigen Lebens vor diesen neuen, ungeahnten nichtig erschienen. Er mußte an einen seltsamen Spruch in dem Buch der Christen denken, das Mirsa Salman seit einigen Jahren ins Aserbaidshanische übersetzte: »Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen . . .«

Mahmud wollte viele Worte sagen, doch o Allah, wie hilflos hast du den Menschen geschaffen im Aussprechen seiner Gefühle, alle Worte der Welt – sind sie nicht vor den Gefühlen, die du dem Menschen eingabst, ein Tropfen im Vergleich zum Ozean?

Marjam und Mahmud gingen Hand in Hand und sahen sich hin und wieder an, und alles, was er mit Worten nicht sagen konnte, sagte Mahmud mit den Augen, und in seinen Augen las Marjam, was Mahmud mit Worten nicht sagen konnte, und ihr Körper loderte und sang.

Die Weiße Geiß, den Kopf gesenkt, lief ihnen voraus, doch da blieb sie stehen, wandte sich um, sah Marjam und Mahmud bedeutsam an, hob dann den Kopf und meckerte, und Marjam schien es, als wollte die Weiße Geiß sie warnen weiterzugehen.

Woher waren diese grauen Wolken so plötzlich gekommen, sich direkt über ihren Häuptern zu ballen?

Ein Blitz zuckte, es donnerte, und auf die sonngleisende bernsteingelbe Steppe stürzte ein kühler Regen nieder.

Im Nu waren Marjam und Mahmud und die Weiße Geiß bis auf die Haut durchnäßt.

Marjam hatte ein Kattunkleid an, und das nasse Kleid klebte an ihrem Körper, so daß ihre Brüste mit den gewölbten Brustwarzen, ihr Leib und ihre Hüften sich abzeichneten unter dem leichten Stoff.

Mahmud strich mit der Hand über ihr nasses Haar und ihr brünettes, von Regentropfen benetztes Gesicht, dann über ihren schmalen Hals und ihre hohe Brust, und in dieser Hand spürte Marjam durch die Regenkühle hindurch die Hitze eines Herds, und diese Hitze ging auf sie über, und obwohl diese Hand begehrt, vertraut war, erinnerte sie sie doch gleichzeitig an den Atem des Erzengels Gabriel.

Marjam flüsterte:

»Ich glaube an Christus, du an Mohammed . . . Sei barmherzig, Mahmud, bringe mich nicht ins Unglück.«

## 6

Im Palast verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht: Der Sohn Chan Sijads Mahmud hat sich verliebt.

Diese Nachricht stieß auf die unterschiedlichsten Haltungen – die Jugend freute sich über sie, die Dienerschaft und die Sklavinnen konnten sie nicht glauben, die Wesire und Wekile, beansprucht von ihren Tagesgeschäften, taten sie als unwichtig ab, mancher von den Edelleuten aber, verstrickt ins Ränkespiel

und gewohnt, sich über alles mißtrauisch den Kopf zu zerbrechen, deutete sie als einen Schachzug des Chans, und diejenigen, die aufgegeben hatten, Chan Sijad zu bezwingen, und sich mit Mahmuds Schwäche trösten wollten, beunruhigte sie: nun durfte Chan Sijad auf Enkel hoffen, unter Mahmuds neuer Sippchaft konnten mächtige Leute sein, die nach dem Chansthron trachteten; als aber nach und nach bekannt wurde, daß das Mädchen, in das sich Mahmud verliebt hatte, die Tochter eines armseligen, am Stadtrand wohnenden Christenpfaffen war, gerieten alle außer sich.

Noch am selben Tag überbrachte Safi die Nachricht natürlich Gamarbanu.

Gamarbanu konnte sich über sie nicht recht freuen, zu gewohnt war sie es, daß alles, wie schön es auch anfangs schien, ein böses Ende nahm: erst ein bißchen Hoffnung und dann der große Kummer.

Dieses Christenmädchen hatte in der Steppe Mahmuds Einfalt und Reine ausgenutzt, Gamarbanu konnte mit dem Mädchen übereinkommen, die Zusammenkünfte sogar arrangieren, und kosten würde es sie keine zehn Silbermünzen oder allenfalls eine Milchkuh (sie hatte gehört, daß diese Leute nur eine Ziege besaßen); auch konnte sie befehlen, das Mädchen im Palast anzustellen, als Dienerin etwa, um es besser im Auge zu haben; und doch, je länger Gamarbanu darüber nachsann, desto mißmutiger wurde sie.

Safi hatte Gamarbanu gemeldet, Mahmud wolle die Tochter dieses Pfaffen mit dem Spitznamen Düsterner Pfarrer wahrscheinlich heiraten.

Was für eine Hexenmeisterin mußte dieses Mädchen sein? So jung und schon so abgefemt? Und der Vater, was fiel ihm ein, solche Absichten zu schüren?

Natürlich, die beiden, Tochter wie Vater, in den Boden zu stampfen wäre Gamarbanu ein leichtes, doch Gamarbanu wußte nur zu gut, die Wunde, die sie Mahmuds Herz damit schlug, würde nie mehr verheilen, darum mußte sie vorsichtig sein.

Das war das Schwierige.

Gamarbanu rief Safi und befahl ihm, zu gehen und diese Pfarrerstochter in Augenschein zu nehmen, zu schauen, was für ein Vogel sie sei.

Safi begab sich in die entlegene Vorstadt, wo der Düstere Pfarrer wohnte, und Safi dachte ein Mädchen zu sehen – kokett wie hundert Hindinnen, mit Brauen wie zwei Bogensehnen, Augen wie zwei Achate, einer Nase wie eine Muskatnuß, einer Brust, weiß wie Samarkander Papier, doch was er dann sah, war ein dunkelhäutiges schmächtiges Mädchen, das auf den nackten Fersen kauerte und eine Ziege milk, und da staunte er sehr.

Auch späterhin staunte Safi darüber noch manches Mal, doch weder jetzt noch später kam Safi je der Gedanke, daß Marjam mit Mahmuds Augen gesehen werden mußte.

Als Safi fort war, ließ Gamarbanu Gyssyr Gary rufen und befahl ihr, alle nur möglichen Erkundigungen über das Christenmädchen einzuziehen, und Gyssyr Gary raffte den Rock, wischte sich die Nase und rannte los, und am nächsten Morgen, wieder zurück, sprach sie zum erstenmal im Leben und mit Mühe, denn ein Leben lang hatte sie gehechelt, verurteilt und verleumdet, gute Worte:

»Beim heiligen Koran, den ich gelesen, beim heiligen Namas, den ich verrichtet, ein Wunder . . . Dieses Christenmädchen hat ein sanftes Herz wie Fatima . . . Sie stockte, sich plötzlich bewußt, daß sie vor Gamarbanu eine Christin mit der Tochter des Propheten

Mohammed verglich, und murmelte: »Astagh-fir Ullah, Gott vergib mir!«

Wenn schon ein so göttloses Weib wie Gyssyr Gary solche Reden führte, hatte Gamarbanu Safi also zu Unrecht gescholten.

Gamarbanu dachte wiederum nach und bat schließlich Mirsa Salman, zu gehen und gebildete Christen, mit denen er bekannt war, über die Tochter des Pfarrers auszufragen. Nach einiger Zeit kam Mirsa Salman wieder und sagte, wobei er die Spitze seines langen Bartes auf den Zeigefinger wickelte:

»Das Mädchen ist klug wie Balgis, welche ihre Glaubensgenossen Königin von Saba nennen.«

Gamarbanu, die auf der Matratze saß mit untergeschlagenen Beinen, stand auf, sah Mirsa Salman lange an, und ihre Miene verriet, daß sie nicht wußte, wonach sie noch oder wonach sie nicht fragen sollte, dann sagte sie matt:

»Und du, Mirsa . . . Was rätst du?«

Ob Gamarbanu wohl je geahnt hatte, daß er, Mirsa Salman, nun ein Greis, einst endlose sehnsüchtige Nächte von ihr träumte? Stets hatte Mirsa Salman gemeint, Gamarbanu ahne davon nichts und würde es nie ahnen, und bei diesem Gedanken war ihm schwer ums Herz geworden, doch jetzt schien ihm zum erstenmal, daß Gamarbanu sehr wohl davon wußte, von all seinen Gefühlen für sie wußte . . .

Und Bedauern erfüllte Mirsa Salman, Bedauern um etwas unwiederbringlich Vergangenes: die leidenschaftlichen Gefühle von einst waren davongegangen in eine unerreichbare Ferne, und die Zeit kam heran, da Mirsa Salman wie Gamarbanu von dieser Erde schwanden und mit ihnen jene Gefühle, in denen er sich verzehrt und von denen sie gewußte hatte,

schwanden, ohne eine Spur auf der Erde zu hinterlassen.

Mirsa Salman ertrug Gamarbanus Augen nicht länger.

»Den Rat wird Allah geben«, sagte er und ging, ohne ihre Erlaubnis abzuwarten.

Nachdenklich blickte Gamarbanu ihm nach, und ihr Blick fiel auf die sich schließende Tür. Es war eine Tür aus edlem, in den Wäldern des Schahdach geschlagenem Nußbaum, sie trug kunstvolle Miniaturen, mit flüssigem Gold gemalt von Gandshani-schen Künstlern nach Art des berühmten Müsehhib Sultan Mohammed Täbrisi, und wäre es wert gewesen, sich im Palast Schah Ismails zu öffnen und zu schließen. Auf die Türmitte hatte Gamarbanu in Gold schreiben lassen: »Es gibt keinen Gott außer Allah«.

Gamarbanu fühlte, daß all das, was sie bedrückte, alle ihre Ängste und Leiden, keiner so gut verstand wie Mirsa Salman; ihr schien sogar, Mirsa Salman wisse auch von ihren Missetaten.

Mirsa Salman hatte gesagt: »Den Rat wird Allah geben«, und das hieß: Misch dich nicht ein in Allahs Dinge, versündige dich nicht, halte dich diesmal zurück, also: bejahe auch die Ehe des Chansohns Mahmud, des einzigen Thronfolgers von Gandsha, deines Kindes, um das du neun Jahre gerungen hast, des wie eine Koransure reinen Mahmud mit dieser gottlosen Ziegenhirtin... Wie geht es aber nur zu – kluger Mirsa Salman, warum erklärst du es nicht? –, daß Allah die Liebe zu dieser Christentochter ausgerechnet in Mahmuds Herz und nicht in das eines Christensohns pflanzte? Zeigt das nicht Mahmuds Unglück voraus? Heißt es doch im Koran: Was uns auch widerfahren ist, Allah hat es uns auf die Stirn geschrie-

ben. Ach, Mirsa Salman, was ist der Grund für dieses neue Unglück? Allah hat sein Antlitz von mir gewandt, mein Herz spürt, daß Mahmud ins Unglück geraten ist, und wenn der Sohn ins Unglück gerät, wie sollte die ergraute Mutter nicht weinen? Und ich weine, Mirsa Salman, der Tag ist für mich Abend geworden, weder Tag noch Nacht sehe ich ein Licht...

Doch zur selben Zeit gingen Marjam und Mahmud Hand in Hand in der bernsteingelben Ebene.

Die Weiße Geiß, den Kopf gesenkt, lief ihnen voraus.

Ihre erste Begegnung war sieben Tage her, und jeden dieser sieben Tage hatten sie sich in der Ebene getroffen.

»Als wir gestern auseinandergingen und ich nach Hause kam, hatte ich das Gefühl einer Leere... als ob jemand fehlte... als ob ohne dich mir jemand fehlte...«

»Ich weiß...«

»Du weißt es?«

»Irgendwann einmal wird es so sein: Wir gehen in dieser Ebene so wie jetzt, und hinter uns geht ein Knabe...«

»Ja... Und der Knabe ähnelt mir...«

»Und später ein Mädchen...«

»Und das Mädchen ähnelt dir...«

»Dann noch ein Mädchen...«

»Das dir ähnelt...«

»Und noch ein Knabe...«

»Hast du mal gesehen, wie eine Henne mit ihren Kücken spazierengeht? Das Kind, das ich bekomme, wird Milch saugen aus meiner Brust...«

»Du wirst es stillen... Es wird sich satt trinken und den Kopf von der Brust heben... Und dich ansehen und lächeln...«

»Mich ansehen und lächeln . . . Wenn es aber Hunger hat – den Mund verziehen . . .«

Marjam drückte Mahmuds Hand.

Die sieben Tage hatten für Mahmud und Marjam nicht nur allen Kummer, alle Einsamkeit, die Stille und Sinnlosigkeit der vergangenen Jahre, sie hatten auch alles Schöne, alle Freuden und Empfindungen der früheren Jahre ausgelöscht, alles Frühere war vergessen, war untergegangen in einem Meer neuer, ungeahnter Gefühle; in der ganzen Welt existierten nur Mahmud und Marjam, und die Welt war weit, frei und voller Verlockung.

Auch die Angst war vergessen, die Marjam am ersten Tag durchzuckt hatte, als sie in dem plötzlichen, am hellen Mittag niederstürzenden Frühlingsregen standen, die Angst darum, daß Mahmud Mohammedaner war.

Die Weiße Geiß blieb stehen.

»Auch die Weiße Geiß wird bei uns sein . . .«

Die Weiße Geiß, als hätte sie diese Worte verstanden, hob den Kopf, sah Mahmud und Marjam an und meckerte.

Mahmud und Marjam wandten sich einander zu und ließen sich auf die Knie nieder.

In der weiten gelben Ebene gab es nur sie. Unter dem blauen unendlichen Himmel waren sie allein.

Mahmud ergriff Marjams Hände, und sein Blick glitt über ihr kastanienbraunes Haar, ihr braunes Gesicht mit den schwarzen Augen, ihren schmalen Hals, ihre hohe Brust und ihre gewinkelten runden Knie, und plötzlich vernahm er aus der einsamen Weite die Stimme des Karabachischen Sängers, doch diese Stimme war anders als sonst oder erschien ihm anders: jung, hell und klar, wie einst, doch ohne Schwermut, und Mahmud wunderte sich, wie er damals das

Fest hatte verlassen können, ohne den Sänger zu Ende zu hören.

Der junge Sänger aus den Bergen von Karabach war der erste Mensch, dessen sich Mahmud seit sieben Tagen wieder entsann.

Warum hatte diese Stimme sein Herz so bedrückt, warum ihm zu denken eingegeben, die Welt, diese weite und freie Welt sei ein Käfig?

Mahmud führte die Hände an Marjams Armen hinauf bis zu den Schultern, dann weiter über den Hals bis zur Wölbung der Brust, dann schob er sie in den Ausschnitt des Kattunkleids. Das Kleid löste sich von den Schultern, glitt auf die Brüste hinab und fiel auf die Taille, die Brüste wurden sichtbar, und Mahmud schien es, als sagten sie, daß Marjams Körper mit seiner Frische und Wärme sich auch nach der Weite und Freiheit der Welt gesehnt und diese Weite und Freiheit nun endlich betreten habe.

Marjam lehnte sich in Mahmuds Hände.

Mahmud schauerte am ganzen Körper in einem nie gekannten Gefühl.

Und plötzlich schrak Marjam auf, sie hatte bemerkt, daß abseits, in den strohgelb gesengten Sträuchern sich etwas bewegte; sie blickte wie ein scheuer Vogel in diese Richtung, und auch Mahmud wandte den Kopf, dann erhob er sich und lenkte die Schritte zu den Sträuchern.

In den Sträuchern, an den Boden gepreßt, lag ein Mann, und als er Mahmud herankommen sah, begann er rückwärts zu kriechen, dann aber, als er begriff, daß Mahmud ihn, wenn er nur kroch, einholen würde, sprang er auf und rannte wie ein Wirbelwind davon.

In einem anderen Gesträuch weiter ab gewahrte Mahmud noch jemand, er sah einen geschorenen

Kopf, und derjenige, zu dem dieser geschorene Kopf gehörte, war der Landstreicher Ibrahim oder, wie die Gandshaner ihn nannten, »Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat«; unter Mahmuds Blick hielt er es in seinem Versteck nicht aus, und er erhob sich.

Mahmud ging auf ihn zu.

Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat, las in Mahmuds Augen eine solche Betrübniß, daß selbst er, bei all seiner Dickfelligkeit, zum erstenmal in seinem Leben Reue und Mitleid empfand, er murmelte: »Ich bin nicht von mir aus hier . . . Deine Mutter hat mich geschickt . . .« Und machte sich aus dem Staub.

Weder Mahmud noch Marjam wären auf den Gedanken gekommen, daß sie seit sieben Tagen in dieser stillen, weiten und freien Ebene von Spionen, die Gamarbanu gedingt hatte, beobachtet wurden; schon am ersten Tag, als plötzlich der Regen kam, sahen diese Spione, hinter Bodenwellen geduckt, ihnen voll Lüsterheit zu, und Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat, lief der Speichel aus dem Mund wie einem seuchenkranken Bullen, als er Marjams Körper unter dem nassen Kleid sah; sieben Tage wurden Mahmud und Marjam verfolgt, doch gleichzeitig auch beschützt, so daß die Gauner, die Menschen wie Affen dressierten, und die Diebe und Räuber von Gandsha sich aus Furcht vor Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat, nicht in ihre Nähe wagten.

Mahmud fiel es wie ein Schleier von den Augen – diese Weite, Stille und Freiheit der Ebene war eine bewachte Weite, Stille und Freiheit.

Mahmud wandte sich zu Marjam um.

Marjam, auf den Knien zusammengesunken,

wirkte in der Grenzenlosigkeit der Ebene winzig, schutzlos und verloren.

Marjam hob die Augen und begegnete Mahmuds Blick, und erst jetzt, nach sieben Tagen, erinnerte sie sich, daß Mahmud nicht zur Kirche ging, daß auch sie selbst all die sieben Tage die Kirche nicht betreten hatte.

Und zum erstenmal in diesen sieben Tagen wurde Marjam traurig . . .

Auch der Düstere Pfarrer war traurig.

Seit sieben Tagen sah der Düstere Pfarrer mit eigenen Augen, daß etwas geschah, daß Marjam nicht mehr die frühere Marjam war, seit sieben Tagen drückte den Düsteren Pfarrer, der an den Dingen dieser Welt schon schwer genug trug, eine neue Last.

Gewiß, der Düstere Pfarrer war immer fromm gewesen, keinen einzigen Augenblick seines Lebens hatte er ohne Gott gelebt, und er wußte – das Tor der Heiligen Zuflucht stand ihm offen, und der Heilige Greis würde ihm in der höchsten Not helfen, doch wozu es zur höchsten Not erst kommen lassen?

Zeit seines Lebens befand sich der Düstere Pfarrer in Unruhe, denn zeit seines Lebens brachte er unter Gottlosen zu, war er Zeuge niedriger Regungen, böser Taten und finsterner Leidenschaften; selbst vor seinen Glaubensgenossen, denen er die Beichte abnahm, ergriff ihn zuweilen Entsetzen – zu welcher unfaßbaren Verbrechen war die menschliche Leidenschaft fähig, in welcher einen Strudel zogen Goldgier, sinnliche Begierde und Ruhmsucht selbst die Kinder der apostolischen Kirche.

Fortwährend in seinem Leben begegnete der Düstere Pfarrer Unrecht, Knechtung, Habgier und Unzucht, doch er glaubte fest, es alles erdulden zu müssen. Hatte nicht auch Hiob alles erduldet? Nomaden



stahlen seine Rinder, der Blitz vernichtete seine Schafherden, Räuber raubten seine Kamele und metzelten seine Boten nieder, mehr noch: ein Orkan zerstörte sein Haus, sieben seiner Söhne und drei seiner Töchter starben, sein Körper wurde eine einzige Wunde. Und was tat Hiob? Er erduldet es.

In dieser Finsternis, die die Menschenherzen ertränkt, alles ringsum überflutet hatte, waren für ihn das einzige leben- und kraftpendende Licht Christus und seine Lehre . . . und Marjam.

Zuweilen beängstigte ihn sein Gefühl für die Tochter, denn die Gottesmagd Marjam lieben wie Gott war Sünde, doch Marjams Reine nahm diese Sünde von ihm.

Was ging mit Marjam vor?

Noch nie hatte Marjam ihrem Vater etwas verheimlicht, was könnte es in ihrem klaren Leben auch geben, was sie dem Vater verheimlichen müßte? Jetzt aber spürte der Düstere Pfarrer: es gab an Marjam etwas, was er nicht wußte.

So war es zuvor schon zweimal gewesen.

Das erstmal – als Marjam aufhörte, Kind zu sein, sich eines Morgens im Bett in einer Blutlache sah und vor Angst eine Woche lang zitterte; das zweitemal – diesen Frühling, als sie so seltsame Dinge träumte und ihm klar wurde, daß die Natur das Ihrige tat und Marjam wie die Frühlingserde weckte.

Jetzt war es das dritte Mal, und der Düstere Pfarrer ahnte, daß sich etwas viel Wichtigeres, Ernsteres zutrug, und etwas, was Unheil verhiess.

Sieben Tage mied der Düstere Pfarrer, Marjam zu fragen, hoffte, daß sie es von selbst sagen würde, er wollte sie nicht drängen.

Heute abend aber, als er, aus der Kirche gekommen, am Holztisch sitzend, zu Marjam aufblickte, die

ihm eine Schüssel Sauermilch und einen Tschurek vorsetzte, konnte er sich nicht länger zurückhalten und fragte:

»Was hast du?«

Marjam sah den Vater an. Jede Runzel in seinem Gesicht war ihr lieb und vertraut; andere mochten den Blick unter den breiten zusammengewachsenen Brauen als hart und streng empfinden, Marjam war dieser Blick lieb und vertraut, und so mußte es auch Anna ergangen sein.

Doch von neuem erschien Mahmud vor ihrem inneren Auge, und da vergaß sie die fremden Menschen, die in den Sträuchern gelauert hatten und über die bernsteingelbe Ebene – ihre Ebene – davongerannt waren, und fühlte von neuem ihr Glück. Sie lächelte. Der Düstere Pfarrer fragte nach dem Grund ihres Lächelns.

»Du kennst Mahmud nicht«, sagte sie.

Das war es also.

Marjam, seine fromme Marjam, der im Traum die Heilige Jungfrau und das Christkind erschienen waren, Marjam, die in ihrem Leib die Geburtswehen der Heiligen Jungfrau mitempfunden hatte, liebte einen Mohammedaner!

Der Düstere Pfarrer, schon viele Jahre Beichtvater seiner Gemeinde, kannte sich in den Menschen aus, hatte gelernt, dem Gesicht anzusehen, was im Herzen war, und dem abwesenden Lächeln dieses ihm liebsten Gesichts sah er an, daß Marjam für Mahmud mehr als ein flüchtiges Mädchengefühl hegte, und erkannte, daß das ein Unglück war.

Alles konnte der Düstere Pfarrer im Leben ertragen, alles hätte der Düstere Pfarrer ertragen können, aber eine solche Schmähung des christlichen Glaubens – nein!

Marjam war fromm und rein, und sie konnte und mußte einen Christenmann glücklich machen. Sie konnte und mußte die Mutter eines Christen werden, denn leider gab es in dieser Welt auch unter den Christen viel mehr Berufene als Auserwählte, und Marjam konnte und mußte die Zahl der Auserwählten mehren.

»Oder hast du Mahmud nicht vielleicht schon gesehen? Er ist Chan Sijads Sohn . . .«

Der Düstere Pfarrer antwortete nicht; er neigte das Gesicht mit den strengen Augen und breiten zusammengewachsenen Brauen über die Schüssel, brockte mit den knöchernen Fingern den Tschurek in die Sauermilch und schluckte, noch ohne einen Bissen in den Mund genommen zu haben, wie um die zur Kehle steigende Angst herunterzuschlucken.

Marjam, du einfältige Seele . . . Wie leichthin du so etwas sagst, wie selbstverständlich du diese Worte aussprichst, ohne zu ahnen, was für ein Abgrund sich hinter ihnen auftut. Unschuldiges Kind . . .

So hatte denn in dem ganzen großen Gandsha dieser Chansohn an Marjam nicht vorbeigehen können . . . Genügte es nicht schon, daß in den Harems Tausende Christenmädchen der unersättlichen Begierde der ruchlosen Sultane, Schahs, Chane und Bejs zu Diensten waren? Diese Räuber und Wüstlinge! Verbargen sie die eigenen Weiber und Töchter nicht hinter Schleiern, aber vergingen sich selbst an den Bräuten Christi? Überfielen sie die Christenmädchen nicht sogar in der Kirche, im Hause Gottes, notzüchtigten sie und verkauften sie dann als Sklavinnen an ihresgleichen? War ihnen das alles noch nicht genug?

Zwar sah der Düstere Pfarrer Marjams glücklichem Gesicht an, daß von Notzucht hier nicht die Rede

sein konnte, doch das änderte nichts. Der letzte Schweinehirt stand tausendmal höher als dieser Chansohn – Sohn eines gottlosen Mohammedaners –, und wenn seine Tochter, sein Fleisch und Blut, einen Gottlosen küßte, dann sollte die Welt in Flammen aufgehen und einstürzen, denn was wäre die Welt dann noch wert? Wenn selbst eine so Reine und Fromme wie Marjam Gott vergaß und sich einem Mohammedaner hinwarf, dann . . . dann war alles, die ganze Welt Lüge.

Der Düstere Pfarrer erschauerte allein bei diesem Gedanken; in ihm brannte solch ein Haß auf alles Mohammedanische, daß er wünschte, die Welt sollte lieber tatsächlich einstürzen, als daß so etwas geschähe . . . Marjam wußte von der Welt nichts, Marjam war noch ein reines Kind, Marjam mußte beschützt, gerettet werden und mit ihr diese ganze Welt, die schon in Flammen stand und einzustürzen drohte . . .

Chan Sijad hatte lange Arme, hatte starke Arme, und überall wimmelte es von seinen Spitzeln. Was also tun? Was tun?

Zur Heiligen Zuflucht! Zum Heiligen Greis! Das Tor der Heiligen Zuflucht würde sich ihnen auftun, der Heilige Greis – ihnen helfen. Gegen jeden Schmerz eines jeden treuen Gottesknechts hielt die Heilige Zuflucht ein Mittel bereit . . .

Am selben Abend betrat Gamarbanu, diesmal ihrerseits ohne Ankündigung, Chan Sijads Gemach.

Bej Bajandur und einige andere Höflinge, die mit gekreuzten Beinen saßen und mit Chan Sijad etwas berieten, erhoben sich, verneigten sich vor Gamarbanu und gingen hinaus; es war das erstemal, daß Gamarbanu Chan Sijad bei einer Beratung störte.

Chan Sijad hob die Brauen und sah Gamarbanu

aufmerksam an; er wußte, Gamarbanu hätte das nicht getan, wenn nicht etwas Außergewöhnliches vorgefallen wäre.

»Weißt du das über Mahmud?«

Wie viele Jahre hatte Gamarbanu ihren Kummer allein getragen und allein nach einem Ausweg gesucht, ohne Sijad zu behelligen, und dadurch, daß sie wußte, er aber nicht, war zwischen ihnen eine unsichtbare Wand entstanden, jetzt aber galt es, diese Wand einzureißen, Mahmud gemeinsam zu retten.

Chan Sijads schmale Augen lächelten spöttisch:

»Er hat sich in eine Pfaffentochter verliebt?«

Sah Sijad nicht, was sich da über Mahmuds Haupt zusammenbraute? Oder wollte er nur schwierigen Gesprächen ausweichen? Wie konnte er übersehen, daß es nun zum Äußersten gekommen war... Daß das Messer im Mark stak?

Wieder lächelte Chan Sijad:

»Ich war in seinem Alter auch verliebt, in dich...«

»Ich bin die Tochter Musaffar-Aghas, nicht eines Pfaffen! Und Mahmud ist nicht du!...«

Das Lächeln schwand von Chan Sijads schmalen, blutleeren Lippen, in Sekundenschnelle schien Chan Sijad zu altern, seine Schultern sanken vor, er saß gebeugt.

»Allerdings«, sagte er düster, »Mahmud ist nicht Chan Sijad...«

Die Düsternis dieser Worte und die jähe Veränderung, die mit Chan Sijad vor sich gegangen war, erschütterten Gamarbanu; die Beherrschung verlierend, fiel sie mit der Stirn auf den Teppich und stammelte unter Tränen:

»Heute... Heute mittag in der Steppe... hat er meine Leute bemerkt... Er kam dann zu mir herein... Wie hat er mich angesehen! Mit welchen

Augen mich angesehen! Ich wäre am liebsten erstickt, Sijad! Am liebsten gestorben... Um seinetwillen gestorben...«

Besänftigend murmelte Chan Sijad einen Vers aus dem Koran:

»Und niemand stirbt ohne Allahs Erlaubnis gemäß dem Termine setzenden Buch...«

»Nein... um seinetwillen lebe ich...«

»Beruhige dich...«

»Ich kann nicht, Sijad... Mir bangt...«

»Beruhige dich... ich lasse das Mädchen herbringen... Der Himmel wird alles fügen...«

»Mahmud wird es nicht wollen... Und der Pfaffe steht in schlechtem Leumund, Sijad...«

»Ich weiß. Doch was ist ein Tropfen gegen das Meer? Was dieser Pfaffe gegen mich?«

»Und Mahmud? Mahmud will sie heiraten...«

Chan Sijad schwieg.

Es war Nacht geworden.

Gamarbanu hob die Stirn vom Teppich und wischte sich die Augen. Chan Sijad sagte:

»Geh zu Bett... Der Morgen ist klüger als der Abend. Inshallah, morgen wird sich alles fügen...«

Weder Chan Sijad noch Gamarbanu wußten, daß am Morgen sich im Gegenteil alles verwirren sollte...

In dieser Nacht bat der Düstere Pfarrer Marjams Mutter um einen letzten Rat.

Alles hatte sich verändert – Marjam war herangewachsen und der Düstere Pfarrer alt und grau geworden –, nur Marjams Mutter nicht: jung wie ehedem, fast wie Marjam jetzt, nur die Augen wissend.

Die vertraute liebevolle Stimme flüsterte:

»Nein... Unser Glaube ist der wahre Glaube... Ein aus meinem Schoß hervorgegangenes Kind darf

nicht in den Armen eines Mohammedaners liegen ... geht«, flüsterte die Stimme. »Guten Weg, ich werde euch begleiten ...«

Als der Düstere Pfarrer mit geschnürtem Bündel zu Marjam ging, sie zu wecken, umspielte ihre Lippen ein leises Lächeln; der Düstere Pfarrer sah, daß sie etwas Schönes träumte, darum stand er eine Weile und wartete, daß ihr Traum verflöge, das Lächeln auf ihren Lippen erlösche, doch das Lächeln verweilte auf ihren Lippen, die Nacht aber verweilte nicht ... Unschlüssig streichelte der Düstere Pfarrer Marjams kastanienbraunes Haar, dann weckte er sie.

---

## 7

»Safi!«

Wieder hörte Safi seinen Namen, ohne zu wissen, ob im Traum oder in Wirklichkeit, und dann noch einmal, und er sprang auf, meinend, daß Gamarbanus Leute ihn wieder wecken wollten, doch es wurde nicht an die Tür geklopft, und da erkannte er die Stimme, die nach ihm rief zu dieser vormorgendlichen Stunde.

Es war Mahmuds Stimme.

Safi zählte sechsundvierzig Jahre, und dreißig dieser sechsundvierzig Jahre seines Lebens hatte er in Treue und Glauben Gamarbanu gedient: erst im Palast ihres Vaters Musaffar-Agha, dann, zusammen mit einiger Dienerschaft ihr gefolgt, in Chan Sijads Palast, und seit siebzehn Jahren betreute er Mahmud.

Mahmuds und Safis Gemächer lagen nebeneinander.

So hatte Mahmud nach Safi lange nicht mehr gerufen.

»Safi!«

Safi sprang auf und eilte zu Mahmud.

Mahmud hockte auf Knien im Bett, er hatte ein weißes Nachthemd an, und sein Gesicht war so weiß wie dieses Hemd; Safi spürte, daß etwas geschehen sein mußte.

Oftmals in letzter Zeit hatte Safi den Eindruck gehabt, von Mahmuds Gesicht ginge ein Leuchten aus, wie von der Handfläche des Propheten Moses, doch jetzt war in Mahmuds Gesicht Angst.

Safi sah in Mahmuds Augen, die vor Angst noch größer waren als sonst.

»Safi, ich habe etwas so Finsteres geträumt!«

Safi fiel ein Stein vom Herzen.

Safi sagte stets und dachte es auch, er habe niemanden auf der Welt außer Mahmud; Safi war nicht verheiratet, denn nie hatte er zum Heiraten Zeit gefunden; im Winter befriedigte er sein Liebesverlangen mit dieser oder jener Dienerin oder Sklavin des Palastes, im Sommer, wenn das Jailag bezogen war, mit dieser oder jener hübschen Witwe des Dorfes; freilich, ein paarmal hatte Gamarbanu ihm die Heirat nahegelegt, und Safi wußte, Gamarbanu wünschte sein Bestes, war er für sie doch die wandelnde Erinnerung an ihre Kindheit und ihre Eltern, und sie hätte ihm ein ordentliches Mädchen gegeben, doch Safi fühlte auch, daß, offen, ganz offen gesagt, Gamarbanu ihn von jeglichen anderen Sorgen als der Sorge um Mahmud lieber frei wußte; und so war es nun in der Tat – Safi hatte keine anderen Sorgen als Mahmud und Gamarbanus Leiden.

Mahmud sah Safi unverwandt an.

»Etwas so Finsteres ...«

Safi wollte in sein Bett zurück, um bis zum Morgen gemütlich zu schlafen, darum sagte er nur:

»Inschallah, es wird schon alles werden . . .«

Die Leute erzählten Tausende Träume, erzählten von allerlei geheimnisvollen Omen und Erfüllungen; selbst eine so kluge Frau wie Gamarbanu war einst einem Isfahaner Gauner aufgesessen, hatte ihn und seinen rüdigigen Fuchs drei Tage und Nächte am Hofe gehalten und fürstlich gespeist, damit er ein Mittel fände gegen ihre Unfruchtbarkeit . . . Safi glaubte weder an Träume, Omen noch an die Zaubereien der Derwische, Sejiden oder gar Alchimisten, die angeblich Silber in Gold verwandelten, sie alle betrachtete er als Betrüger; Safi war ein irdischer Mensch, Safi sah alles real.

»Nein, Safi, nein! Mir träumte von einem verwüsteten Garten . . .« Mahmud starrte auf einen unsichtbaren Punkt über Safis Kopf und versuchte angestrengt, sich zu entsinnen, was er geträumt hatte. »Dann kam ein Orkan . . . Dann, glaube ich . . . glaube ich, sah ich Marjam, Safi . . .«

Mahmud sagte das so ernst, mit solchem Schmerz und solcher Erregung, daß Safi ein wenig erschrak und anfang, Mahmud und gleichzeitig sich selbst zu beschwichtigen:

»Jede Nacht werden in der Welt Tausende Träume geträumt, meinst du, die gehen alle in Erfüllung?«

Mahmud sprang in seinem Bett auf die Füße und rief, als sähe er sein Traumbild noch einmal leibhaftig:

»Es war Marjam, Safi! Marjam wurde von dem Orkan erfaßt!«

Mahmud sprang auf den Fußboden, stürzte aus dem Gemach und rannte auf den Hof.

Das geschah so plötzlich, daß Safi verdutzt zusah; erst wollte er Lärm schlagen und Gamarbanu wecken, doch dann, weil dazu keine Zeit mehr blieb, rannte er Mahmud kurzerhand nach.

**Mahmud strebte zum Tor.**

Die Torwächter hatten sich an die Seltsamkeiten des Chansohns längst gewöhnt, aber jetzt staunten sie doch – noch bei Dunkelheit im weißen Nachthemd, barfuß, mit flatterndem Haar rannte Mahmud auf sie zu, und sie standen wie vom Donner gerührt.

Am Tor rief Mahmud aus Leibeskräften:

»Aufmachen! Aufmachen!«

Nie hatten die Wächter den Chansohn so energisch etwas fordern hören, ihnen schien fast, Chan Sijad selbst hätte gerufen, so kraftvoll war diese Stimme; eifertig öffneten sie das Tor, und Mahmud rannte hinaus.

Safi folgte ihm schnaufend.

Noch schlief Gandsha.

Die Straßen, tags wimmelnd vor Menschen, lagen verwaist. Nur hier und da regten sich einzelne Figuren – Händler, Handwerker, die, vorzeitig aufgestanden, vor ihren Läden und Werkstätten sprengten und mit weichen Reisigbesen fegten; als sie die beiden Männer von weitem sahen, wie sie im langen weißen Hemd hintereinander rannten, hielten sie inne, guckten verdutzt, bis sie vorbei waren, und fuhren fort, zu sprengen und zu fegen.

Die Leute von Gandsha hatten schon manches gesehen, so leicht waren sie nicht zu erschüttern.

Safi keuchte, ihm sprang fast das Herz aus dem Mund, aber was half's: Mahmud rannte und rannte, ohne sich um Safis flehende Rufe zu scheren, ja ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken; er war wie von Sinnen.

Marjam hatte einmal bei einem ihrer Spaziergänge in der bernsteingelben Ebene Mahmud ihr kleines weißes Haus am Stadtrand gezeigt.

Als sie zum Stadtrand gelangten, kitzelte Safi plötzlich Schaschlykduft in der Nase.

Vom Hof eines kleinen weißen Hauses stieg der Rauch eines offenen Feuers auf.

Als Mahmud das kleine weiße Haus und den aufsteigenden Rauch sah, verlangsamte er den Lauf und blieb schließlich stehen.

Safi kam heran, blieb auch stehen, schob schnaufend die Hand unters Nachthemd und massierte sein Herz, das in der Brust zu platzen drohte, dann ächzte er:

»Schenke . . . Allah . . . dir ein Gewissen . . .«

Mahmud schwieg.

Safi blickte Mahmud an, folgte seinem Blick, der zwischen dem Haus und dem Rauch hin und her ging, und wunderte sich: wieso Schaschlyk in dieser Herrgottsfrühe?

Zögernd näherte sich Mahmud dem Haus.

In der Tat, es war das Haus des Düsteren Pfarrers.

Mahmud schob die angelehnte Pforte auf und betrat den von Christdornsträuchern umschirmten Hof.

Safi tappte ihm nach.

Im Hof saßen mit gekreuzten Beinen vier Männer, vor ihnen lag auf einem schmutzigen Lumpen ein Berg Schaschlyk, daneben flackerte ein Feuer, in dessen glühender Kohle am Rand auf Holzstäbe gespießte Fleischstücke brien.

Diese Menschen, deren Münder und Hände vor Bratenfett glänzten und verkrustet waren von geronnenem Blut, trugen so elende Lumpen am Leib, daß es selbst einen Dshin erbarmt hätte; verblüfft stierten sich den beiden Männern im Nachthemd entgegen.

Der größte von ihnen, barfuß, in zerschlissemem Leinenhemd, mit einem Kopfputz, der wie ein Hundeschwanz aussah, und einem großen Eisenring im rechten Ohr, pockennarbig und auf dem einen Auge blind (es war weiß wie ein Eidechsenei), musterte Mahmud von Kopf bis Fuß und rief:

»Beim Grabe Schahi-Nadschafs! Der Sohn von Chan Sijad!«

Die anderen hielten im Kauen inne, wiegten die Köpfe und musterten Mahmud und seinen Aufzug ebenfalls interessiert.

Safi erkannte sofort den einäugigen Goliath, kannte doch alle Welt den berühmtesten Bettler von Gandsha, Pracherbruder Israel.

Pracherbruder Israel richtete sich auf den Knien auf und sagte:

»Setzt euch her! Greift zu! Der heilige Abbas soll mich strafen, wenn ich schon jemals ein so saftiges Schaschlyk gegessen habe!«

Mahmud wurde von dem Schaschlykrauch schwindlig, und er fühlte, daß außer dem Rauch, den Schaschlyks und Bettlern hier noch etwas anderes war, und plötzlich sah er den in eine Ecke des Hofes geworfenen Kopf der Weißen Geiß.

Der Kopf der Weißen Geiß lag aufgerichtet. Am Hals klebte Blut, die Augen standen offen, und diese offenen toten Augen blickten in unendlichem Gleichmut in diese Welt. Einer von den vier Bettlern, ein Kahlkopf, johlte, als er Mahmuds Blick sah, mit lauter, satter Stimme:

Geißlein mit den Hörnerlein

Springt den Kindlein hinterdrein,

Springt und stößt und stößt und stößt . . .

Alle vier lachten schallend, und Pracherbruder Israel strich dem Witzbold mit seiner großen Hand über den kahlen Schädel.

»Seine Glatze hat's in sich!« sagte er. »Er heißt Glatze Nochudu. Glatze Nochudu weiß alles! Säuft Airan und sattelt glattweg eine Katze!«

Wieder lautes Gelächter; Pracherbruder Israel

stand auf, holte den Kopf der Weißen Geiß und sagte im Vorbeigehen zufrieden zu Mahmud:

»Der reiß ich die Zunge aus und mach ein Schaschlyk für den werten Gast! Zungenschaschlyk – das Beste vom Besten! Setzt euch . . . Setzt euch doch!«

Er hob den Kopf der Weißen Geiß an den Hörnern hoch.

In Mahmuds Augen traten Schmerz und Entsetzen; Mahmud startete auf den Kopf der Weißen Geiß in Pracherbruder Israels erhobenen Händen.

Pracherbruder Israel zwängte die dicken Daumen beider Hände in das Maul der Weißen Geiß und drückte die Kiefer auseinander.

Langsam öffnete sich das Maul der Weißen Geiß, und unter den dicken Fingern schlüpfte die dünne Zunge hervor.

Da entrang sich Mahmud ein Schrei, daß selbst Safi, der in den sechsundvierzig Jahren seines Lebens schon manchen Schrei vernommen hatte, das Haar zu Berge stand und Pracherbruder Israel erschrocken aufblickte.

»Safi! Safi!«

Safi – das war das einzige Wort, das Mahmud in den Sinn kam. Mahmuds weißes Hemd, am Körper klebend, begann sich zu röten, und Safi dachte erschrocken, Mahmud bräche blutiger Schweiß aus, aus seinem Körper bräche Blut.

»Safi! Safi!« Andere Worte fand Mahmud nicht, doch sein ganzer Schmerz schrie aus diesem Wort.

Pracherbruder Israel ließ den Geißkopf in den Händen sinken. Pracherbruder Israel und seine Freunde starteten Mahmud mit offenem Mund an – warum bloß dieser herzerreißende Schrei?

»Safi! Safi!«

Mahmud fuhr herum und stürzte vom Hof, um

diesem Rauch, dieser abscheulichen von Schaschlykeruch geschwängerten Luft zu entrinnen.

Safi eilte ihm nach.

Aber der Schaschlykeruch blieb um ihn, schien am Hemd, am ganzen Körper zu haften.

Pracherbruder Israel und seine Freunde, nun wieder allein in ihrem heimlichen Winkel, saßen sprachlos und wechselten verwirrte Blicke. Pracherbruder Israel fand als erster die Sprache wieder und begann auf Mahmud zu fluchen – mit was für einem Schabih habe dieser Narr ihren schönen Festschmaus gestört!

»Ein Narr . . . Ja, nicht ganz richtig im Kopf!«

Weiß der Henker, wer, wenn nicht ein Narr, kann erschrecken vor einem abgeschlagenen Ziegenkopf und vor dem leckersten Mahl der Welt – Schaschlyk von Ziegenzunge!

Pracherbruder Israel packte von neuem den Kopf der Weißen Geiß, um die Zunge herauszureißen und zu braten, doch da geschah etwas, was bald ganz Gandsha staunen machen sollte: Die Hände versagten Pracherbruder Israel den Dienst.

An Pracherbruder Israels Händen kroch eine Lähmung hinauf bis zu den Ellbogen.

Seine Bettelgefährten sprangen auf und entwandten mit Mühe den Kopf der Weißen Geiß seinen plötzlich erstarrten, bewegungslosen Händen.

An diesem Morgen brach über Pracherbruder Israel, dem Schrecken aller Elenden, Hungernden und Obdachlosen, das Unglück herein, er sank ab zum kläglichsten unter ihnen, es kam mit ihm so weit, daß er nicht einmal die milden Gaben, die er zusammengebettelt hatte, vor den Zugriffen der anderen verteidigen konnte, sein großer, starker Körper schrumpfte, verdorrte, und sein Spitzname Pracherbruder geriet in Vergessenheit: alle nannten ihn Ziegen-Israel.

denn er hatte die Eigenart, lange still und stumm zu sitzen und plötzlich wie eine Ziege zu meckern; er saß an der Ecke der Straße zum Basar und bat meckend um eine milde Gabe, und die Kupfermünzen, die Passanten ihm hinwarfen, stahlen ihm, hervorgesprungen aus ihrem Versteck, die Straßenbuben; an einem Wintertag aber meckerte Ziegen-Israel vom frühen Morgen bis zum späten Abend – und starb.

Eines war und blieb Safi ein Rätsel, sowohl an jenem Morgen, als sie den Hof des Düsteren Pfarrers verließen, als auch später, wenn er darüber nachdachte – woher wußten Pracherbruder Israel und seine Freunde, daß das Haus gerade in dieser Nacht verwaist und die Weiße Geiß ohne Obhut war? Erst nach Jahren, inzwischen ein reicher Herr, erzählte Safi diese Geschichte einem Bettler, der an sein Haus gekommen war, und fragte ihn danach; der Bettler sagte und lachte dabei in seinen langen grauen Schnauzbart:

»Herr, Verödung und Verfall haben ihren Geruch...«

Im Palast herrschte Aufregung: Der Pfaffe war mit seiner Tochter aus Gandsha geflohen, und Chan Sijads Sohn wollte sich auf die Suche nach ihnen machen.

Seltsam, Chan Sijad liebte es nicht, auf den Thron zu steigen, den er doch mit so viel Mühe errungen hatte und unter solchen Qualen behauptete; er zog es vor, im Kreis seiner Wekile und Wesire mit gekreuzten Beinen auf einer Matratze zu sitzen; nur zu besonders bedrohlichen, schweren Zeiten bestieg er den Thron.

Jetzt hatte Chan Sijad den Thron bestiegen. Garbanu saß zu seiner Rechten. Alle ihre Vertrauten standen bereit und warteten auf Befehle.

Chan Sijad wollte seine Sorgen um den Sohn nun zur Sprache bringen, wollte auch sich selbst nicht länger betrügen: Vom Schicksal seines Nachfolgers hing schließlich das Schicksal des Chanats ab.

Chan Sijads kleine schmale Augen waren gerötet:

»Ich befehle, den Pfaffen noch heute zu finden und ihm die Haut abzuziehen. Seine Tochter aber an den Hof zu bringen. Bej Bajandur!«

Der hübsche, stattliche Bej Bajandur trat einen Schritt vor:

»Zu Befehl, Chan.«

»Ich gebe dir eine Frist bis zum Abend. Mahmud darf nichts davon wissen.«

Bej Bajandur war ein gewitzter und mutiger Mann, Chan Sijad hatte ihn in den letzten Jahren protegiert und zu sich herangezogen. Wenn Chan Sijad sich zuweilen verschloß und sich in düsteren Betrachtungen erging über die Käuflichkeit und Doppelzüngigkeit seiner Umgebung – der Gedanke an Bej Bajandur war stets das einzige, was ihm dann Trost gab. Bajandurs Verstand und Schwert dienten ihm in bedingungsloser Ergebenheit; jede heikle, streng geheime Angelegenheit vertraute Chan Sijad Bej Bajandurs Händen an; Bej Bajandur unterstanden alle Darga des Landes, auch war er im Grunde der eigentliche Oberkommandierende des Militärs.

Bej Bajandur verneigte sich und sagte:

»Verlängere die Frist bis morgen früh, Chan!«

Bej Bajandur wollte Chan Sijads Befehl unter allen Umständen ausführen, nie sprach Bej Bajandur leere Worte, und alle begriffen – er bezweifelte zwar, den Pfaffen bis zum Abend finden zu können, würde seiner aber morgen früh habhaft sein, und sollte er ihn aus dem Erdboden holen, und ihm bei lebendigen Leib die Haut abziehen.



Mirsa Salman hüstelte zweimal leise in die Hand. Chan Sijad warf ihm einen grimmigen Blick zu und fragte:

»Was gibt es, Alter?«

Mirsa Salman trat einen Schritt vor, verneigte sich und sagte, wobei er die Spitze seines langen schmalen Bartes auf den Zeigefinger wickelte:

»Unsere Natur ist zwiefach: ein jeder besteht sowohl aus Leib als auch aus Seele, doch diese zwei Wesenheiten zu trennen steht nur Allah frei, denn er ist der Schöpfer, und das von ihm Gegebene wieder zu nehmen liegt einzig in seiner Macht.«

Chan Sijad fuhr auf:

»Sprich klarer, Alter!«

»Es sei dir Gesundheit beschieden, Chan, ich fordere dich zu Besonnenheit auf. Chadsha Nassireddin Tussi zitiert in einem seiner Bücher den Heilkundigen Hippokrates: Eher glaube ich, daß ein von Stürmen gepeitschtes, von bergehohen Wellen bedrängtes Schiff gerettet wird, als daß einer, dem vor Wut der Schaum auf den Lippen steht, sich beruhigen kann, denn die Seeleute werden nach einem Weg trachten, ihr Schiff zu retten, rasende Wut aber ist durch nichts zu löschen: wie sehr du auch auf sie einredest, sie beschwörst, zu zerstreuen versuchst, sie ist wie das Feuer, in welches man trockene Zweige wirft, immer mehr wird sie lodern und schließlich ausbrechen.«

Bej Bajandur schickte Mirsa Salman einen scheelen Blick. Bej Bajandur hatte ein unduldsames Wesen, und Mirsa Salmans Vielredigkeit und Ehrgeiz, es Bosorghmehr, dem Wesir des rühmreichen Sassaniden Anuschirwan, gleichzutun, erboste ihn jedesmal; und diesmal wollte er Mirsa Salman über den Mund fahren, doch Chan Sijad hielt ihn mit einer Geste zurück und sagte nachdenklich:

»Mirsa, wenn man immer um die zwölf Imame weint, sollte man auch einmal um den Ketzer Jesid weinen. Zudem bin ich kein Jesid ibn Muawija, das weißt du, sondern ein frommer Mann. Stets habe ich den Namas verrichtet, selbst im Toben der Schlacht, selbst im Ansturm des Feindes . . .«

Zur Antwort zitierte Mirsa Salman aus dem Koran:

»Nicht besteht die Frömmigkeit darin, daß ihr eure Angesichter gen Westen oder Osten kehret; vielmehr ist fromm, wer da glaubt an Allah und den jüngsten Tag und die Engel und die Schrift und die Propheten und wer sein Geld aus Liebe zu Ihm ausgibt für seine Angehörigen und die Waisen und Armen und den Sohn des Weges und die Bettler und die Gefangenen; und wer das Gebet verrichtet und die Armensteuer zahlt; und die, welche ihre Verpflichtungen halten . . . und standhaft sind in Unglück . . .« Hier begann Mirsa Salman die heiligen Worte, auf die es ihm ankam, mit besonderem Nachdruck zu sprechen, » . . . in Unglück, Not und Drangsalzeit; sie sind's, die da lauter sind, und sie, die sind die Gottesfürchtigen.«

Solange Mirsa Salman die Koranworte sprach, konnte Bej Bajandur ihn nicht unterbrechen, doch als Mirsa Salman geendigt hatte, schnellte er gegen ihn vor wie eine losgelassene Bogensaite:

»Was redest du, Alter? Ein vermaledeiter Ungläubiger findet seine Tochter für den Chansohn zu schade, überhäuft uns mit Schmach, da sollen wir die Arme auf der Brust verschränken und schweigen?«

»Alter« wurde Mirsa Salman nur von Chan Sijad und nur in aufwallerndem Ärger genannt, auch der herrische Ton, den Bej Bajandur sich anmaßte, empörte ihn. Er streifte Bej Bajandur mit einem abweisenden Blick und wandte sich wieder Chan Sijad zu:

»Ich spreche mit dem Chan, nicht mit seinem Untertan!«

Bej Bajandur lief rot an, an seiner Schläfe pulste ein blaues Äderchen. Bej Bajandur stammte tatsächlich aus den unteren Schichten des Volkes, sein Vater war Bauer, doch daß Mirsa Salman vor allen daran erinnerte, traf ihn ins Mark, und es sollte Mirsa Salman einst teuer zu stehen kommen.

Bej Bajandur maßte sich im Beisein des Chans an, hochfahrende Worte zu sprechen, wie sie kein anderer über die Lippen gebracht hätte; in letzter Zeit war es Chan Sijad sogar zufrieden, wenn einige hochmütige Männer, solche wie Mirsa Salman, Bej Bajandur auf seinen Platz verwiesen: schön, ja, Bej Bajandur, du bist tapfer, du bist klug, du bist mir ergeben; ich habe dich erhöht wie Sultan Mahmud Gasnewi seinen Elefanten, doch vergiß nicht, du wurdest von mir aus dem Dreck gezogen, und denke daran, wer du bist; jetzt aber hatte Chan Sijad andere Sorgen als diese ewigen Palastrangeleien, er schloß die geröteten Augen und rieb sich die Stirn.

»Und wie halten wir es mit Mahmud, Mirsa?«

Bei dieser Frage stieß Gamarbanu unversehens einen tiefen Seufzer aus, und aller Augen wandten sich ihr zu; Gamarbanu war zusammengeschmolzen und kleiner geworden an diesem Morgen, sie schaute mit leeren Augen vor sich hin, als berührten alle diese Gespräche sie nicht im geringsten.

Gamarbanu war müde; in ihrem Gehirn, in allen ihren Gliedern lastete eine unendliche Müdigkeit, seit Jahren angestaut, drohte sie sie an diesem Morgen zu erdrücken.

Chan Sijad öffnete die Augen, wiederholte die Frage: »Und Mahmud?« und fuhr wie im Selbstgespräch fort: »Mahmud hat ein Herz wie aus Glas,

Mirsa . . . Mahmud will fort, ihnen nach. Ohne Soldaten . . . Ohne Reiter . . . Soll er etwa ein Derwisch werden, wie ein Bettler durch die Steppen streichen? Soll er das, Mirsa?«

Wieder seufzte Gamarbanu, erschöpft dachte sie: wie weit ist es in dieser Welt gekommen, daß ein Herrscher wie Chan Sijad so offenherzig und hilflos mit seinen Untergebenen spricht!

Mirsa Salman sagte düster, wobei er die Spitze seines Bartes auf den Zeigefinger wickelte:

»Es sei dir Gesundheit beschieden, Chan. Mahmud ist ein Kind der Höheren Welt, und wir, Wesen der Niederen Welt, begreifen ihn manchmal nicht . . .«

Chan Sijad biß die Zähne zusammen und ließ die Augen von einem Höfling zum anderen gleiten.

»Ja«, sagte er. »Mahmud ist nicht euresgleichen . . .«

In diesem Augenblick trat Mahmud ein.

Alle starrten ihn an, und Gamarbanu seufzte wieder, doch ihr Seufzer war lautlos.

Nie hatte Mahmud Augen, die auf ihn gerichtet waren, als so stumpf, dunkel und erbärmlich erpfunten; diese Menschen sahen das Allereinfachste nicht: Marjam war einsam und verloren auf der Welt, würde er Marjam im Stich lassen, verraten, hieße das, daß es weder Reinheit noch Wahrheit gab auf der Welt.

Vieles war Mahmud klargeworden an diesem heutigen Morgen.

Vieles hatte der abgeschlagene Kopf der Weißen Geiß Mahmud gesagt.

Irdische Not, das war mehr, als den Mund am heißen Tschurek, die Füße an der Brennessel zu verbrennen; mehr, als von fern den Schmerz in der Stimme eines jungen Sängers zu fühlen und darum ein Palast-

fest zu verlassen; Blumen im Garten zu pflücken in solch einer Welt, erschien Mahmud nun lächerlich, und er schämte sich seines früheren Ichs; Tag und Nacht in der Bibliothek hocken und Bücher lesen hieß für ihn jetzt, das Leben in einem Ei zuzubringen, ohne die Schale zu durchstoßen, hieß ein Leben lang hocken im leeren, ausgetrockneten Ei.

Als er von dem Haus des Düsteren Pfarrers in den Palast zurückkam, hatte Mahmud Gamarbanu sofort erklärt, er wolle Marjam folgen, und zwar allein, wolle sie suchen und finden, und Gamarbanu sah an dem Blick seiner großen blauen Augen, daß es so und nicht anders geschehen werde; Mahmud war nicht mehr der frühere Mahmud: ihn zwingen oder gar unter Hausarrest stellen – sinnlos.

Der einzige hoffnungshelle Fleck in Gamarbanus wankendem Bewußtsein war ein pockennarbiges Gesicht mit zwei gierigen Augen; es gehörte Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat; die Gier dieser Augen sprach eine ihr verständliche Sprache: für Gold zu jeder Leistung bereit, würde sie ihr helfen, Mahmud unter Obacht zu halten, in welche Himmelsrichtung er sich auch wandte, und, unabhängig von den Spitzeln Chan Sijads, zu beschützen . . .

Gamarbanu wußte nicht, daß Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat, gerade derjenige war, der sie als erster verraten sollte; nicht mehr lange, bis zu einer gewissen Kunde, und er würde Mahmud im Handumdrehen fallenlassen und das im voraus erhaltene Gold mit armenischen, jüdischen und griechischen Dirnen in Saus und Braus durchbringen; davongejagt würde er auf krummen Wegen erneut Geld raffen und mit denselben Dirnen verprassen . . .

Aber jedes Ding hat zwei Seiten, sann Gamarbanu. Vielleicht hatte es sogar sein Gutes, daß Mahmud sich auf die Reise begab? Er würde durch Feuer und Wasser gehen, Lebenskenntnisse sammeln und stärker und klüger werden; vielleicht war es richtig so, ja . . . blieb er doch auch in der Ferne sichtbar wie auf der flachen Hand.

Chan Sijad aber sann, während er Mahmud, der vor ihm stand, ansah: Nach neun Jahren Trauer und Sehnsucht hat Allah dir diesen Sohn geschenkt, und nun? Nun weißt du nicht, ob du darüber weinen oder dich freuen sollst.

Wenn er Mahmud nicht sah, fand sich Chan Sijad in seinen Vatergedanken besser zurecht; wenn er Mahmud aber von Angesicht zu Angesicht vor sich hatte, so wie jetzt, wurde die Klinge seines väterlichen Schwertes stumpf; Mahmuds Reine und Offenheit entschärften den Zorn und die Selbstsucht in Chan Sijads Herzen.

Chan Sijad fühlte, daß sein Zaudern nur Selbstbetrug war – ob er wollte oder nicht, er würde Mahmud ziehen lassen, denn ein Mann wie er, schuldbeladen, mit blutbefleckten Händen und schwarzen Gedanken, kam gegen Mahmuds Reine nicht an; Mahmud aber zum Bleiben zwingen hieß den offenen Bruch zwischen Sohn und Vater riskieren; wozu den Ungehorsam des Sohnes aber herausfordern, wozu die Leute glauben machen, Mahmud sei ein unwürdiger Sohn?; lehrten die Väter doch, nichts zierte den Dshigten mehr und gereicht ihm mehr zur Ehre als der Gehorsam gegen die Eltern; an einem Sohn, der sich auflehnt gegen den Vater, sucht man die Ehre vergeblich . . .

Chan Sijad lachte bitter auf, und wieder floß schwarzes Blut durch sein Herz: auch das war alles

nur Selbstbetrug, zum eigenen Trost . . . Nein, sich in eine Christin verlieben, ihr nachlaufen durch die Steppen, gab es eine größere Schmach auf der Welt?

Chan Sijads Spitzel meldeten in Mahmuds Beisein, die Heimat des Düsternen Pfarrers sei Erzurum, der Düstere Pfarrer habe sich also aller Wahrscheinlichkeit nach Erzurum begeben. In Erzurum aber herrschte Süleyman-Pascha, ein junger Bejlerbej, und Chan Sijad hätte sich an ihn wenden können um Unterstützung; er mißtraute aber dem jungen Pascha, denn vor gut einem Jahr hatte er einen seltsamen Brief von ihm erhalten; Süleyman trug sich mit einer unglaublichen Idee, er rief auf zum Zusammenschluß aller Türken der Welt, zur Schaffung eines Großstaates aller Türkvölker; das aber hieße den Unterschied zwischen Aserbaidshanern und Osmanen, Usbeken und Jakuten verwischen. Erst argwöhnte Chan Sijad eine Falle und wollte den Brief Schah Ismail senden, doch er besann sich; aus all diesen unsinnigen Gedanken blickte eine gewisse – wenn auch nicht minder unsinnige – Aufrichtigkeit; natürlich antwortete Chan Sijad nicht, er verkniff sich zurückzuschreiben: He, junger Mann, mit solchen Gedanken in solch schweren Zeiten drehst du dir selber den Hals um, und deine arme Mutter bleibt unter Tränen zurück . . .

Unbedingt wollte Chan Sijad aber die ganze Geheimpolizei seines Gebietes zu Mahmuds Schutz anbieten, von seinen persönlichen Beobachtern die Arbeit der regionalen Beobachter überwachen lassen und für die Beobachtung seiner persönlichen Beobachter Sonderbeobachter stellen. Und wehe, wenn Mahmud auch nur ein einziges Haar vom Haupt fiel! Andererseits, er konnte Mahmud die Augen nicht zubinden, und Mahmud würde die Welt so sehen, wie

sie war. Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz in Chan Sijads Herz: würde Mahmud das, was er sah, auch ertragen?; er war ja noch längst nicht reif genug, das wahre Gesicht der Welt zu sehen! Was aber tun? Das Wasser ergießt sich und versiegt, Felsen stürzen nieder, lösen sich auf, die Welt ist ein Fenster, der Wanderer schaut hinein und geht weiter . . . Nein, vielleicht war es sogar zum Guten? Eine Gelegenheit, die das Schicksal uns zuspielet? Oder eine Prüfung, uns von Allah gesandt? Bestehen wir sie, so werden wir für immer erlöst sein von all den heutigen Leiden.

Gamarbanu wußte, Chan Sijad würde für Mahmuds Schutz das ganze Bejlerbejlik mobilisieren, die gierigen Augen von Ibrahim, der der eigenen Mutter die Brustwarzen abgeschnitten hat, waren ihr aber ein verlässlicherer Schutz . . . Allenfalls noch . . . richtig . . . natürlich!

»Safi! Safi soll dich begleiten!«

Zum erstenmal an diesem Morgen hatte Gamarbanu den Mund aufgetan und ein Wort gesprochen. Wenigstens Safi!

Gamarbanu war verzweifelt, ihre von Schlaflosigkeit entzündeten Augen flehten nicht mehr, ihre Augen tadelten; zum erstenmal tadelten Gamarbanus Augen den Sohn: mein Sohn, alles gilt dir wichtiger als deine Mutter, meine Augenweide, mein Leben, mein armer, dem Unglück geweihter Sohn, wie bringe ich's übers Herz, mich von dir zu trennen in dieser unsicheren Welt? Mein Sohn, so zeigst du mir denn die Macht des Verhängnisses, meinst du, es wird kein Blut fließen, kein Wind aufspringen, kein Schrei gelten? Weißt du nicht, daß eine Mutter ihr Leben hingibt für die Erde, auf der ihr Kind gegangen ist? Warum verweigert mir das Schicksal, zu sagen – mein Sohn ist Chan, ein Chan mit dem ägyptischen

Schwert im Gürtel, ein schlagkräftiger Recke? Warum müssen diese Worte für immer in meinem Herzen verschlossen bleiben? Als du klein warst, konnte ich dir die Brust geben, wenn du weintest, was aber soll ich jetzt tun? Und plötzlich fielen Gamarbanu Worte ein, die sie einst vor vielen, vielen Jahren, noch als Mädchen, gehört hatte: Ein Kind ist süß wie Honig, selbst wenn es betrügt; selbst die Bitterkeit, die es bereitet, ist süß wie Honig – und der Schmerz dieser Worte verwirrte ihre Gedanken noch mehr, vor ihre Augen legte sich ein graues Spinnetz, und alles rings löste sich in diesem Spinnetz auf.

Mahmud las in Gamarbanus Augen denselben Ausdruck, wie ihn die toten Augen der Weißen Geiß gehabt hatten, und er senkte den Kopf aus Furcht, die müden kraftlosen Augen der Mutter könnten ihn fortreißen von Marjam und Marjam in die Einsamkeit stoßen.

Mirsa Salman, der Mahmud aufmerksam ansah, stand sprachlos vor Erschütterung und Staunen: wie ging es nur zu, daß Mahmuds reines, helles Herz nichts eiliger hatte, als eine andere und sich selbst glücklich, die eigene Mutter aber für immer unglücklich zu machen?

Bej Bajandur ging mit vorsichtigen Schritten auf Mahmud zu, und Chan Sijad spannte sich nervös – an diesen vorsichtigen Schritten erkannte er die Raublust des sich seiner Beute nähernden Tigers.

Bej Bajandur biß die Zähne zusammen, so daß die kräftigen Kiefer hervortraten, er hob die Hand und legte sie Mahmud auf den Arm.

»Nimm Safi mit«, sagte er.

Er sagte es wie eine brüderliche Bitte, hielt Mahmuds Blick aber nicht stand, ihm war, als läse Mahmud in seinen Augen.

Safi wagte nicht einzutreten, er stand in der Tür und wartete auf Mahmuds Antwort; zwar hatte er keine Lust, seinem weichen Bett, dem stets bereiteten Essen zu entsagen und wie ein Derwisch durch die Steppen zu streichen, hielt es aber für notwendig, ja für seine Pflicht, Mahmud zu begleiten, wenn es Gamarbanu tröstete, er war sogar stolz, daß Gamarbanu in solchem Augenblick allein ihm vertraute.

Mahmud sagte:

»Meinetwegen . . .«

Safi war gerührt.

Gamarbanu warf Bej Bajandur ein mattes Lächeln zu – das dankbare Lächeln eines Menschen, dem man neun Finger abgeschlagen, den zehnten aber unversehrt gelassen hat.

Chan Sijad sah Bej Bajandur an, und seine schmalen Augen taten gleichsam Abbitte für sein Mißtrauen.

Plötzlich gellte in Gamarbanus Ohren der Schrei eines Kindes, und Gamarbanu erkannte, daß es Mahmud war, der da so aufschrie, das Kind, als es aus ihrem Schoß auf diese Welt kam; dann schwand ihr die Sinne, alles um sie verstummte und erlosch.

Noch am selben Tag erteilte Chan Sijad dem Darga und den Spitzeln seine Anweisungen hinsichtlich Mahmuds Reise, dann nahm er Safi beim Arm und führte ihn in die Schatzkammer.

»Jetzt bekommst du's mit mir zu tun!«

Safi spürte die Drohung in der Stimme und den eindringlichen schmalen Augen des Chans und erschrak bis ins Mark, denn er begriff, daß Mahmuds und sein Schicksal von nun an zusammengekettet waren; aber er schickte sich darein, bedauerte es nicht, im Gegenteil, es bereitete ihm Genugtuung, hatte er

doch mit seinen sechsundvierzig Jahren niemanden auf der Welt außer Mahmud, und so sollte es auch immer bleiben.

»Das gehört alles Mahmud! Alles!« sagte Chan Sijad und wies mit einem düsteren Blick auf die Truhen, Krüge, Kästen und Schatullen der Schatzkammer. »Doch das hier soll immer bei ihm sein! Immer! Immer soll es ihn begleiten! Nichts läßt sich voraussagen auf dieser Welt! Nichts . . .«

Mit ihm selbst unbegreiflicher Entschlossenheit wählte Chan Sijad die kostbarsten Stücke der Schatzkammer aus und gab sie Safi. Diamanten, Smaragde, Türkise, Saphire, mitgebracht aus Indien, China, Abessinien, aus dem Irak und dem Jemen, dem Westen, erkauft für Gold, eingetrieben mit Drohung, geraubt mit der Kraft des Schwertes – alles sollte Mahmud gehören, wenn auf die irdischen Güter auch kein Verlaß war.

Safi verstaute die Schätze in dem Gurt unter seinem Hemd.

Chan Sijad sagte:

»Du bist jetzt der wertvollste Mensch im Land. Aber dein Hals ist aus Fleisch!«

Safi brach der Schweiß aus, eine tierische Angst stach ihn ins Gedärm; zwar wußte Safi, daß Chan Sijad begütert, ja reich war, doch daß es soviele Schätze auf einem Haufen gab, noch dazu im Besitz eines einzigen Menschen, hatte er sich nicht vorstellen können.

Chan Sijad reichte Safi vier Beutel Gold für die Reise und versprach, ihnen mehr nachzuschicken, soviel wie sie brauchten. Safi staunte: konnte man so viel Gold jemals ausgeben? Dann sagte Chan Sijad, zwar werde er sie ständig beobachten lassen, trotzdem solle Safi regelmäßig schreiben und dem Boten jedesmal

ein Goldstück geben, auf welches er, Chan Sijad, bei Empfang des Briefes noch zwei drauflegen wolle.

Noch am selben Tag machte Chan Sijad Safi mit allen seinen Anordnungen und Vorkehrungen vertraut.

Noch am selben Tag bestieg Mahmud Chan Sijads klügsten, gehorsamsten und ausdauerndsten Hengst und verließ den Palast.

Und Safi, ebenfalls zu Pferd, die Stiefel im Steigbügel, die Sporen in den Weichen, folgte ihm. So begaben sie sich auf die Reise.

Mirsa Salman schaute den beiden sich entfernenden Reitern nach, bis sie seinem Blick entschwanden, und murmelte bei sich, wobei er die Spitze seines schmalen Bartes auf den Zeigefinger der linken Hand wickelte:

»O Jammer um diese Dürri-Jetim . . .«

Weder Chan Sijad noch Gamarbanu wußten, daß dieser Abschied ein Abschied auf ewig war; von Stund an trug Gamarbanu Trauer – Blau und Schwarz, und Chan Sijad dachte bei ihrem Anblick besorgt: es steht zum Schlechten, was einer befürchtet, das wird ihm auch widerfahren . . .

Daß dieser Abschied ein Abschied auf ewig war, wußte nur einer im ganzen Palast.

---

## 8

Von Zeit zu Zeit zuckte lautlos ein Blitz, und in dem grellen Licht dieser Blitze sah Mahmud die Augen des Schäfers; sie waren andächtig, als hätte der Schäfer sich losgelöst von den Bergen, den Schafen und Hammeln und eine Märchenwelt betreten, wo er nicht Luft atmete, sondern Worte, Mahmuds Worte.

Mahmud erzählte dem Schäfer, der ihn und Safi beherbergte in dieser Regennacht, Scheich Iljas Nisamis Geschichte von »Lejla und Medshnun«.

Sie waren den ganzen Tag geritten und am Abend, zur Stunde, da man den Hund nicht vom Wolf unterscheidet, vom Regen überrascht worden; im Nu durchnäßt, als hätten sie in Kleidern einen Fluß durchschwommen, taten sie sich nach einem Unterschlupf um, fanden aber keinen; der Regen hörte und hörte nicht auf, und Safi dachte: als wären wir in Noahs Sintflut geraten... Plötzlich hörte er im Rauschen des Regens Hundegebell; blinzelnd mit regenverschleierte Augen, blickte er sich um und erblickte den Schein eines Feuers, und sie ritten auf dieses Feuer zu.

Es war ein Jailag mit Schafen und Hammeln, wie Safi erspähte, und an dem Feuer saß ein Schäfer, ein ungeschlachter Mensch.

Der Schäfer hob einen Knüppel wie eine Streitkeule und rief:

»Wer da?«

Safi antwortete:

»Zwei Gottesknechte.«

Wer sie waren, sagte Safi nie, denn er bangte um die Schätze in seinem Gurt, um Mahmuds Schätze, die ihm anvertraut worden waren und von denen Mahmud nichts wußte.

Der Schäfer gewährte den Wanderern Platz in seinem engen Zelt, legte mehr Feuerung nach, und Safi hängte Mahmuds Kleider zum Trocknen auf; die eigenen legte er indes nicht ab, um seinen Gurt verborgen zu halten. Der Schäfer kochte Milch, holte Käse und benetzte einen trockenen Jucha mit Wasser, und wie zum Lohn für seine Gastlichkeit hob Mahmud an, ihm, der so abgeschnitten von aller Welt, un-

ter Tieren lebte, die Geschichte von Lejla und Medshnun zu erzählen.

Mahmud hatte sie vor drei Jahren, mit vierzehn gelesen, doch jetzt, im engen Hirtenzelt, entsann er sich ihrer fast Zeile für Zeile. Der Schäfer saß mit untergeschlagenen Beinen und lauschte andächtig und verwundert, während Safi mißvergnügt auf das Ende wartete.

Der Regen hatte aufgehört, doch der Himmel blieb verhangen, und ab und zu zuckte lautlos ein Blitz, und Safi dachte, daß dieses unselige Pladdern gleich wieder losgehen werde; seine Kleider waren immer noch naß, und er fürchtete, sich eine Lungenentzündung zu holen und zu sterben; daß Mahmud so kräftig und zäh war, erstaunte Safi – der Schlingel kannte keine Müdigkeit, spürte weder Kälte noch Regen.

Wann hatte diese Wanderung bloß ein Ende! Wann würde Safi nur wieder in sein weiches Bett zurückkommen? Wann erlöst sein von den Schätzen im Gurt? Die Angst um die Schätze quälte Safi, raubte ihm die letzten Kräfte.

Mahmud erzählte von Lejla und Medshnun, und dieser Hauklotz von Schäfer saß und lauschte offenen Mundes; wenn dieser Medshnun Mahmud auch ähnlich war, von ausgedachten Geschichten hielt Safi nichts; ebensowenig auch davon, was er fühlte oder dachte – für ihn galt nur das, was er sah und anfassen konnte, und was er sah, war: reiten von früh bis spät, zum Essen keine Zeit, zum Trinken auch kaum; so wartete Safi gähnend, daß Mahmud zum Schluß kam und die beiden sich schlafen legten, denn er mußte ja noch an Chan Sijad schreiben.

Wenn Mahmud und der Schäfer schliefen, würde Safi endlich die Kleider ablegen und trocknen lassen

können und im Schein des Feuers den ersten Brief an Chan Sijad schreiben.

Im Schein des Feuers sah Mahmud die groben Hände des Schäfers, doch nicht nur die groben Hände, auch das Atmen des Schäfers zeugte davon, daß er schwer arbeitete, Tag und Nacht auf den Beinen war. Wie sehr unterschied sich doch dieser Mensch von den Dienern im Palast, an ihm war etwas, was vielleicht nur die Erde besaß: die schwarze Erde ergrünte und brachte die Erntefrucht hervor, und das ganze Wesen dieses nach Schweiß, Dung, Schafskäse und dem Feuerrauch riechenden Menschen sprach von dem Überfluß der Erde. Und daß solch ein Mensch saß und wie ein Kind einer Geschichte lauschte, begeisterte Mahmud, und Mahmud erzählte das Ende von Lejla und Medshnun so hingebungsvoll, daß selbst Safi gerührt war, im stillen »bravo« sagte und eine Träne zerdrückte.

Dann herrschte Schweigen.

Der Schäfer wandte die Augen von Mahmud zu Safi und sagte:

»Freund Wanderer, wie dem auch sei, diese Liebe rührt nur vom Müßiggang her. Vom leichten Brot und Trank.«

Diese Bemerkung war so unerwartet und ernüchternd, daß Safi Mitleid mit Mahmud bekam.

»Freund Wanderer; lebte Medshnun wie ich – fern aller Wohnstatt, mit Schafen und Hammeln in Tälern, auf Bergen, ohne zu wissen, wann Sommer, wann Winter ist, ohne ein Weib je zu sehen, höchstens im Traum – er würde um Lejla nicht den Verstand verlieren, er würde Brautwerber ausschicken und heiraten, wenn nicht sie, dann eine andere.«

Mahmud schwieg.

Hatte der Schäfer recht, rührte die Liebe vom Müßiggang her und von der Satttheit?

Und plötzlich hörte er von fern, aus der grenzenlosen einsamen Steppe, hinter dem Rauschen des von neuem strömenden Regens eine schwermütige Stimme, die Stimme des jungen Sängers aus den Bergen des Karabach; und der Klang dieser fernen Stimme sagte: »Nein, Bruder Schäfer, du irrst dich . . . Du irrst dich, Bruder Schäfer.«

Und Mahmud sah Marjams Gesicht, und da spürte er wieder die Weite und Freiheit der bernsteingelben Ebene. Nein, armer Schäfer . . . Du weißt nicht, was Medshnun wußte, und Medshnun hat nicht gewußt, was du weißt; deine Sorgen waren Medshnun fremd, denn Medshnun hat nie jemand anderes gekannt als Lejla, und außer der Trennung von der Geliebten gibt es in dieser Welt vielerlei Mühe und Sorge; doch außer Mühe und Sorge gibt es in der Welt auch die Liebe, es gibt, gibt die Liebe, von der du, armer Schäfer, nichts weißt. Ja, Schäfer, Medshnun war unglücklich, doch auch du, Schäfer, bist unglücklich.

Vieles hatte Mahmud in diesen Tagen, seit er aus Gandsha fortging, gesehen.

In dieser Nacht kam Safi nicht mehr dazu, seine Kleider über der Feuerstelle zu trocknen, er brachte nur noch den Brief an Chan Sijad zustande, und diesen Brief sandte er anderntags heimlich mit einem Boten ab.

»O unser gekrönter Chan Sijad, der du auf Erden waltest wie Allah im Himmel! Es gibt keinen Gott außer Allah, und Allah, der einzige Gott, segne die Seelen all deiner Ahnen im Paradies und schenke ein langes Leben all deinen Nachfahren. Du bist gerecht und mächtig, du weißt alles, und du siehst alles, doch



da du mir auftrugst, dir zu schreiben, schreibe ich dir, dich zu unterrichten über unsern Verbleib.

Nun ist schon der zehnte Tag unserer Reise, doch in diesen zehn Tagen gelang es mir nicht, mich zurückzuziehen vor Mahmud, dem Stern meiner Augen, und dir zu schreiben, erst jetzt habe ich eine Gelegenheit gefunden. Doch weh – nirgends ein Mensch, der uns sagte: ›Ich habe ihn gesehen, den verfluchten Feind unsres Glaubens, den Pfaffen.‹ Anscheinend wandert er nachts und verbirgt sich am Tag, und seine Helfershelfer, Gottlose wie er, die ihm Unterschlupf bieten in ihren stinkenden Höhlen, geben ihn trotz Folter, der sie zu Recht unterzogen werden, nicht preis.

Deine Leute stehen heimlich vor Mahmud, dem Stern meiner Augen, mit mir in Verbindung. Wie du mich hießest, versuche ich ständig, Mahmud, den Stern meiner Augen, zum Guten zu lenken und abzubringen von dieser Reise, doch vorerst leider vergebens. Wenn wir frühmorgens aufbrechen, flehe ich jedesmal: ›Laß uns umkehren, der Chan der Chane Chan Sijad weint um dich wie Jakob um Josef. Wer stünde dir näher, denn der Chan der Chane Chan Sijad?‹ Du hießest mich, dir nichts zu verheimlichen, darum schreibe ich, was Mahmud, der Stern meiner Augen, darauf sagte. Mahmud sagte wie folgt: ›Ein Mensch, der einem nahe, ein Mensch, der einem fernsteht, was ist das, Safi? Hat nicht einerseits Esma ihren Gatten Hassan, Sohn des Imam Ali, vergiftet? Hat nicht andererseits Subejda, Witwe des Harun ar-Raschid, all ihre Habe an die Hungernden der ganzen Erde verteilt? Ist nicht die Nähe oder die Ferne im Menschen selbst, in seiner Seele?‹ Da sah ich mich gehalten zu fragen: ›Wenn es keine Nahstehenden und keine Fernstehenden gibt, wie kommt es dann,

daß Eltern ihr Kind mehr als andere lieben?‹ Mahmud, der Stern meiner Augen, antwortete: ›Eltern lieben ihr Kind, weil es *ihr* Kind ist, Safi. Doch Elternliebe und Menschenliebe sind nicht dasselbe. Selbst der niedrigste, abscheulichste Mensch ist einer Mutter Kind, und seine Mutter liebt ihn.‹

Arg verändert hat sich in diesen zehn Tagen Mahmud, der Stern meiner Augen. Deine Leute – Allah segne die Seelen ihrer Ahnen – unterstützen mich in meinem Bemühen, es Mahmud, dem Stern meiner Augen, an nichts mangeln zu lassen, stets trage ich Sorge, daß ihm zur rechten Zeit Speis und Trank bereitstehen und ihm die Nähe deiner Leute verborgen bleibt.

Doch Mahmud, der Stern meiner Augen, sieht die Leiden anderer und empfindet sie allzusehr mit. Mahmud, der Stern meiner Augen, sagte zu mir wie folgt: ›Wenn die Welt soviel Niedertracht hat, so sind alle, die sie regieren, von den Schahs bis zu den Naiben, Maliks; mag sein, sie selbst wissen es nicht, doch im Grunde ihrer Seele sind sie alle Diener des Satans.‹ Du weißt selbst, daß die Erde Ohren hat, und solche Reden dringen allzu leicht in falsche Ohren.

Doch Mahmud, der Stern meiner Augen, führt sogar Worte im Mund, von denen ich fürchten muß, sie könnten auch Allah mißfallen. Er sagte wie folgt: ›Warum duldet es Erzengel Mika'il, der Ernährer der Menschheit, daß so viele Menschen hungern? Sieht er sie nicht mit Allahs Augen? Warum verteilen die Geistlichen, Allahs unmittelbare Diener, die Ernte ihrer Ländereien nicht an die Armen, sie glücklich zu machen?‹ Ich sagte: ›Glück und Unglück liegen in Allahs Hand, nur Allah entscheidet, wer was erhält.‹

Mahmud, der Stern meiner Augen, sagt Dinge, die

mich entsetzen; wie ist er auf sie nur gekommen? ›Wenn Allah allwissend ist, sagt er, ›wie erklärt es sich dann, daß seine Propheten so bekümmert und traurig waren, warum hat der Bote Gottes Erzengel Dschebrail ihnen den Weg zum Glück nicht gezeigt? Die vier ersten Kalifen haben die Gebote und das Vermächtnis des Propheten Mohammed erfüllt und verwirklicht, doch was ist mit ihnen geschehen? Osman und Ali wurden erschlagen, der eine im eigenen Haus, der andere im Hause Gottes . . . Warum, Safi?‹ All das macht mir Unruhe und Sorge.

Einmal zogen Kraniche am Himmel, und Mahmud heftete seine großen blauen Augen, mein Leben würde ich für sie hingeben, auf diese Kraniche, schaute ihnen lange nach und sagte: ›Wäre ich aus der Sekte der Tanasuch und glaubte an die Seelenwanderung, ich würde mit diesen Kranichen sprechen, sie nach Marjam fragen und vielleicht erfahren, daß Marjam vor ein-, zwei- oder dreitausend Jahren zu ihnen gehörte.‹ Ich bin außer mir, weiß nicht, was ich tun soll, wenn Mahmud, der Stern meiner Augen, dergleichen sagt.

Ein andermal begegneten wir einem Dieb, dessen rechte Hand fehlte, sie war abgeschlagen worden, weil er Mehl in einer Mühle gestohlen hatte; Mahmud, der Stern meiner Augen, sprach mit diesem Dieb, dann sagte er zu mir wie folgt: ›Es war einmal eine Zeit, Safi, da es niemanden auf Erden gab, jetzt aber gibt es so viele Menschen, und wie viele werden es erst in tausend Jahren sein! Was wird aus der Welt werden? Die Flüsse werden Blut statt Wasser führen, Blut statt Wasser wird der Mensch trinken. Wenn schon Kain und Abel nicht willens waren, sich diese Welt zu teilen, wenn schon damals Neid und Rachsucht herrschten, der Bruder den Bruder erschlug,

was wird da erst in tausend Jahren sein?‹ Auf solche Fragen weiß ich keine Antwort, mir stockt der Atem vor Schreck.

Dann mußte ich zwei Goldstücke herausholen, und der Stern meiner Augen gab sie dem Dieb. Achtsam hüte ich vor ihm das Gold, das du uns zur Wegzehrung mitgabst, überließe ich es ihm, er würde an einem Tag alles verschenken. Von den anderen Dingen indes weiß Mahmud nicht, und ich bitte dich, mich von deinen Leuten gut beschützen zu lassen, denn in dieser Hinsicht bin ich um mich sehr besorgt.

Ich weiß nicht, was ich tun soll, und fürchte um Mahmud, den Stern meiner Augen. Seit einiger Zeit führt er Selbstgespräche. Wenn ich frage, mit wem er spreche, sagt er, mit Marjam. Einmal sagte er: ›Mit meinem Vater‹, nicht aber, worüber. Gestern begegnete uns ein alter Mann, und das, was Mahmud, der Stern meiner Augen, mit ihm sprach, machte mir angst, denn es ging über meinen Verstand. Der Alte fragte Mahmud, den Stern meiner Augen: ›Wohin des Wegs, mein Sohn?‹ Der Stern meiner Augen antwortete: ›Gen Kan und Mekan, guter Mann.‹ Darauf der Alte: ›Mein Sohn, Kan ist der Ort der Üppe, doch was ist Mekan?‹ Der Stern meiner Augen antwortete: ›Kan ist auf dieser Welt, Mekan auf jener.‹ Böse Augen hatte der Alte, und er kniff seine bösen Augen zusammen und sagte: ›Mit so viel Mühe suchst du den Tod?‹ Der Stern meiner Augen antwortete: ›Der Tod ist die Wahrheit. Wie entkäme ich sonst den Fesseln des Schicksals?‹ Der Alte holte aus seinem Bündel ein Krüglein und eine Porzellanschale, füllte die Schale bis zum Rand und reichte sie Mahmud mit dem Geheiß: ›Trinke diese Schale aus.‹ Mahmud, der Stern meiner Augen, schüttelte den Kopf und antwortete: ›Das Getränk in dieser Schale hat uns der Prophet

verboten.« Der Alte blinzelte spöttisch mit seinen bösen Augen, trank das Getränk – Wein wahrscheinlich – selbst und setzte seinen Weg fort, und als er unseren Blicken entschwunden war, fragte ich den Stern meiner Augen, was das für ein seltsames Gespräch gewesen sei. Doch statt zu antworten, zitierte der Stern meiner Augen einen Vers dieses Gotteslästerers Nasimi, schmore er in der Hölle, wie er es gewiß längst tut: »Beide Welten haben in mir Platz, ich habe aber in dieser Welt keinen Platz . . .«

Manchmal verstehe ich überhaupt nichts mehr und folge dem Stern meiner Augen blindlings. Nur in einem finde ich Trost – daß wir in dir eine Bollwerk der Hoffnung haben und dir ein Mittel gegeben ist, dieser sinnlosen und kostspieligen Reise ein Ende zu setzen.

Noch manches könnte ich mehr erzählen, aber ich fürchte, Mahmud, der Stern meiner Augen, erwacht und sieht, daß ich dir schreibe. Darum möchte ich schließen. Morgen früh schicke ich den Brief an dich ab. Nochmals bitte ich flehentlich – schärfe deinen Leuten ein, mich zu beschützen vor Dieben und Räubern. Ich küsse deine lichten Hände und den gesegneten Saum deines Gewandes, bereit zu jedweden Befehl, dein treuergebener Diener Safi.«

Chan Sijad gab dem reitenden Boten, der Safis Brief überbrachte, zwei Goldstücke und zog sich in seine Gemächer zurück.

Da bat Safi Chan Sijad um Hilfe und wußte nicht, der dumme Safi, daß es keinen hilfloseren Menschen auf der Welt gab als Chan Sijad selbst.

Chan Sijad verließ seine Gemächer und begab sich in die Palastbibliothek; dort nahm er ein schwarz eingebundenes Buch aus dem Regal – es war das Große Buch der Weissagungen, das er in

Indien für soviel Gold, wieviel es wog, erworben hatte –, schlug es aufs Geratewohl auf, und das erste, was er las, war: »Die Liebesplage bannen kann nur die Liebe selbst.«

Zwei Tage und zwei Nächte taten sich Chan Sijads Leute in Stadt und Umgebung um, suchten, schätzten ab und entschieden sich schließlich für Dshejran. Sie war das schönste, klügste, listenreichste Mädchen weit und breit, wie keine zweite verstand sie sich auf die Kunst der Liebe, wer sie sah, dem trübte sich der Verstand – tiefe, dunkelblaue Augen, Brauen wie zwei Bogensehnen, Brüste wie zwei kleine Melonen, der Gang eines Pfaus, kurz, alle Weibespracht der Welt hatte der Schöpfer in ihr versammelt; außerdem war sie geldgierig und versessen auf Geschmeide und Edelsteine.

Chan Sijad hatte sich entschlossen, einen ähnlichen Versuch zu unternehmen wie seinerzeit Gamarbanu, und dieser Versuch war eines Chans würdig. Um Mitternacht, damit niemand sie sah, ließ er Dshejran zu sich bringen, und als er sie ansah, in ihren Augen las, sah er, daß seine Leute eine Wahl getroffen hatten, die Goldes wert war; so gab er Dshejran sieben Beutel Gold und stellte ihr zehn weitere in Aussicht. Dshejran sollte Mahmud folgen, eine Begegnung mit ihm herbeiführen, ihn in sich verliebt machen und an den Hof zurückbringen, dann noch einige Zeit im Palast bleiben, um schließlich für immer aus Gandsha zu verschwinden; Chan Sijad versprach ihr dafür ein Haus in Täbris.

Noch in derselben Nacht brach Dshejran auf, in einer Kādshawe mit geschlossenen Vorhängen; begleitet von Dienerinnen und Dienern, unter ihnen, auf ihren Wunsch hin, auch Gyssyr Gary, begab sie sich auf die Reise.

Dshejran drängte zur Eile.

Das Schicksal war ihr hold! Nicht mehr lange, und sie würde in Täbris leben, das öde Nest Gandsha endlich verlassen.

Gandsha war ihr zu eng geworden für ihre Gedanken und Träume; sie sehnte sich nach größeren Städten, wollte ihr Gewerbe in der Nähe stolzerer Paläste als dem von Gandsha treiben.

Freilich, früher hatte Dshejran von Gandsha ganz ebenso geträumt, war das Ziel ihres Wüschens und Trachtens der Palast von Gandsha gewesen, doch das lag jetzt alles hinter ihr; der Herr von Gandsha war anders als andere Herrscher, er kannte nur sein Weib Gamarbanu, andere Frauen galten ihm nichts, und längst hatte Dshejran ihre Hoffnungen aufgesteckt. Als sie heute nacht so plötzlich in den Palast geholt wurde, glaubte sie zwar, der Chan begehre sie, das Bett des Chans stehe für sie bereit; als sich herausstellte, daß es nicht darum ging, war sie indes rasch getröstet, sah sie doch, daß ihr das Glück lachte: dem kleinen Chansohn ein wenig Erdenfreude schenken – und ihr Leben war gemacht!; sie würde Gandsha den Rücken kehren und in Täbris Einzug halten wie ein Eroberer, denn mit ihrer Schönheit und ihrem Geist würde sie ganz Täbris erobern bis hin zum Schahpalast Hescht-Behischt.

Nicht nur Schah Ismail war ein Eroberer!

In der Tat, in dieser Nacht, gewiegt von der vornehmen Kädshawe mit den geschlossenen Vorhängen, meinte Dshejran kein geringerer Eroberer zu sein als Schah Ismail, und ihr junges heißes und habgieriges Herz erging sich in Träumen von herrlichem Reichtum und grenzenloser Macht. In Träumen von einer nicht fernen Zukunft.

Die Zukunft war auf Dshejrans Seite.

Bis Makú war es nicht mehr weit.

Bald würden sie in Makú anlangen und ein Nachtquartier suchen. Die Sonne stand im Zenit und brannte herab, doch Safi spürte die Hitze nicht, denn seit ein paar Tagen schon war er seines Lebens müde; dieses sinnlose, endlose Traben durch Steppe, über Berge und durch Täler hatte ihn zermürbt, daß ihm alles gleichgültig war, selbst die Hitze.

Auch Mahmud spürte die Hitze nicht. Am Morgen hatte es hier geregnet, davon war eine leichte Frühlingsfrische verblieben, und diese Frische schien ihm zu sagen, daß vor kurzem hier Marjam gegangen sei, Marjam, während sie an Mahmud dachte.

Diese Vorstellung gab Mahmuds Herzen, das von Tag zu Tag mehr die Hoffnung verlor, ein Fünkchen neuen Mut.

Wie seltsam aber, Mahmuds wachsende Hoffnungslosigkeit bezog sich nicht allein auf Marjam, sondern auf das menschliche Leben überhaupt. Die Menschen, denen er begegnete, die Dinge, von denen er hörte, das Leid und Elend, das er sah, entdeckten ihm immer mehr Neues, und all diese neuen Eindrücke bedrängten ihn mit Hunderten Fragen, auf die er keine Antwort wußte, und so schloß er zuweilen die Augen, um die neuen Eindrücke nach ihren Farben zu prüfen, zu sehen, welche Farbe überwog – Rot, Blau oder Grün; die Farben aber verschwammen, flirrten durcheinander, und diese Welt der wechselnden Farben war ihm unbegreiflich, und ihm schien, diese Unbegreiflichkeit sei die Farbe der Welt.

Vor ihnen erhob sich eine schwarze Wolke, und

Safi stutzte erschrocken – woher diese Wolkentürme mitten am sonnigen Tag?

Safi kniff die Augen zusammen, schaute angestrengt.

Mahmud war rein, Mahmud konnte nicht ahnen, was Safi nun ahnte – darum sann Safi nach einem Vorwand, ein Stück voranzureiten und die Sache zu erkunden; wenn es sich so verhielt, wie Safi vermutete, galt es, einen anderen Weg einzuschlagen; von solch einem Anblick sollte Mahmud verschont bleiben.

Safi preßte die Hände an den Bauch, schnitt eine Grimasse, rief Mahmud zu:

»Warte hier, ich bin gleich zurück«, und ritt der schwarzen Wolke entgegen.

Je näher Safi kam, desto deutlicher sah er es: die schwarze Wolke hob und senkte sich, war lebendig.

Je näher Safi kam, desto deutlicher hörte und roch er es: aus der schwarzen Wolke gellte Gekrächze von Geiern und Raben, und in den Duft der Blumen mengte sich der abscheulichste Geruch der Welt, und dieser Geruch wurde immer stärker.

Nach und nach zeichnete sich von der schwarzen Wolke ein grauer Berg ab, und dieser graue Berg war seltsam gefleckt – weiß, schwarz und rot.

Safi ritt näher und hielt.

Sein Pferd schnaubte, tänzelte und bäumte sich, strebte aus Leibeskräften in die Steppe zurück.

Die schwarze Wolke war ein dichter Schwarm unzähliger Raben und Geier. Der graue Berg aber – eine Pyramide aus Menschenköpfen.

Die Raben und Geier hatten auf diese Köpfe eingehackt, so daß hier und da neben dem Schwarz von Haupthaar und Bärten das weiße Schädelbein

blinkte; bei den meisten Köpfen gähnten schwarze Augenhöhlen, doch bei einigen wenigen waren die Augen noch da, und diese Augen, weiß hervorgequollen, wie kurz vor dem Zerplatzen, oder halb verdeckt von hängendem Lid, weiße Schlitze, starrten gleichmütig, allem entrückt in die Ebene von Çaldiran. Die Ebene von Çaldiran war übersät von enthaupteten Leibern, blutverkrusteten Rüstungen und Kleidern und Schilden, Schwertern und Speeren, deren blankes Metall in der Sonne glänzte.

Die enthaupteten Leiber waren noch unlängst schiitische Krieger gewesen, Krieger aus dem Heer der Safawiden, das sah Safi, doch Safi wußte nicht, welch eine verhängnisvolle Entscheidung hier, nahe Makú, in der Ebene von Çaldiran gefallen war: eine Entscheidung, die sowohl für den aufstrebenden Staat der Safawiden unter Schah Ismail als auch für sein heimatliches Bejlerbejlik unter Chan Sijad und sogar sein eigenes Geschick eine schicksalschwere Wende bedeutete. Der osmanische Herrscher Sultan Selim I. hatte die Safawiden zu Feinden des islamischen Glaubens erklärt und war im Namen der Verteidigung des Islam mit einem Heer von zweihunderttausend Mann in Aserbaidshan eingefallen; was half da Schah Ismail alles Vertrauen auf Allah – sein weit kleineres, schlecht ausgerüstetes Heer, mit welchem er den Osmanen bei Makú die Stirn bot, wurde bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Hier lagen sie nun, die schweigenden Zeugen dieser blutigen brudermordenden Schlacht.

Nein, von alledem wußte Safi nichts; auch ahnte er nichts, einen klaren Gedanken zu fassen, verwehrte ihm der Schrecken des Anblicks.

Safi konnte die Augen nicht wenden von diesen Köpfen und Leibern.

Ein Brechreiz bog und schüttelte seinen Körper, würgte in Brust und Kehle, krampfhaft rang er nach Atem, doch er konnte die Augen nicht wenden von diesen Köpfen und Leibern und diesem Blut, als hielten unsichtbare Ketten sie fest; seine Augen schmerzten, brannten, wie gern hätte er sie geschlossen, doch die Lider standen starr, wie versteinert.

Am Himmel krächzten die Raben und Geier, auf der Erde aber herrschte Schweigen, und das einzige, was das Schweigen der Weite störte, waren das angstvolle Schnauben und Stampfen eines fortdrängenden Pferdes und das Keuchen eines Galle erbrechenden Menschen.

Die Vögel mit den blutigen Schnäbeln und Krallen begannen über Safis Kopf zu kreisen, und Safi spürte im Gesicht den Hauch ihrer Flügel; dieser Hauch war der Atem des Todes, und das Gefühl der Todesnähe brachte Safi zu sich. Sein Haar sträubte sich auf dem Kopf, ihn befahl eine tierische Angst, und er dachte nur eines: umkehren, einen anderen Weg einschlagen! Mahmud war rein und in seiner Reinheit zerbrechlich; Mahmud sollte von diesem Anblick verschont bleiben!

In diesem Moment gellte, das Vogelgekrächz übergellend, Mahmuds Stimme über die Ebene von Çaldıran hin:

»Safi! Safi! Wegen fünf Fuß Erde?! Wegen eines Beutels Gold?! Waren sie nicht einmal Kinder? Sahen sie nicht auch den Himmel und Mond und Sterne? Und sie schneiden einander den Kopf ab, wie Schumr dem Imam Hussein? Wie kann Allah das zulassen, Safi?«

Mahmud, der Safi gefolgt war, kam herangeritten und hielt.

Safi wandte sich zu Mahmud um, Mahmuds

Stimme drang ihm durch alle Poren ins Mark, er brach in Tränen aus; in Mahmuds Kopf aber herrschte nichts als ein einziger unbändiger Schrei, und dieser Schrei war ein anderer als der, den er im Hof des Düsternen Pfarrers vor Pracherbruder Israel ausgestoßen hatte: nicht Angst, sondern Feuer und Flamme.

Safi schluchzte, Safi weinte so erschüttert, daß er alles rings vergaß, selbst den Gurt an seinem Leib hatte er für einen Moment vergessen.

Und wieder hörte er Mahmuds Stimme, bald schrill, bald leise, halb untergegangen im Vogelgekrächz.

»Sahib as-Saman, der Herr der Zeit, worauf wartet er? Er ging fort, um wiederzukehren zum Jüngsten Gericht. Ist die Erde nicht aber längst reif für das Jüngste Gericht? Kann sie denn noch schlechter, schrecklicher, blutiger werden? Ist es denn nicht endlich genug? Oder gibt es vielleicht gar kein Jüngstes Gericht, kein Ende der Zeit, keinen Sahib as-Saman, Safi? Und es wird niemand kommen? Und es wird niemand helfen?«

Welche Lästerung Gottes! Aber Safi erschrak nicht, was waren alle Schrecken der Welt angesichts der Ebene von Çaldıran! Safi schluchzte, Safi teilte Mahmuds Schmerz.

Safi rief unter Tränen:

»Laß uns fortreiten, Mahmud . . . Fort von hier!«

Safi hätte Mahmud am liebsten umarmt und geküßt und wie ein leibliches Kind, das zu haben ihm nicht vergönnt war, gestreichelt und getröstet, war doch Mahmud der einzige lebendige Atem in dieser grausigen Weite.

Mahmud antwortete ebenso leidenschaftlich:

»Ja, laß uns fortreiten! Fort von hier, Safi!«

Und plötzlich schollen die Adern an seinem schmalen Hals, und er rief, schrie auf Farši:

»Ej moselman, derd-i mera derman nist elgijas! – O Muselmanen, gegen unseren Schmerz gibt es kein Mittel!«

Bei diesem Ruf, dem alten Klageruf der Perser, wendete Mahmud das Pferd, gab ihm die Sporen und galoppierte davon, die unheilvolle Ebene von Çaldiran hinter sich lassend, und gleich Daghly Arwad, der Bergjungfrau, stieg das Echo seines Rufs von den Gipfeln herab, lief über die Ebene von Çaldiran und schallte, von den Stimmen der Raben und Geier wiederholt, hinter den beiden Reitern her:

»... derman nist elgijas!«

»... derman nist elgijas!«

»... derman nist elgijas!«

Safi setzte Mahmud nach, sein Pferd mit aller Kraft spornend, beseelt nur von dem einen Wunsch: fort von diesem Schreckensanblick, fort von diesen Vogelstimmen; noch wußte er nicht, daß das Unglück nicht allein in der Ebene von Çaldiran bestand.

Aber Safi ahnte plötzlich, warum Chan Sijads Leute sich seit einer Woche nicht mehr blicken ließen, warum die Antwort auf seine Briefe ausblieb, sowohl auf den zweiten als auch auf den dritten; aus den Kleidern und Rüstungen, die die Menschenrumpfe trugen, schloß Safi, daß in der Ebene von Çaldiran eine Schlacht stattgefunden hatte zwischen den Heeren Sultan Selims und der Safawiden und folglich jetzt Wirren im Land herrschten, wahrscheinlich auch in Gandsha.

Doch Safi wußte natürlich nicht, daß schon seit mehreren Tagen ein neuer Chan auf dem Thron zu Gandsha saß und dieser neue Chan Bajandur hieß...

Bei Bajandur war jener einzige Mann im Palast ge-

wesen, der wußte, als Mahmud zu seiner Reise aufbrach und Abschied nahm, daß sich Vater und Sohn nie wiedersehen würden, daß Chan Sijads Stunden gezählt waren, denn, eingeweiht in Sultan Selims Plan, gegen Aserbaidshan zu ziehen, hatte er längst alle Maßnahmen getroffen.

Seit je schüttelte Bej Bajandur ein wildes Verlangen nach Krone und Thron, es verzehrte ihn innerlich wie ein Wurm, und er selbst wußte, es war so stark, daß es ihn entweder in den frühen Tod treiben oder letztlich doch auf den Thron heben würde.

Bei Bajandur verachtete Chan Sijad; jede Geste, jedes Wort, jede Entscheidung des Chans sah er als Fehler an, und ständig dachte er – ein Bajandur auf dem Thron wüßte diese lächerlichen Fehler in der Innen- wie Außenpolitik zu vermeiden; und dieser Gedanke stärkte seinen Willen zur Macht immer mehr.

Allah hat Bajandur zum Herrscher erkoren, hätte das Leben sonst einen Sinn?

Noch in derselben Nacht, in der ein Geheimbote des Sultans ihm die Nachricht vom Beginn des Feldzugs überbrachte, betrat Bej Bajandur mit einer Entschlossenheit, die seine ganze künftige Härte und Gnadenlosigkeit ankündigte, Chan Sijads Schlafgemach und stieß dem Schlafenden den Dolch bis zum Heft in die Brust.

Chan Sijad konnte nur noch die schmalen samenkorngleichen Augen öffnen, Bej Bajandur erkennen und alles begreifen; konnte nur noch die schmalen samenkorngleichen Augen, bevor sie brachen, in spöttischem Lächeln verkneifen und flüstern:

»Du hast mich erlöst...«

Noch verstand Bajandur den Sinn dieser Worte nicht, erst nach Tagen und Jahren sollte Bajandur den Sinn dieser Worte verstehen; viel Unglück ging

auf sein Haupt nieder, er wurde vom eigenen Sohn gestürzt, floh in die Berge, hielt sich in entlegenen Festungen versteckt, und erst auf dem einsamen Todeslager, am letzten Tag seines Lebens hörte er Chan Sijads Stimme in ferner Vergangenheit diese Worte noch einmal flüstern, und da verstand er, der alte Bajandur, ihren Sinn . . .

Und noch eins zu tun, fand Chan Sijad die Kraft, bevor er starb: Er hob die Hand, strich sich über die Brust, tauchte sie ins eigene Blut und legte sie Bej Bajandur aufs Gesicht.

Bej Bajandur spürte im Mund den Geschmack dieses heißen Blutes. Bisher hatte er stets nur das eigene Blut geschmeckt, in der Kindheit etwa, wenn er hingefallen war und sich das Gesicht aufgeschlagen oder wenn ihm die Nase geblutet hatte; oder dann, bei Schlachten, wenn er verwundet worden war; das Blut aber, das er jetzt schmeckte, war nicht sein eigenes, sondern fremdes Blut, das eines anderen Menschen, und dieses Blut hatte einen anderen Geschmack.

Der Geschmack dieses fremden Blutes sollte ihn fortan immer begleiten, denn wenn er später, inzwischen Chan Bajandur und im Volk »Wolf« genannt, einen Menschen enthaupten ließ oder im Handgemenge der Schlacht einen Gegner tödlich verwundete – immer spürte er den Geschmack dieses fremden Blutes im Mund.

Von all dem wußte Safi nichts.

Am Morgen nach dem Mord bestieg Bajandur den Thron zu Gandsha und befahl, alle Verwandten Chan Sijads und Gamarbanus, die fähig seien, das Schwert zu halten, hinzurichten; Mirsa Salman aber machte er zum Gespött des versammelten Hofes, er ließ ihm den Bart abschneiden und sagte:

»Jetzt kannst du deinen Geißbart nicht mehr auf

den Zeigefinger wickeln! Was machst du nun, wenn dein Zeigefinger juckt?«

Dann wurde Mirsa Salman rücklings auf einen lahmen Esel gesetzt, mit einem Krug Sauermilch übergossen und aus Gandsha vertrieben, und niemand erfuhr je, was aus ihm wurde.

Auch wußte Safi nicht, als sie aus der Ebene von Caldiran flohen, daß zur selben Zeit eine elende Frau, binnen eines Tages zur Greisin geworden, tags zuvor noch ehrerbietig Gamarbanu geheißten, barhäuptig, verwirrten Sinnes, durch die Wälder von Gandsha irrte und Tag und Nacht den Bäumen, Sträuchern, Bergen und Steinen immer dasselbe Lied vorsang:

Ermordet mein Sijad, mein Mahmud verloren,  
O Allah, Gerechter, wann kommt dein Gericht?  
O Abgrund des Leidens, o Gipfel der Trauer,  
Zermalmt lieg ich unter dem steinernen Berg . . .

Natürlich wußte Safi auch nicht, was für ein Ende der irrsinnigen Greisin bereitstand: eines Nachts fielen ein hungriger Wolf und eine hungrige Wölfin über sie her und fraßen sie auf, und die Wölfe, die von diesem Wolfspaar stammten und bald eine Rasse bildeten, hausend in den Wäldern von Gandsha, waren von seltsamem Wesen: unfähig zu heulen, klagten sie Tag und Nacht mit Menschenstimme . . .

---

## 10

---

»O Gott der Muselmanen! O Prophet Mohammed!  
Wenn es euch gibt, wenn ihr gerecht seid, helft! Helft mir!  
Ich bin eine Christin, aber gleich euren Kindern ein Mensch; macht, daß weder Christen noch Musel-



manen bluten müssen. O du, mein Gott, wenn du nicht willst, daß Mahmud und ich zusammen sind, warum hast du mir die Liebe zu ihm ins Herz gepflanzt? Herr Jesus! Heilige Jungfrau! Die ihr doch alles wißt, alles seht, alles vermögt! Warum habt ihr mein Herz entfacht? Warum führt ihr alle meine Gedanken zu Mahmud? Warum sehne ich mich nach Mahmud, ob ich mich schlafen lege oder ob ich am Morgen erwache? Warum begehre ich ihn mit Leib und Seele? Wenn ihr wußtet, daß ich Mahmud nicht haben kann, meine Sehnsucht nach ihm nichts als Sünde ist und mir nur Leid bereiten und meinen Vater unglücklich machen wird, warum habt ihr diese Liebe in das Herz eurer Magd gepflanzt? Erbarmt euch, ich bitte euch, helft. Amen.«

Marjam bekreuzigte sich.

Die Worte dieses seltsamen Gebetes gingen seit dem Morgen in ihr um, und erschrocken gewahrte sie, daß sie gar keinen rechten Glauben in sie setzte, so als spräche nicht sie, Marjam, diese Worte, sondern irgendein Fremder.

Wieder bekreuzigte sich Marjam in der Dunkelheit.

Wenn der Unglaube in ihr erwacht war, nein, nicht der Unglaube, aber ein Zweifel an der Hilfe und dem Segen des Herrn und der Heiligen Jungfrau, so vielleicht deshalb, weil sie sich versündigt hatte? Weil sie einen Mohammedaner zum Mann begehrte? Weil ein böser Blick sie getroffen hatte, ein böser Zauber sie bannte?

Ob Mahmud nicht gar ein Zauberer war? Hatte Mahmud sie etwa vom rechten Weg abgebracht? Den Unglauben in ihr gesät?

Die Kälte dieser Fragen schauerte ihr durch den Körper, so als wäre ein Stück Eis in den Kragen ihres

Nachthemds gefallen und glitte zwischen ihren Schulterblättern hinab.

Nein! Nein! Mahmud war heiliger als heilig, reiner als rein!

Diese heiße Regung erwärmte sie wieder, und der Hautstreifen, auf dem noch eben das Eis geglitten war, brannte plötzlich, begehrte, von Mahmuds Händen berührt zu werden, und dieses Begehren war so sinnlich, daß sie aufstöhnte und sich im Bett krümmte.

Der Düstere Pfarrer richtete sich auf und spähte im matten Mondlicht des winzigen Fensters zu Marjam. Der Düstere Pfarrer sah Marjam nicht, spürte aber, daß sie wieder nicht schlief, und grämte sich – sie welkt mir hin, vergeht mit jeder schlaflosen Nacht mehr!

Wann würde das alles ein Ende haben, die Qual dieses schwachen, doch aber so reinen Mädchens vorbei sein? Die Heilige Zuflucht war bald erreicht. Bald, bald! Der Heilige Greis würde ihnen helfen.

Marjam spürte, daß der Düstere Pfarrer nach ihr schaute; aber sie wollte von ihm nicht angeschaut werden in diesen Augenblicken; nein, schau nicht her, Vater, leg dich nieder, der Mond wird seinen Weg gehen, ob du willst oder nicht, Vater, dorthin, wo die Engel schlafen, und ich will die Brust als Zielscheibe hinhalten für den Pfeil des Liebsten . . .

Gedämpft rief der Düstere Pfarrer: »Marjam!«

Marjam antwortete nicht, Marjam beschwor den Düsteren Pfarrer im stillen: mein Schmerz ist wie ein Berg, Vater, und meine Trauer eine Zuflucht, sprich mit mir nicht, Vater, sonst muß ich blutige Tränen weinen, eine schwere Zeit hat mich heimgesucht, Vater . . .

Der Düstere Pfarrer legte sich wieder hin.

Wie lange führten sie nun schon dieses Nomadenleben, eilten von Versteck zu Versteck, um der Leidenschaft dieses Gottlosen zu entkommen, dieser Gier, die seit je Schmutz und Niedrigkeit gebar, die sich im Laster sielte, schönste, reinste Christenmädchen verdarb . . . Diese Leidenschaft war nichts als die Begierde des Sohhak, welchem der Satan die Schultern ableckte, so daß ihnen Schlangen, sich nährend von Kinder- und Säuglingshirnen, entsprossen . . . Ein Mönchsgelübde hatte der Düstere Pfarrer zwar nicht getan, doch Büsserketten erlegte auch er sich auf, um das verfluchte Fleisch, diesen Menschheitsverderb, zu bändigen; diese schmutzigen Wüstlinge aber kamen daher und vertrieben ein so reines Mädchen wie Marjam aus ihrem Haus, ihrer Heimat . . .

Den morgigen Tag mußten sie in dieser Kammer, ihrem Versteck, noch aushalten, dann aber, nächste Nacht, konnten sie weiterziehen: wieder werden sie bis zum Morgengrauen, bis zur Erschöpfung wandern; auch Marjam wird erschöpft sein, selbst wenn sie nichts sagt, nie beklagt sie sich; welch Trost – nur noch eine Nacht, eine einzige lange mühselige Nacht, und erreicht ist die Heilige Zuflucht . . .

Marjam starrte ins Dunkel; am Abend hatte Marjam gesehen, daß an der Wand gegenüber das Bild des Heilands hing; jetzt sah Marjam es nicht, blickte aber in seine Richtung und bekreuzigte sich. Warum sie sich bekreuzigte, wußte sie nicht; überhaupt wußte Marjam in diesem Moment nicht, was sie wollte, doch immer wieder bekreuzigte sie sich; ihre Lippen bewegten sich, flüsterten etwas, doch was, wußte sie nicht.

Der Düstere Pfarrer aber wußte alles. Seine Glaubensbrüder, die ihn beherbergten in ihrem Haus und

es für ihre Christenpflicht ansahen, ihm jegliche Hilfe zu leisten, hielten ihn über alles, was rings geschah, auf dem laufenden. Der Düstere Pfarrer wußte, daß der Sohn von Chan Sijad Marjam verfolgte, Chan Sijads Leute hingegen ihn, den Düsteren Pfarrer; jeden Tag konnten sie ihn aufspüren, und wenn das geschah, würden nicht nur er, sondern auch diese guten Menschen, die ihm Obdach gewährten, qualvoll sterben; das wußte der Düstere Pfarrer, doch keine Sekunde zweifelte er daran, daß es für ihn wie auch für diese Menschen dann notwendig war, es zu erdulden: sie mußten es alle erdulden im Namen des heiligen apostolischen Glaubens, denn Marjam gehörte nicht nur dem Düsteren Pfarrer, ihrem Vater, Marjam gehörte der ganzen Gemeinde und sollte die Mutter eines Christenmenschen werden.

Und wieder sprach das vertraute liebevolle Flüstern ihm Mut zu: »Es ist richtig und gut, was du tust, du mein Leben. Wehre dem Zweifel . . . Sehe ich nicht, wie Marjam leidet? Der Gottlose hat Marjams Herz an sich gerissen mit List, du mußt es ihr wiedergeben. Dieses reine Herz einem Gottlosen überlassen? Es wird sich alles zum Guten wenden, du mein Leben. Die Heilige Zuflucht wartet auf dich, der Heilige Greis steht dir zur Hilfe bereit, weil du rein und sündlos bist vor dem wahrhaften Gott. Der Herr in seiner Gerechtigkeit steht dir bei . . .«

Stets im rechten Moment eilte dieses vertraute liebevolle Flüstern dem Düsteren Pfarrer zu Hilfe, ermutigte in schwersten Zeiten, schwersten Augenblicken sein Herz.

Marjam verhielt sich still und demütig, nie seit der Flucht aus Gandsha hatte sie Mahmud erwähnt oder ihr Schicksal beklagt; was der Düstere Pfarrer ihr auch befahl, sie gehorchte; in welche Richtung der

Düstere Pfarrer auch ging, sie folgte, und doch ... dieser Gehorsam bereitete dem Düsteren Pfarrer nicht Genugtuung, sondern Kummer, fühlte er doch mit allen Fasern, wie sehr Marjams Herz diesem Chansohn Mahmud anhing. Das dumme unwissende Kind! Alles durchschaute der Düstere Pfarrer, alles war ihm klar: Marjam mußte vor einem Unheil bewahrt, Marjam mußte gerettet werden.

Nur ein einziges Mal in all diesen Tagen hatte sich Marjam an früher erinnert: nach einer durchwanderten Nacht rasteten sie frühmorgens an einer Quelle, sie löschten den Durst, wuschen sich, kühlten die Füße im Wasser, da hob Marjam den Kopf, blickte nachdenklich zu dem sich rötenden Horizont, atmete tief und fragte:

»Was wohl die Weiße Geiß jetzt macht? Sie war so menschenscheu, ob sie sich an jemand gewöhnt hat?«

Der Düstere Pfarrer strich mit den nassen Händen über seinen langen dichten Bart und antwortete:

»Jedes Erdenwesen ist gelehrt, sowohl der Mensch als auch das Tier lernt, sich an alles zu gewöhnen. Nichts auf Erden währt ewig. Ewig sind nur Gott und die Lehre Christi, Tochter.«

Marjam schwieg dazu, fragte nichts mehr.

Ob sie jetzt schlief? Das arme Kind, sollte es wenigstens noch etwas schlafen!

Und plötzlich faßte in der nächtlichen Dunkelheit das Herz des Düsteren Pfarrers neue Hoffnung.

Längst wußte der Düstere Pfarrer, daß Chan Sijad ermordet worden war und sich des Thrones von Gandsha ein gewisser Bej Bajandur bemächtigt hatte; aber was kümmerte ihn das alles; all diese Palastrevolten, diese Gier nach Macht und Reichtum hatten für ihn keine Bedeutung, außerdem kam es für ihn nicht

in Frage, auf seinem Weg zur Heiligen Zuflucht, so kurz vor dem Ziel, umzukehren – nein, es gab kein Zurück; der Heilige Greis sollte helfen, Marjams Herz, Marjams Seele von dieser sündigen Liebe zu befreien.

Der Düstere Pfarrer wußte sehr gut, was Herrscher zu tun pflegten, und wußte, daß Bajandur sich mit Chan Sijads Blut allein nicht begnügen würde, und in der nächtlichen Dunkelheit jetzt kam ihm ein seltsamer Gedanke: und was, wenn Bajandurs Leute Mahmud finden und töten?; und da faßte sein Herz neue Hoffnung: dann löst sich alles von selbst!

Kaum hatte er diesen Gedanken gedacht, durchzuckte ein unerträglicher Schmerz seine Brust, und da wußte er – dieser Schmerz in seiner Brust war der Schmerz in Marjams Herzen, und es überlief ihn kalt; er wünschte einen Tod herbei, der einem Teil seines Fleisches – Marjam – unerträglichen Schmerz zufügen würde.

Wie kann ein Mensch, der Gott ehrt, geschweige denn ein Diener Gottes, so unbarmherzig sein?

Welche Verführungen lauern uns in diesem Erdental auf!

Warum, warum muß ein Mensch einem anderen den Tod wünschen?

Kann ein Herz rein sein, das einem anderen, und sei es einem Gottlosen, den Tod wünscht? Und hat er nicht soeben nur Schmerz um Marjam, Marjams Schmerz gefühlt, nicht aber den Schmerz dessen, dem er den Tod wünschte in kalter Wut? Ist das die Lehre des Heilands, der sich freiwillig seinen Henkern stellte? Wird das Tor der Heiligen Zuflucht sich auf-tun vor jemand mit einem solchen Herzen?

Und wieder kam dem Düsteren Pfarrer das vertraute liebevolle Flüstern zu Hilfe: »Schlaf, du mein

Leben, schlaf ein, quäl dich nicht, schlafe, schlafe, schlafe . . .«

Marjam, noch immer die Augen dem unsichtbaren Bild des Heilands zugewandt, flüsterte zitternd etwas, doch was, wußte sie nicht. Vor ihr lag Dunkelheit, doch vor Stunden, als die Hausherrn ihnen bei Kerzenschein das Lager richteten, hatte sie an der Wand gegenüber das Bild des Heilands gesehen.

Angestrengt blinzelnd schaute sie nach dieser Wand, und plötzlich trat ihr das Bild aus der Dunkelheit entgegen, doch nicht, Christus blickte aus dem Rahmen, sondern Mahmud, Mahmuds große blaue Augen waren Christi Augen.

Marjam wußte, daß sie sich täuschte, daß Müdigkeit und Gram ihr etwas vorgaukelten, erschrak aber nicht und wies den gotteslästerlichen Trug nicht von sich; Marjam lächelte sogar, zum erstenmal seit ihrer Flucht aus Gandsha lächelte Marjam; der Trug strahlte Ruhe und Trost aus, und so sank sie unter dem Blick der großen blauen Augen in einen leichten, wenngleich unruhigen Schlaf.

## 11

---

Alles war aus und verloren; nie hätte Dshejran gedacht, daß sie so schwach sei und alles so dumm, so schmachlich für sie enden würde.

Was hatte das Leben noch für einen Sinn?

Eine Zukunft gab es nicht mehr.

Mit dem Verstand erkannte Dshejran natürlich, daß das, was sie tat, die reine Unvernunft war und daß Unvernunft ihr schlecht zu Gesicht stand, ihr, einer Frau, die alle Seiten des Lebens gesehen hatte, vom untersten Grund der Menschenexistenz aufge-

stiegen war bis an die Schwelle der Paläste; doch was tun – das Herz gehorchte ihr nicht, und nun war alles aus und verloren.

Die jungen Frauen von Gandsha munkelten, eine Sklavin des Palastes habe sich aus Liebeskummer um Mahmud erhängt; vielleicht war es Wahrheit, vielleicht Lüge, einerlei, denn was blieb Dshejran nun übrig, als sich zu erhängen wie dieses dumme Kind? Aber wozu war das alles dann gut gewesen, dieses jahrelange rastlose Schweifen, Hunger, Entbehrung, Erniedrigung, die Tausenden in schlaflosen Nächten errennen und gesponnenen Ränke, die selbstgenügsame Kunst, Trost zu finden an der Schönheit des eigenen Körpers, sie um des künftigen Reichtums willen zu pflegen und preiszugeben der Wollust abscheulicher Männer, die ihre Väter, Großväter hätten sein können, Männer, deren Fleisch sich an ihr sättigte, deren Blicke aber unersättlich blieben; dieses Vorspielen von Leidenschaft und die Gewöhnung daran? Dafür, um sich Hals über Kopf in einen Jüngling zu verlieben, der nichts wußte vom Leben, und sich eigenhändig die Schlinge um den Hals zu werfen?

Chan Sijad war ermordet worden, wie gut, denn kein Zweifel, seinen Auftrag hätte Dshejran niemals erfüllen können; Chan Sijad gab es nicht mehr, Dshejran war also frei; das verheißene Haus in Täbris konnte sie zwar in den Wind schreiben, aber was machte das aus?, davon ging die Welt nicht unter – Dshejran war jung, schön, klug, und die Zukunft hielt für sie noch alles bereit.

Doch eine Zukunft gab es nicht mehr.

Bei der Kunde von Chan Sijads Ermordung bleckte Gyssyr Gary ihre dunklen Zahnstummel, kichernd:

»Allah sei Dank! Jetzt können wir nach Gandsha zurück, heim in unsere Hütten! Was haben wir verlorren in dieser verfluchten Steppe? Wenn ein Mann, noch dazu ein so junger, bei solch einem Prachtweib wie dir nicht anbeißt – Asche über sein Haupt!« Gyssyr Gary legte die Hände zusammen und schwenkte sie über dem Kopf.

Dshejran zischte:

»Halt den Rand, Satansweib!«

Dshejran war wütend auf Gyssyr Gary, dachte aber im selben Moment: Dieses gottlose Weib ist der sorgloseste, glücklichste Mensch auf der Welt, auf alles kann sie spucken . . . Doch nein eigentlich, wer weiß, vielleicht trägt auch das Herz der Gyssyr Gary an einem Schmerz, von dem niemand weiß, warum sonst führt sie ein Leben wie eine Aussätzige?

Natürlich wußte Dshejran nicht, daß an Gyssyr Gary, ebenjener Gyssyr Gary, die ein Leben wie eine Aussätzige führte, sich das seltsamste Menschen-schicksal erfüllen sollte, das die Welt je gesehen hatte . . .

Vor drei Wochen, als sie Gandsha verließ, hatte alles ganz anders geschienen – die Zukunft lachte ihr, die Welt lag zu ihren schönen Füßen, die Nächte strahlten vor bunten Träumen, ihr Herz schlug voll Kraft . . .

Vor drei Wochen war Dshejran Mahmud noch nicht begegnet. Über den Chansohn hatte Dshejran gehört, er sei schüchtern, lese Tag und Nacht Bücher; einmal war ihr der Gedanke gekommen, eine Begegnung mit ihm herbeizuführen, um bei ihm zu holen, was sie bei seinem Vater nicht erreicht hatte, und in den Palast zu gelangen, verwarf ihn aber gleich wieder – die Gandshaner sagten, Gamarbanu sei zu allerlei Bösem fähig, außerdem liebe sie ihren Sohn wie

keine zweite Mutter auf der Welt, mehr als ein Raubtier oder ein Vogel sein Junges; Dshejran wollte nicht das Schicksal versuchen, Dshejran gab sich nur mit Dingen ab, die ungefährlich waren und von denen sie wußte, daß sie Vorteil brachten, zuviel durchgemacht hatte sie im Leben, um das in jahrelangen Mühen Erreichte aufs Spiel zu setzen.

Am Morgen ihres Aufbruchs aus Gandsha hatte Dshejran Gyssyr Gary zu sich gerufen und nach Mahmud ausgefragt.

Gyssyr Gary ließ die Augen rollen wie eine Katze, die zuviel Sahne gefressen hat.

»Hast du ihn nie gesehen?« rief sie aus. »Beim heiligen Koran, den ich gelesen, beim heiligen Namas, den ich verrichtet – ein Josef, just aus Kanaan gekommen! Ich wurde doch mal in den Palast gerufen . . .« Gyssyr Gary blickte sich um, hielt die welken Lippen an Dshejrans Ohr und erzählte mit genüßlichem Flüstern, was sie im Palast getan hatte, dann schlug sie die holzdürren Hände zusammen und bog sich vor Lachen: »Jawohl, das Schwert des heiligen Abbas soll mich durchbohren, ein vollkommener Mannskerrl . . .«

Dshejran lächelte, sie fühlte ein warmes Rieseln im Körper, Dshejran gefielen solche Gespräche, sie, die sich früher nur des Goldes wegen, unter Abscheu Männern hingegeben hatte, war längst gewöhnt, Lust vom Mann zu empfangen.

Gyssyr Gary lachte, mit den welken Lippen die Zahnstummel entblößend, schüttelte sich vor Lachen, daß die Muschelkette an ihrem runzligen Hals, die sie irgendwo gefunden hatte, einen Ton gab, als piepsten junge Mäuse.

Dshejran sah ihrem Lachen nachdenklich zu – ach, daß sie das Wasser des Paradiesflusses fände, da-

von zu trinken, um ewig jung zu bleiben. Nur nicht so werden wie diese Gyssyr Gary . . .

Dshejran kam gar nicht auf den Gedanken, daß auch Gyssyr Gary einst jung und schön gewesen war und mit ihrer Koketterie viele Männerherzen wie Holz entflammt hatte.

Dshejran war erst fünfundzwanzig, doch schon jetzt bangte ihr vor der Zeit des Alters und der Einsamkeit.

Pferdeknecht Dshafar striegelte ein Pferd und erzählte dabei, als spräche er mit dem Pferd, von seinem Dorf, der Ruhe, Gesundheit, Häuslichkeit und Gutherzigkeit der Dörfler.

»Ach, jetzt daheim sein in unserm Dorf, da wären wir dieses Nomadenleben, diesen ewigen Dreck und Staub endlich los. Wir würden es uns gemütlich machen in unserm Haus. Uns schön ausruhen. Still leben, wenigstens einen Monat, ein Jahr . . . Ringsum Berge und Wälder, mit lauter eiskalten Quellen . . . Die Mutter macht uns das Essen. Dann kommt der Winter. Wir sitzen im warmen Haus am Ofen, schauen ins knisternde Feuer, denken an nichts . . .«

Pferdeknecht Dshafar stammte aus Schirwan, aus dem Bergdorf Talystan, dorthier, wo einst, vor mehr als siebenhundert Jahren, Fürst Dshawanschir geritten war, das Schwert geschwungen und das Blut der arabischen Eindringlinge vergossen hatte.

Pferdeknecht Dshafar wußte vielleicht nicht einmal selbst, daß er all diese wehmütigen, schwärmerischen Worte nur für Dshejran sprach.

Pferdeknecht Dshafar sprach voll Leidenschaft; die Glut seines Gefühls konnte er nicht länger verhehlen. Pferdeknecht Dshafar verschlang Dshejran mit den Augen, und Dshejran ließ es stillschweigend zu, ohne ihn anzufahren oder ihren für Tagelohn gedungenen

Leibwächtern zu bedeuten, ihn davonzujagen; dies aber nicht, weil hungrige Männerblicke ihr längst zur Gewohnheit geworden waren und ihr zudem schmeichelten, und nicht, weil Pferdeknecht Dshafar hübsch und stattlich war, sondern aus einem anderen Grund: Dshejran – woher hätte der arme Dshafar das wissen können – stammte selbst vom Dorf, hatte bis zu ihrem vierzehnten Jahr bei Bauern gelebt; freilich als Waisenkind, und die Erinnerung daran war schwarz: Eines Tages kamen zwei alte persische Sejiden aus Chorassan in ihr Dorf, lockten sie mit sich und notzüchtigten sie, darauf wandten die Dörfler sich von ihr wie einer Aussätzigen ab; später entführte sie der sechzigjährige Allahgulu, der Dorfälteste, in die Berge, hielt sie zehn Tage wie eine Gefangene und preßte ihr in der Sommerhitze alle Säfte aus dem Leib, richtete sie mit seinen großen Zähnen, seinem borstigen Bart, seinen wie Stierhufe harten Händen so zu, daß sie über und über bedeckt war mit blauen Flecken, dann sagte er: »Allah hat mir ein so weiches Herz gegeben, daß ich die Hand nicht heben kann, dich vom Felsen zu stoßen. Mach, daß du fortkommst! Daß nicht mal dein Schatten im Dorf mehr auftaucht!«, gab ihr einen Fußtritt und jagte sie davon . . . Freilich! Und dennoch, Dshafars Worte hatten auf sie eine geheime Wirkung . . .

Dshejran fühlte dunkel, daß es besser sei, darüber nicht nachzudenken und Pferdeknecht Dshafar fortzuweisen; als sie Dshafar so schwärmerisch reden hörte, fühlte sie eine tiefe Erschöpfung im ganzen Körper und wußte, diese Erschöpfung rührte von jenen Jahren her, die ihrer Vertreibung aus dem Dorf gefolgt waren, Jahren der Unrast, voller Abenteuer, Aufregungen, Gefahren und Intrigen, fremder und eigener Sinnenlust, und in jeder Zelle ihres Körpers

regte sich der Wunsch, nein, nicht der Wunsch – das Verlangen, von dieser Erschöpfung erlöst zu werden, auszuruhen in der Reinheit der Natur, in ländlicher Stille, fern aller Intrigen und Tücken, Absichten und Pläne, Lügen und Verleumdungen; ja, eigentlich hätte sie Pferdeknecht Dshafar fortweisen müssen, damit dieser Wunsch, dieses Verlangen nicht überhandnahm und sie um den Verstand brachte.

Dshejran lächelte traurig: Was konnte Pferdeknecht Dshafar dafür? Alle diese nutzlosen Grübeleien, diese quälende Unruhe, Unzufriedenheit und Reue nagten in ihr seit ihrer Begegnung mit Mahmud, und verflucht sei die Nacht, da man sie in den Palast gerufen und ihr solch einen Auftrag erteilt hatte, verflucht der Tag, da sie Mahmud begegnet war!

Mit was für einer Botschaft würde Gyssyr Gary kommen?

Mit keiner guten, das fühlte Dshejran – ihr Schmerz war hoffnungslos.

Wie hatte es die gottlose Pfaffentochter nur erreicht, diesen Jungen an sich zu binden? Was für Zauberkünste wandte sie an?

Ohne einen Seufzer hätte Dshejran diese Pfaffentochter umbringen können – ja, den Dolch mitten ins Herz!

Dshejran hatte Gyssyr Gary gegen Abend zu Safi geschickt, und jetzt wartete sie auf eine Botschaft; Gyssyr Gary sollte Safi beschwören, Einfluß auf Mahmud zu nehmen, alles zu tun, was in seinen Kräften stand, daß Mahmud sich Dshejran zuwandte, und versprach ihm fast einen Men – siebeneinhalb Pfund – Gold, das Doppelte von dem, was Dshejran von Chan Sijad erhalten hatte.

War Dshejran noch recht bei Sinnen?

Was tat sie da? Wollte sie dieses Nomaden-, dieses

Zigeunerleben weiterführen, einen Jüngling zu erhaschen, in den sie sich verliebt wähnte? Als ob solch eine Zeit es erlaubte, wie ein dummes Ding von dem »Kästchen voll Edelsteinen«, wie die Dichter die Lippen des Liebsten nennen, zu träumen! Was konnte dieser Jüngling ihr geben? Ohnehin würde sie seiner bald überdrüssig sein und ihn wegwerfen wie ein abgetragenes Kleid.

Verhielt es sich wirklich so?

Nein, nein! Wäre sie mit Mahmud zusammen – allem auf der Welt würde sie entsagen und ihr Glück festhalten; sie fühlte schon jetzt das mögliche Glück... Ach, leere Worte! Alle Gefühle sind vergänglich; ein Monat, und sie wird dieses Milchbarts überdrüssig sein und nicht wissen, wohin mit ihm, diesem hilflosen, hoffnungslosen, obdachlosen Tor; das ist es ja eben, nichts auf der Welt hat Bestand; gestern noch Chansohn, heute eine elende Waise, die Welt ist ein schwankes Boot, das Leben unzuverlässig, über alle herrscht das Schicksal, ob Schah, ob Chan oder Untertan!...

Doch die Vorstellung von Mahmuds Hilflosigkeit schnitt Dshejran von neuem ins Herz, und Dshejran wurde sich plötzlich bewußt, daß ihre Liebe zu Mahmud, der acht Jahre jünger war, auch etwas Mütterliches hatte. Dieser Gedanke erschütterte sie, sie fühlte Mahmuds Kopf an der Brust, und ihr war, als liebteste sie ihr Kind.

Ein Kind hatte Dshejran nie gehabt, ob sie je eins haben würde? Nie hatte sie darüber nachgedacht, denn ihre eigene Kindheit war so qualvoll und entbehrungsreich gewesen, daß sie nur an sich dachte und all ihr Trachten darauf richtete, Wohlstand zu erlangen, Wohlstand für sich allein. Vor zwei, drei Jahren hatte sie sich einmal jenes Allahgulu erinnert,

da faßte sie den Entschluß, ihn umzubringen, 'enthaupten zu lassen; schon wollte sie einen Mörder dängen und ihn in das Dorf schicken; zwei Tage trug sie sich mit Rachegefühlen, dann aber fand sie, daß es schade sei um das Geld – ob dieser Unhold nun lebte oder tot war, was hatte sie davon? Nur unnötigen Geldverlust. Ihr ganzer Rachedurst lag eigentlich in ihrem Streben nach Wohlstand, und es war ihr eine Genugtuung, sich fürstlich zu vergnügen, in Butter und Honig, Seide und Schmuck zu schwelgen, so als rächte sie sich damit an der Welt für ihre freudlose Kindheit und qualvolle Jugend. Dshejran liebte nur sich selbst, alle anderen waren ihr gleichgültig, ob groß oder klein, Bej oder Untertan, es sei denn, sie witterte an ihnen einen Nutzen.

Als Chan Sijad sie nachts in den Palast rief und Mahmud nachsandte, erschien ihr alles einfach und klar: sie wird Mahmud verführen, ihn lehren, was für Genüsse und Freuden es auf der Welt gibt, daß ihm das Schmachten nach seiner Pfaffentochter vergeht, ihn nach Gandsha zurückbringen und nach einiger Zeit, einen Churdshun voll Gold im Gepäck, nach Täbris gehen. Einen glatten Weg meinte sie vor sich zu haben, als sie mit Sklavinnen, Leibwächtern und Dienern, dazu Gyssyr Gary in die Nacht hinauszog, doch was für ein Weg war daraus geworden? Einer, mit neuen Leiden gepflastert.

Beim erstenmal war sie Mahmud an einer Quelle begegnet; sie gab ihm Winke, auf eine Weise, wie nur sie es verstand; verschämt, doch im Grunde voller unverhohlener, schamloser Leidenschaft; aber sie sah, daß Mahmud sie nicht verstand, seine Phantasie verschlossen blieb für die süße Wollust, zu der sie lockte. In der Tat, Mahmud verstand nicht, was diese Fremde von ihm wollte, die da zufällig des Wegs ge-

kommen und aus der Kädshawe gestiegen war, um an der Quelle zu trinken.

Beim zweitenmal stellte sich Dshejran Mahmud zur Schau.

Die Diener hatten erkundet, daß Mahmuds Weg über einen See führe, den Armudlu-See. Da überholte sie Mahmud auf kürzerem Weg und machte am Armudlu-See Rast, und als Sklavinnen aus ihren Verstecken Mahmuds Kommen meldeten, stieg Dshejran splitternackt in das laue Wasser des Sees, und die Sklavinnen begannen sie unter Rufen und Lachen zu baden.

Der Armudlu-See glich dem Gøj-See in den Bergen von Gandsha, eingebettet lag er in ein Dickicht von Bäumen und Sträuchern; als Safi und Mahmud den Lärm hörten, schlugen sie sich zum Ufer durch und erblickten in einiger Entfernung hinter Bäumen die nackte Dshejran; das Haar aufgelöst, bis zur Schulter, stand sie im flachen, kaum bis zur Wade reichenden Wasser.

Dshejran spürte im selben Moment, daß Mahmud und Safi sie sahen. Mit einer verstohlenen Geste wies sie die Sklavinnen etwas von sich, strich sich über Brust, Bauch und Hüften, beugte sich mit einer unvergleichlichen Koketterie, reckte sich, wandte sich um und zeigte sich Mahmud von vorn.

Sofort erkannte Mahmud in ihr die Fremde, der er an der Quelle begegnet war, doch jetzt erst gewahrte er ihre Verführungskraft; bebend flüsterte er:

»Laß uns fortreiten, Safi! Fort von hier!«

Mahmud befahl nicht, er flehte.

Safi saß auf seinem Pferd wie zur Bildsäule erstarrt; Safi konnte die Augen nicht wenden von der badenden Frau; Safi wußte, daß er sich dumm benahm, peinlich, er schämte sich vor Mahmud, konnte die



Augen aber nicht wenden von dem Anblick, sein Körper war wie versteinert.

»Fort von hier, Safi! Fort!«

Wie aus dem Nichts stand plötzlich Gyssyr Gary vor Mahmud und sagte:

»Huch, hier ist ja wer!« Dann deutete sie mit dem Kopf auf Dshejran und raunte Mahmud zu: »Keine Angst! Ich verrate ihr nicht, daß du sie belauscht hast.« Sie zwinkerte. »Gleich geht sie ins Zelt, dort steht es . . . Da ist sie dann ganz allein. Sie hat sich in dich verliebt . . . neulich, bei der Quelle. . .« Sie lachte leise. »Komm schon, ich führe dich hin. Du kannst sie abtrocknen, wenn du willst . . . Komm . . .«

Mahmud erschrak, und der Schreck ernüchterte ihn; Mahmud erschrak bei der Vorstellung, er könne jetzt zu diesem Zelt eilen und ein Leben lang, solange er die Luft der Erde atmete, nur diese Frau begehren, den Körper dieser Frau . . . Und Marjam wäre dann verloren, betrogen, hilflos . . .

Mahmud wußte nicht, wie es geschah, daß er zu sich kam, das Pferd spornte und fortgaloppierte von dem Ufer des Armudlu-Sees.

Gyssyr Gary spuckte wütend aus.

»So lauf!« sagte sie. »Hundesohn! Lauf, den schwarzen Stein dir ins Kreuz!« Dann ließ sie sich an Safi aus. »Und du, was trieft dir das Maul? Badet sie gar für dich?« Gyssyr Gary trat mit dem nackten Fuß Safis Pferd in die Flanke, und das Pferd machte ein paar Schritte vorwärts, und als es merkte, daß der Zügel hing, trabte es an, fiel in Galopp und setzte dem anderen Pferd, das mit wirbelnder Staubwolke davonjagte, nach.

Gyssyr Gary hob den Kopf und schaute zum Himmel: hellblau war der Himmel, wunderbar rein.

Safi war wie von Sinnen, wie blind und taub.

Dshejran hatte Mahmud nicht gesehen, doch als sie im Wald einen fliehenden Schatten gewahrte, wußte sie, daß auch diesmal das Spiel verloren, die Falle nicht zugeschnappt war.

Als Gyssyr Gary mit kläglicher Miene hinter den Bäumen auftauchte, stieß Dshejran mit einer Grobheit, die ihrer edlen Schönheit überraschend widersprach, die Sklavinnen von sich, sprang aus dem Wasser und stürzte ins Zelt; ihre Wut fand keinen Platz zwischen Himmel und Erde.

Doch Dshejran wußte nicht, daß auch Pferdeknecht Dshafar, der kein Auge von ihr wandte, seit er in ihrem Gefolge war, sie beim Baden belauscht hatte; hinter einen Hügel und in den Schatten einer alten Kiefer geduckt, keine zwanzig Schritt vom See entfernt, weidete er sich stockenden Atems am Anblick ihres nackten Körpers.

In dieser Nacht konnte Dshejran nicht schlafen, bis zum Morgen lag sie wach; seit den Gebirgsnächten mit jenem schrecklichen Allahgulu und der Zeit, als sie mit den Zigeunern zog, hatte sie keine qualvollere Nacht verbracht; erst glaubte sie, sie sei auf diesen Chansohn, seine unglaubliche Dummheit wütend, dann aber erkannte sie, daß ihre Wut etwas anderem galt. Sie war auf sich selber wütend, wütend über ihre Schamlosigkeit: sich nackt darzubieten am hellen Tage!, wütend vor Schmach, und spürte doch zugleich, welche Gefahr darin lag – diese Scham und diese Selbstvorwürfe konnten ihr die letzte Lebenskraft rauben in dieser erbarmungslos kalten Welt.

Ja, erbarmungslos kalt war die Welt, doch in dieser Eiskälte der Welt fühlte Dshejran in dieser Nacht auch eine seltsame, nie gekannte Wärme; diese Wärme ging von Mahmud aus, von seinem Atem, der

rein war und von der Güte und Schönheit der menschlichen Natur zeugte. In diesem warmen Atem empfand sich die verführerische Dshejran von Kopf bis Fuß unrein.

In dieser Nacht also, auf diese Weise war Mahmud in Dshejrans Leben getreten; seither bebt Dshejrans Herz wie das eines fünfzehnjährigen unerfahrenen Mädchens.

Dann kam die Kunde von Chan Sijads Ermordung, Dshejran aber dachte nicht daran, umzukehren und abzulassen von Mahmud. Chan Sijads Leute ließen sie im Stich, verstreuten sich in alle vier Winde, nur Pferdeknecht Dshafar und einige wenige Diener, Sklavinnen und Wächter blieben und setzten die Wanderung mit ihr fort.

Eine schlaflose Nacht folgte der anderen.

Die Volksänger hatten manch Loblied auf Dshejran gedichtet; deine Zöpfe sind eine Schlinge, sangen sie, und dieser Schlinge kann sich kein Mann auf der Welt entwinden; deine Augen mögen sich mein Leben nehmen, nur zu!, sangen sie; deine Wangen sind frischer als Rosen, sangen sie; du mondgesichtige Schöne mit den zwei Muttermalen am Kinn hast unsre Herzen gekettet, sangen sie; doch die Volkssänger wußten nicht, daß Dshejran jetzt Tag und Nacht seufzte und mit jedem ihrer Seufzer ein Schwarm Blätter von den Gandshaner Platanen abflog und verdorrte; wußten nicht, daß in langen schlaflosen Nächten Dshejrans Kopfkissen sich rötete von blutigen Tränen, Dshejrans Decke schwarz wurde vor Gram.

Fünf oder sechs Tage nach der Begebenheit am Armudlu-See begegneten sich Dshejran und Mahmud ein drittes Mal. Dshejran zog mit ihrer Karawane auf Mahmuds Spuren, und eines Morgens an einem öden

einsamen Ort entsandte sie eine Sklavin, Mahmud zu rufen.

»Sag, ein Mensch in einer Kädshawe möchte dich sprechen in einem wichtigen Anliegen.«

Dann wies Dshejran ihre Leute an, die Kädshawe vom Rücken des Kamels abzusetzen und sich zurück-zuziehen.

So saß Dshejran und wartete auf Mahmud. Den Entschluß, Mahmud um ein Treffen zu bitten, hatte sie nachts gefaßt; sie konnte es nicht länger aushalten und legte sich zurecht, lernte wie ein Kind auswendig, was sie Mahmud sagen wollte; die Wahrheit wollte sie sagen – eingestehen, warum sie ihm gefolgt sei, und ihn um Hilfe bitten. Doch als sie Mahmud herankommen sah in der einsamen Steppe, flogen ihr alle Worte aus dem Kopf, flimmerte es ihr in den Augen vor Erregung; als Mahmud aber vom Pferd sprang und an die Kädshawe herantrat, verlor sie die Beherrschung ganz, sie hob die Hand, öffnete den Vorhang, packte Mahmud am Arm, zog ihn in die Kädshawe und flüsterte hitzig:

»Du ein Liebender? Weißt du überhaupt, was Liebende leiden? Du müßtest es doch wissen! Siehst du nicht, wie schwarz meine Kädshawe ist?« Und Dshejran riß den Kragen ihrer Seidenbluse ab und preßte Mahmuds Kopf an ihre heißen Brüste. »Nimm mich! Ich mache dich zum Mann! Zum glücklichsten Mann der Welt! Alle Menschen werden dir nichtig erscheinen! Armselig! Du wirst mehr sein als alle, über alle erhaben! Nimm mich!«

Mahmud rang nach Atem, ihm wurde dunkel vor Augen, begannen die Sinne zu schwinden; er fühlte, wie ein Verlangen sich seines Körpers bemächtigte, das stärker war als sein Wille; als Dshejran aber seinen Kopf an den Haaren packte und ihre roten Lip-

pen sein Gesicht, seine Augen wie glühende Kohlen küßten, kam Mahmud zu sich, er befreite sich von ihren Lippen, aus ihren Armen, sprang auf, schlug die Hände um den Kopf und stöhnte, schrie und schluchzte; schluchzend lief er in die Steppe, fort von der schwarzen Kädshawe.

Safi wartete zu Pferd etwa vierzig Schritt von der Kädshawe entfernt.

Safi schwieg, nahm Mahmuds Pferd beim Zügel, einen flüchtigen Blick auf die Kädshawe werfend, und führte es langsam fort.

Noch immer stand Mahmuds Schrei in der Steppe.

Dshejran blieb allein in der Kädshawe. Dshejran blieb allein auf der ganzen Welt.

Den Kopf zurückgeworfen, starrte Dshejran an die niedrige Decke der Kädshawe, ihre hellen Augen waren leer.

Dann überfiel Dshejran ein Schaudern, sie preßte den Blusenkragen in der Hand, und plötzlich ging ihr eine Kindheitserinnerung durch den Sinn: Nowrus-Bajram, das Frühlingsfest; das Feuer ist angefacht, und bis in die Nacht springen sie jauchzend über dieses Feuer, dann aber, heimlich vor den Erwachsenen – das Feuer mit Wasser zu löschen ist Sünde –, holen Halbwüchsige Wasser vom Brunnen, schütten es auf die glühroten Kohlen, und da verlöschen sie zischend und gefrieren im nächtlichen Frost zu Eis.

Fröstelnd, gleichgültig dachte Dshejran, daß alles aus und verloren sei. Doch nein, nichts war aus, am Abend loderte alles von neuem; qualvoll langsam verging die Nacht . . . Am Morgen dann hatte Dshejran Gyssyr Gary erneut zu Safi geschickt; jetzt saß sie im Zelt, das in der Steppe aufgeschlagen worden war, und wartete auf Gyssyr Gary.

In der Ferne standen die schneebedeckten Gipfel

der Berge von Erzurum, und Dshejran dachte, daß Mahmud nun wohl schon jenseits dieser Gipfel sei, und klagte: Laßt ihn nicht durch, neblige Gipfel! Wenn mein Tod kommt, will ich sterben, aber mein Totengräber ist fort . . . Was hat das Schicksal, die böse Betrügerin, mir getan? Es hat mir den Dolch in die Brust gestoßen, daß mein Herz verblutet . . . Brenne ich, gehe ich in Flammen auf? Mein Körper, welch eine lodernde Fackel . . . Weine ich, klage ich? Ich habe das Hemd doch schneeweiß gewaschen, den Rost von meiner Seele getilgt, das Schicksal um Erbarmen gefleht. Aber es schickte mir neues Leid!

Wo Gyssyr Gary nur blieb? Was würde sie melden von Safi? Warum hatte sie sie nur hingesandt? Konnte man Liebe denn erzwingen? Ach, weine, Herz, die Stunde des Fortgehens ist da . . .

Dshejran lugte nach draußen.

Die Kamele ruhten im Steppengras und kauten wieder, und Dshejran schien es plötzlich, als trügen sie auf dem Rücken Churdshunen voller Gold und Edelsteine, all die Schätze, die sie gewonnen hatte in dem qualvollen Gang ihres Lebens und noch hätte gewinnen können, in Feuer und Wasser sich stürzend, es aufnehmend mit allem Übel . . .

Lebt wohl, für mich ist es Zeit . . .

Was sollte das? Hatte sie den Verstand verloren?

Pferdeknecht Dshafar putzte die Pferde; er, der die dreißig Jahre seines Lebens nur unter Pferden, in Pferdeställen, auf Pferdeweiden zugebracht hatte, kannte keine anderen Plagen und Freuden als Pferdeplagen und Pferdefreuden. Nach seiner Kindheit und Reife war Dshafar nach Gandsha gegangen; sein Ruf als fachkundiger Pferdepfleger drang an den Hof, und Chan Sijad nahm ihn in seine Dienste. Als Chan Sijad Dshejran auf die Spur seines Sohnes setzte,

hatte er ihr außer fünf Palastdienern auch Pferdeknecht Dshafar mitgegeben, und Pferdeknecht Dshafar versorgte und pflegte mit Liebe und Eifer die Pferde in Dshejrans Karawane.

Bei der Kunde von Chan Sijads Ermordung suchten die Palastdiener spornstreichs das Weite, nur Pferdeknecht Dshafar nicht; Dshafar blieb, denn seiner Liebe zu Pferden hatte sich eine heimliche neue Liebe zugesellt. Pferdeknecht Dshafar wußte, daß ihm der Rückweg nach Gandsha offenstand; Bej Bajandur hatte eine große Vorliebe für Pferde, und ein guter Pferdeknecht galt ihm soviel wie ein gutes Pferd. Doch wie die Dinge so spielten! Seine neue Liebe erinnerte Pferdeknecht Dshafar seltsamerweise an sein Heimatdorf, das er vor zwölf Jahren verlassen hatte und wo seine alte Mutter lebte und auf ihn wartete, der einzige Mensch, den er auf der Welt hatte. Dort könnte er sein in den zwölf Jahren in Gandsha erspartes Geld gut anlegen in einer kleineren Pferdeherde; in einer Zeit wie der heutigen, da die Menschen einander umbrachten, war ein gutes Pferd Gold wert, früher oder später würde er ein Vermögen machen, es als Pferdezüchter, der die umherschweifenden Truppen mit guten Pferden versorgte, zu Wohlstand bringen.

Ja, wie die Dinge so spielten! Dieser seiner alten Liebe, alten Herzensplage hatte sich eine neue Liebe, neue Herzensplage zugesellt, eine ungeahnt größere . . . Pferdeknecht Dshafar war ein nüchternen Mann und sagte sich, daß einer wie er sich nach der Decke zu strecken habe; an eine Hanum wie Dshejran reichte er nicht heran, unter den Menschen gesellt sich nur gleich zu gleich; sagte aber sein Herz dasselbe?

Und da geschah das Wunder der Wunder im Le-

ben des Pferdeknechts Dshafar: Pferdeknecht Dshafar wurde plötzlich gewahr, daß sich dem altbekannten derben Duft ein anderer Duft beimischte – zart, lieblich; Pferdeknecht Dshafar hob den Kopf und sah Dshejran vor sich; Dshejran blickte ihm schweigend in die Augen. Allzu scharfsichtig war Pferdeknecht Dshafar nicht, doch selbst er erkannte, daß Dshejrans helle Augen, die einen Mann verwirrten, außer Trauer auch eine gewisse Entschlossenheit, Absicht bargen. Dshejran legte ihre feine Hand auf Pferdeknecht Dshafars große, grobe Hand mit dem Striegel, und da wußte Pferdeknecht Dshafar, daß Allah die Stimme seines Herzens, weil es eine treue Stimme war, erhört und ihn zum glücklichsten Mann der Welt gemacht hatte . . .

Am selben Tag noch, ohne Gyssyr Gary abzuwarten, ihre ganze Karawane, die Sklavinnen und Diener in der Steppe zurücklassend, ihr Haus in Gandsha, ihre Habe, ihren Stand in den Wind schlagend, lehnte sich Dshejran an Pferdeknecht Dshafar und ritt mit ihm gemeinsam auf einem Pferd zu dem Dorf, das er vor zwölf Jahren verlassen hatte.

Solch eine Frau war Dshejran.

## 12

Im Feuer glühte die Kohle.

Den ganzen Tag hier am Fluß hatten Gerber Hammel- und Ziegenhäute zu Saffian verarbeitet, und selbst jetzt noch, spätnachts, lag der Geruch dieser Häute in der Luft, und Safi, während er die Hände am Feuer wärmte, wünschte alle Gerber der Welt zum Henker.

Doch was hatten die Gerber verbrochen?

Und was hatte Safi verbrochen? Was für eine Sünde hatte Safi auf sich geladen, daß er wie ein Derwisch durch die Steppe streichen, in seinem Alter noch unter Sträuchern nächtigen mußte und das Herz stockte bei dem Gedanken an morgen? Eine Frage, deren Antwort verhüllt war wie von dem Dunst eines tiefen Brunnens, und solch Brunnendunst sollte nun Safis Los sein?

Was in den sechsundvierzig Jahren seines Lebens hatte Safi überhaupt erlebt?

Kaum eine Woche noch, und der Herbst war heran, und bei der nächtlichen Kälte schlotterten einem alle Glieder . . .

Wieder fluchte Safi, um diese Gedanken zu verscheuchen, denn sie fraßen in ihm, gewannen Gewalt über ihn, lockten zu einem anderen Leben.

Safi rieb sich die Hände, streckte die Arme aus, sie in ihrer ganzen Länge über dem Feuer zu wärmen.

Am Abend hatten Mahmud und Safi am Fluß haltgemacht und ihr Lager aufgeschlagen; Mahmud war seit einigen Tagen erkältet, er hustete, fieberte und phantasierte, und Safi setzte ihm einen Schröpfkopf aus Ton auf den Rücken.

Wie würde das alles nur enden?

Mahmuds Augen schauten zu den Blumen und fragten: Habt ihr Marjam gesehen?, schauten zum Himmel und fragten: Hast du Marjam gesehen?, schauten in die Steppe, auf den Weg, den Fluß und fragten: Habt ihr Marjam gesehen?; in der Fremde träumt ein jeder von seinem Volk, doch Mahmud, die Augen in fremde Gefilde gewandt, träumte von einem Christenmädchen. Zuweilen war Safi davon so gerührt, daß er meinte, wenn Allah Regen sandte, der Himmel weine um Mahmud.

Was denn, war nun auch er, Safi, verrückt geworden?

Anfangs hatte Safi diese Wanderung für etwas Zeitweiliges gehalten und hingenommen, ohne Unruhe zu spüren – gab es doch Gamarbanu und Chan Sijad, diesen Fels; wer hätte gedacht, daß sich das Blatt so wendete?

Nicht abzubringen war Mahmud von seinem Weg; wie oft hatte Safi gesagt, wenn Mahmud weiterwollte:

»Den Weg nicht! Dort gibt es schlimme Halunken, die stecken uns ein wie Rosinen und fressen uns, bevor wir noch »Au« sagen können.«

Doch Mahmud beharrte:

»Ich bin ein Wanderer, Safi, und gehe meinen Weg . . .«

In Allahs Namen – sei Wanderer und gehe deinen Weg, seufzte Safi, du lebst in deiner Welt, verfolgst dein eigenes Ziel, ist das meine Schuld? Überhaupt, was trifft mich für eine Schuld, daß ich sechsundvierzig Jahre alt geworden bin, ohne einen einzigen hellen Tag gesehen zu haben? Immer war ich Knecht, mein ganzes Leben habe ich, anderen zu dienen, geopfert. Dummer Safi, genug! Wie rasch wurden diese Leute dir fremd! Chan Sijad, dessen Leib noch nicht erkaltet ist unter der Erde . . . Gamarbanu, die verschwunden sein soll . . . Ja, nichts läßt sich voraussehen auf dieser Welt, Safi . . .

Safi spähte zu Mahmud hinüber, der auf der anderen Seite des Feuers bäuchlings auf einem Teppich lag, und fragte, um loszukommen von diesen amboßschweren Gedanken:

»Sitzt der Schröpfkopf gut?«

Mahmud, wie stets eingesponnen in seine Welt, begann, statt zu antworten, Fragen zu stellen:

»Warum ist die Welt nur so widersinnig, Safi?«

Einerseits Not und Elend, andererseits Reichtum . . . Einerseits die Wahrheitsliebe eines Firdoussi, andererseits die Verlogenheit eines Sultan Mahmud, der dem Dichter das »Schahname« zu schreiben aufträgt, es dann aber nicht einmal liest und statt, wie versprochen, mit Gold mit Silber bezahlt.«

Safi ärgerten diese Fragen, er fuhr auf:

»Als ob das erst heute so wäre! Als ob das nicht schon vor tausend Jahren so gewesen wäre! Und in tausend Jahren nicht genauso sein wird! Hat die Natur nicht den Tag *und* die Nacht geschaffen? Gibt die Natur nicht das Leben *und* den Tod? Wozu uns damit herumschlagen mitten in der Nacht?«

Safi besann sich, verbiß sich, was er noch sagen wollte: Ist es nicht der größte Widersinn auf der Welt, daß solch feuerflammende Menschen wie Chan Sijad und Gamarbanu, ein Drache und eine Löwin, einen Sohn haben wie dich?

Safi hatte sich noch einmal besonnen, aber er wußte, beim nächsten Mal würde er sich nicht mehr beherrschen und mit allem herausplatzen, was ihm auf der Zunge schwellt, und da fühlte er plötzlich Mitleid mit diesem einsamen Jüngling, wie er hingestreckt lag, das Kinn in die Hände gestützt, die matten Augen ins Nachtdunkel gewandt.

Mahmud aber dachte, ins Nachtdunkel schauend: Irdischer Staub wiegt überall gleich, der leichteste aber ist dennoch der Mensch; schön, Sultan Mahmud Gasnawi hat nichts hinterlassen, doch Firdoussi hat das »Schahname« hinterlassen, was aber hilft es ihm? Was hilft dem Chorassaner der Ruhm des »Schahname« jetzt? Längst hat er sich mit der Erde vermischt, es gibt ihn nicht mehr, und die Zeit kommt heran, da es auch Mahmud, Sohn des Chan Sijad, auf der Welt nicht mehr gibt; das Schrecklichste aber, die

Zeit kommt heran, da Marjam sich mit der Erde vermischt; um uns, wenn es denn einem jeden geschieht, mag es nicht leid sein, warum aber hat Allah Marjam erschaffen? Hätte der Greis darauf antworten können?

Diesem Greis waren sie vor zwei Tagen begegnet; er kam auf einem Esel des Wegs, genau auf sie zu; im Arm trug er ein Säcklein; sein Gesicht kam Mahmud seltsam bekannt vor, Mahmud meinte, es schon als Kind häufig in Gandsha gesehen zu haben, doch wo genau und an welcher Person, wußte er nicht; der Greis glich allen Greisen der Welt und doch wieder keinem einzigen.

Der Greis hielt vor Mahmud und musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit seinen grünen Augen. Mahmud, ebenfalls stehengeblieben, sah ihn auch an, und so verharrten sie eine Weile, einander ansehend, dann deutete Mahmud auf das Säcklein und fragte:

»Was ist das?«

»Die vier Bücher: die Thora, der Psalter, das Evangelium, der Koran.«

»Wer bist du?«

»Ich bin Moses, David, Jesus und Mohammed.«

»Bist du Allah?«

Der Greis sagte:

»Nein. Ich bin ein Mensch. Ich bin du, er, Marjam, Safi.«

Mahmud fragte:

»Und . . . und wie kommt es, daß deine Brust vor Schmerz nicht zerspringt?«

»Du siehst in allem den Schmerz, suchst überall den Schmerz, ich aber sehe auch jene Berge dort und die Gräser und Blumen hier und den Fluß, sehe, daß in dir viel Gutes ist, sehe, daß auch in Safi viel Gutes ist, auch das sehe ich . . .«

Dann löste der Greis seine grünen Augen von Mahmuds Augen, trieb den Esel mit den Fersen an und setzte seinen Weg fort.

Safi hatte den grünäugigen Greis auf dem Esel nicht gesehen und meinte, Mahmud spräche nur wieder mit sich selbst, und ihm pochte Mitleid durchs Herz: armer Junge! Safi ahnte nicht, daß er nur nicht alles sehen konnte, was Mahmud sah.

Die Kohle im Feuer glühte.

Immer von neuem rieb Safi die Hände und streckte die Arme übers Feuer.

Außer dem Rauschen des Flusses gab diese dunkle Nacht keinen Laut von sich, doch plötzlich klang aus der Ferne, aus weiter Ferne Gesang: jemand sang, kunstreich tremolierend, ein Mughamat; die Worte waren natürlich nicht zu verstehen, doch die Melodie wehte wie Bergluft, floß wie Flußwellen über die Steppe hin.

Safi horchte auf und murrte:

»Ach, du Taugenichts! Singst wie König David!«

Auch Mahmud vernahm die ferne Stimme, und er entsann sich des jungen Sängers im Palast des Vaters, und da war ihm, als hörte er nicht die ferne Stimme, sondern die Stimme des jungen Sängers, und die Leidenschaft in dieser Stimme durchzuckte seinen müden Körper, und er dachte, alle sechs Seiten der Welt – die rechte und die linke, die vordere und die hintere, die obere und die untere – sind im Grunde gleich, ohne Unterschied.

Safi aber dachte – da gibt es also noch glückliche Menschen auf dieser Welt, welche, die fröhlich zu feiern verstehen in solch einer Nacht; wer weiß, vielleicht schäkern dort Männer, dreißig Jahre älter als er, mit den Schönen von Jaghma.

Wieder mußte Safi an Dshejran denken, und er

krauste bitter die Stirn; wie gab er sich Mühe, Dshejran zu vergessen; zuweilen drohte er sich sogar selbst: Allah wird es dir heimzahlen – ersticken wirst du an der Gier deines Fleisches!

Mahmuds Flucht aus Dshejrans Armen war vor einigen Tagen gewesen; danach kam Gyssyr Gary noch einmal zu ihm, Safi, und versprach ihm viel Gold, wenn es ihm gelänge, Mahmud und Dshejran zusammenzubringen, und da packte ihn solche Wut, daß Gyssyr Gary den Rock raffte und froh war, heil davonzukommen.

Altes Kuppelweib! Ach, nicht von ungefähr sagt man zum Arzt: Heile dich selbst.

Beim Anblick der badenden Dshejran war Safi unwillkürlich durch den Sinn gegangen, was der Prophet ausgerufen hatte, als er sein künftiges Weib Sejnab beim Baden erblickte:

»Dank Ihm, der dich erschuf!«

Seither war es um Safi geschehen; endlos, ruhelos barmte er seinen sechsendvierzig Lebensjahren nach – alle leer vertan!

Die Nacktheit einer Frau sah Safi natürlich nicht zum erstenmal, nicht das war es, und auch nicht, daß Dshejran den schönsten Körper der Welt hatte und ihm ein nie gekanntes Begehren einflößte – was ihn aufrüttelte wie aus einem jahrelangen Schlaf, war eine aus diesem nie gekannten Begehren aufflammende Gier nach Besitz und Reichtum.

Ein Gefühl, dieser Gier vergleichbar, hatte Safi schon einmal gehabt: vor einigen Jahren, als er in Gambaranus Auftrag eine Reise unternahm und Gandsha verließ. Es war Mittag; Safi, müde und hungrig geworden, machte an einer Quelle im Schatten einer Weide Rast; er breitete sein Decklein vor sich aus, krepelte die Ärmel auf und vollführte die Wa-

schung, dann wandte er sich seinem Proviant zu, einem gekochten Huhn. Während er aß, zog auf der Straße eine endlose Karawane vorbei. Bewaffnete Reiter begleiteten sie, und daraus erkannte Safi, daß sie Geschenke von Schirwanschah Scheichschah an Schah Ismail beförderte: Churdshunen voller Edelsteine, Gold- und Silbermünzen, chinesischer Seide, russischer Pelze; Araberhengste, Bardotto-Maultiere – nicht zu zählen!; Safi gingen die Augen über, und ein nie gekanntes Gefühl stieg in ihm auf: Safi spürte plötzlich seine ganze Kleinheit und Nichtigkeit vor diesem Reichtum und saß erschüttert; ihm war, als tropfte von seinen Händen fremdes Blut, als hätte er Gamarbanu meuchlings erdolcht, ihr diese Schätze geraubt und sich davongemacht, als strahlten und schillerten diese Schätze in seinen blutbesudelten Händen. Safi sprang in den Sattel, peitschte in rasender Wut, daß er sich selbst nicht wiedererkannte, die Flanke des Pferdes und sprengte davon.

Das Huhn, zwar nur noch mit einem Beinchen – das andere hatte Safi abgerissen –, blieb unter der Weide liegen; so verschwenderisch war Safi noch nie gewesen.

Safi glaubte aufrichtig an Gott; zwar verachtete er die betrügerischen Mullas und Zauberer und raffsüchtigen Sejiden, doch den Namen Allahs hielt er in Ehren, und in diesem Moment rief Safi Allah um Hilfe, und nach einer Weile war das Gefühl, diese wilde Gier, aus seinem Herzen gewichen.

Warum wich das Gefühl nur aber jetzt nicht?

Etwa weil Safi es im Grunde behalten wollte? Ja! Wozu sich dazu verdammen, in diesen öden Steppen zu hungern und in der Höllenglut des Tages sich beim Anblick eines dürftigen Dornenstrauchs zu freuen wie über den Paradiesbaum Tubu? Wozu mit einem

solchen Reichtum, wie er ihn im Gurt trug, auf eigenen Beinen ins Elend laufen? War dieser Reichtum im Gurt nicht vielleicht Allahs Geschenk an ihn, Lohn dafür, daß er treu, redlich und genügsam gelebt hatte, seine Kindheit, Jugend, Reife und Mannesblüte hingab, anderen zu dienen?

Safi seufzte.

Allah?

Nenne Allahs Namen nicht, niedriger Mensch! Alle Menschen sind niedrig, auch du, da du dir so etwas ausdenken kannst; und der niedrigste von allen Niedrigen, du, wie du siehst, kennt sich nicht. Ist aber auch Mahmud niedrig, da alle Menschen niedrig sind? Nein, Mahmud nicht, Mahmud ist . . . Safi widerstrebte es, dieses Wort auszusprechen; doch ach, wozu ewig vorbeisehen an der Wahrheit, ewig die Wahrheit fliehen und sich belügen? Und die Wahrheit heißt – Mahmud ist . . . Mut, Safi, sag es, worin wärest du schlechter als all diese Menschen, denen du dein Leben hinwarfst? Mut! Mahmud ist – verrückt, und was gewinnt er, gewinnst du, wenn du ihm blindlings folgst, diesem . . . ja, ja Safi, nenne alles bei seinem Namen . . . diesem Verrückten, der sich in unseren Tagen für Medshnun hält? Sahst du nicht gestern, wie Bauern, ein Volk, das man in anderen Zeiten nicht zu den Menschen rechnete, über uns lachten?

Gestern waren Safi und Mahmud zwei sich streitenden Bauern begegnet; der eine erklärte dem anderen, er habe sich beim Vermessen des Ackers um zwei Meter geirrt, er redete, eiferte, stieß aber auf taube Ohren; als er Safi und Mahmud kommen sah, war er erfreut.

»Liebe Leute«, sagte er. »Helft mir um Imam Husseins willen, diesem schwachsinnigen Sohn des



Schwachsinnig begreiflich zu machen, daß er sich geirrt hat.«

Dann erklärte der Bauer Mahmud, wie der Acker vermessen worden sei und wo der Fehler liege.

»Sag du, guter Mann, stimmt es, was ich sage, oder nicht?«

Woher konnten diese Bauern wissen, daß Mahmud mit seinen Gedanken ganz woanders war? Es waren Bauern, nicht Safi . . .

Wieder fragte der Bauer:

»Wer hat also recht, er oder ich?« und schüttelte Mahmud am Arm. »He, mit dir spreche ich – wer hat recht?«

Mahmud sagte:

»Marjam hat recht . . .«

»Was?« Beide rissen die Augen auf, dann fingen sie an zu lachen, ihren Streit vergessend, und lachten noch lange hinter Mahmud und Safi her.

Ja, so sieht es aus, Safi . . .

Gesetzt, wir kommen ans Ziel, finden den verfluchten Pfaffen, was dann? Der Pfaffe hat nichts Eiligeres zu tun, als Mahmud seine Tochter zu geben? Pah! Hat Mahmud denn irgendwen, der mächtig genug wäre, dem Pfaffen die Tochter zu entreißen und ihm zu geben? Gesetzt sogar, Safi steckt die Hand in den Gurt und hilft mit ein, zwei Steinchen nach – eine unsichere Sache wie ungekochte Milch! – und der Pfaffe rückt seine Tochter heraus? Aber was weiter? Das hier im Gurt dieser gottlosen Christin und diesem törichtem Mahmud überlassen? Bitte schön, schwimmt in Gold, ich will euch dienen bis an den Tod, will eure Kindlein wiegen, die Enkel eines Christenpfaffen . . . Nein! Wozu!

Mit Geld konnte Mahmud ohnehin nichts anfangen; was er bei sich trug, alles hatte er unterwegs ver-

schenkt, an Hungernde! Für Safis Vorhaltungen war er taub . . . Immer, wenn Mahmud Geld verschenkte, hatte Safi gedacht: Was kannst du ausrichten, armer Tor, selbst wenn du Hatami-Ta'i wärest? Der war immerhin arabischer Emir und bei seiner Freigebigkeit reich; aber alle ernähren, wenn es auf der Welt so viel Hungernde gibt – unmöglich!

Der arme Safi verstand nicht, daß Mahmud all seine Habe nicht deshalb verschenkte, um Hungernde satt zu machen, sondern weil er auf dieser Wanderung die Nichtigkeit von Reichtum und Geld erkannt hatte; wenn die Armen sich bei ihm dann bedankten, war es ihm peinlich; ihm schien, er betrüge die Menschen, indem er ihnen Gold oder Silber schenkte, nur durchschauten sie es nicht; der Wert von Gold und Silber war für ihn unecht, ein Scheinwert . . .

Gut, daß Mahmud von Safis Gurt nichts wußte, eigentlich wußte ja jetzt niemand mehr von dem Gurt, niemand auf der Welt. Nur Allah im Himmel.

Mahmud wußte auch von der Ermordung seines Vaters nicht, und Safi verschwieg sie ihm; ohnehin wäre Mahmud weitergezogen, ohnehin hätte Mahmud weitergelitten, wozu seine Leiden noch mehren? Das immerhin begreifst du – was also kommen dir für Gedanken, Alter? Hurtig jetzt, nimm dem Jungen den Schröpfkopf ab und leg dich hin und schlafe.

Safi konnte aber nicht schlafen. Kaum hatte Safi die Augen geschlossen, sah er die badende Dshejran.

Und die Kohle im Feuer glühte.

Safi erhob sich, kauerte neben Mahmud nieder, nahm das Wolltuch von seinem Rücken und faßte nach dem irdenen Schröpfkopf.

Der Schröpfkopf hatte sich festgesaugt, und Safi zog und zerrte an ihm, die andere Hand auf Mahmuds Schulter gestützt, bis er nachgab und sich von der Haut löste; sein Rand hinterließ auf Mahmuds Rücken einen Kreis, und die Haut in diesem Kreis war schwarz, und als Safi im Schein der glühenden Kohle diesen schwarzen Kreis sah, kam Milde über ihn, als würde ihm ein Krug warmes Wasser überschüttet und verwandelte die Wärme dieses Wassers sein Herz in eitel Milde. O Allah, Gamarbanus einziger Sohn ist krank, hat sich erkältet in dieser grenzenlosen Steppe, an diesen öden Gestaden, und du, Safi, schaust wohin? Ist dir der Teufel ins Herz gefahren, Safi? Verjag ihn aus deinem Herzen, den Teufel, verfluche den Teufel, Safi; Mahmud, eine Waise, im Stich lassen heißt ihm mit eigenen Händen das Grab schaufeln, denn wenn in dieser schwarzen Welt selbst in dir solche schwarzen Gedanken keimen, was kann da Mahmud anderes erwarten als das Grab? Unser aller harret die kühle Erde, doch schaufelst du Mahmud mit eigenen Händen das Grab, Safi, so wird die kühle Erde sich auftun und dich und die ganze Welt verschlingen.

Von solcher Art Zweifeln geplagt, rieb Safi Mahmuds Rücken. Schau sie dir an, die Henkerswerke dieser Welt . . . Neun Jahre sehnte man Mahmuds Geburt herbei; als Mahmud endlich geboren wurde, feierte ganz Gandsha ein großes Fest, aß, trank, amüsierte sich vierzig Tage und Nächte lang auf Landeskosten; und dieser selbe Mahmud liegt nun unterm Strauch wie ein elender Bettler . . . Erzähle das wem – keiner wird's glauben. Safi breitete wieder das Wolltuch über Mahmuds Rücken, damit der schwarze Kreis nicht auskühlte, und sagte mitleidig:

»Du gehörtest jetzt in dein Bett, Kindchen. Ach je, der Rücken kohlschwarz . . . Nein, Kindchen, morgen lasse ich dich nicht weiter . . . Ich pflege dich bißchen, du bleibst einen kleinen Tag liegen, schwitzt schön, dann können wir immer noch sehen, was aus uns wird . . .«

Zum erstenmal im Leben nannte Safi Mahmud »Kindchen«. Bisher war Mahmud der Sohn seines Herrn gewesen, jetzt aber hatte Mahmud niemanden mehr außer Safi; Safi aber selbst, hatte den er jemanden außer Mahmud?

Mahmud schwieg, und sein Schweigen machte Safi Hoffnung: Mahmud stimmte also zu, einen Tag zu bleiben? Schön, und morgen würde Safi ihm noch einen Tag abfehlen und übermorgen noch einen und vielleicht mit der Zeit diese ganze blödsinnige Wanderung ausreden; es gab doch so viele Städte in der Welt, ach – sich niederlassen in einer schönen Stadt, sich ein Haus kaufen . . . Und dann konnte Safi für Mahmud auf Brautschau gehen . . .

»Mahmud!«

Mahmud antwortete nicht; Safi stopfte die Ränder des Wolltuchs an den Seiten fest, damit Mahmud nicht fror, und rief abermals:

»Mahmud, Kindchen . . .«

Mahmud wandte den Kopf Safi zu und fragte:

»Hörst du, Safi?«

»Was?«

»Den jungen Sänger.«

Safi fühlte, daß sein Blut in den Adern schwarz wurde wie der Kreis des Schröpfkopfabdrucks. So ist das!, du, Safi, hast Mitleid mit ihm, sprichst ihm gut zu, aber er scheint dich nicht zu den Menschen zu zählen, überhört dich, ewig mit Versen beschäftigt, von diesem Fisuli oder weiß der Henker von wem.

und während du dir das Herz zergrämst, säuselt durch seins ein Lied . . .

Fein, Safi, prächtig, Safi, du vergehst vor Mitleid, so erkältest der Ärmste, aber er trällert ein Lied und macht sich über dich lustig; reicht es dir immer noch nicht? Scham in deine Augen! Was willst du von ihm? Wohin willst du mit ihm? Nicht gar nach Gandsha? Da, Chan Bajandur, hau seinen Kopf ab und meinen gleich mit! In welche andere Stadt denn mit ihm, alter Narr? Du hast schon genug am eigenen Schmerz, was lädst du dir seinen noch auf? So hat ihn Allah nun einmal gemacht, siehst du das nicht? Du kannst nichts ändern; so – als einen, der ewig in Finsternis wandelt, nur Finsternis, nie einen Lichtblick sieht . . .

Und Safi dachte, die Stimme des Sängers sei sicherlich eine Hatif und ermahne ihn, endlich Mensch zu werden, endlich ein Leben zu führen, wie es ihm zustand . . .

Und Safi dachte: Wäre ich nicht ein einfacher Mensch, sondern der Prophet, der in Augenblicksschnelle zum siebenten Himmel aufstieg, in Augenblicksschnelle hätte ich Mahmud mit Marjam vereint, aber der Prophet bin ich nun einmal nicht, und darum wird alles so kommen, wie Allahs Griffel es vorgezeichnet hat auf der himmlischen Tafel der Schicksale.

Die Kunde von Chan Sijads Ermordung hatte Safi zu Tode erschreckt: Chan Bajandur würde seine Leute ausschicken, Mahmud und auch Safi zu töten . . . Doch zum Glück taugte Mahmud so wenig zum Chan, daß es niemanden scherte, ob er tot war oder lebendig; Chan Bajandur hatte es um die Zeit leid getan, ihm noch den Hals umzudrehen. Oder aber hatte es Chan Bajandur, den stets doch erbar-

mungslosen – verstehe einer die Welt! –, um Mahmud leid getan? Ach, Safi, ob so oder so, erst tat es ihm um die Zeit leid, dann vielleicht auch um Mahmud; du hast jedenfalls recht, wohl gerade deshalb, weil du die Welt nicht verstehst, Safi; woher weißt du, ob nicht ausgerechnet in dieser Nacht Chan Bajandurs Leute euch aufspüren und Mahmud enthaupten – und dabei auch gleich dich?

Unwillkürlich tastete Safi nach seinem Gurt; seit er den Gurt trug – wie viele Tage und Nächte nun schon! –, kein einziges Mal hatte er ihn abgelegt, er wagte nicht einmal zu baden; anfangs war er ihm lästig, der Gurt, der Leib unter ihm schwitzte, die Haut juckte, doch allmählich gewöhnte er sich an ihn, und nun war er schon wie ein Teil seines Körpers, wie ein Arm, ein Bein.

Und die Schätze im Gurt – alle noch vollzählig. Da Mahmud alles, was er bei sich trug, verschenkt hatte und niemand mehr da war, der sie heimlich mit Gold von Chan Sijad und köstlichen Speisen von Gamarbanu versorgte, mußten sie für sich selbst aufkommen, und Safi hatte die Pferde verkauft; von dem Erlös lebten sie nun . . .

Die Kohle im sinkenden Feuer glühte.

Die Stimme des jungen Sängers verschmolz mit dem Rauschen des Flusses.

Die Stimme des jungen Sängers in der nächtlichen Finsternis entfachte plötzlich vor Mahmuds Augen den Blick zweier Augen, und Mahmud erkannte ihn wieder: So hatte der Mann im Roten Rock geblickt, bevor er sich abwandte und ging . . .

Wovon sprach dieser Blick, warum haftete er in Mahmuds Gedächtnis noch immer?

Dem Mann im Roten Rock waren sie vor sechs, sieben Tagen begegnet.

Mahmud und Safi ritten einen Bergpfad hinan, plötzlich kam ihnen ein Mann in einem roten Rock entgegengelaufen; als er sie sah, blieb er erschrocken stehen und preßte mit beiden Händen etwas an sich; Mahmud sah im Näherreiten, daß es ein Stück Brot war.

Weiter vorn, unter einem dicken Nußbaum, saß ein Greis in einem langen, zwar sauberen, doch ganz zerlumpten Hemd; er war mager, wie halbverhungert: spitze Knie, eckige Schultern, hohle Wangen, der Kopf nur Haut und Knochen, und aus den dunklen Mulden, wo die Augen lagen, drangen zwei unruhige Funken. Der Greis streckte die dürren Arme aus und piepste hilflos.

Mahmud schloß daraus, daß der Mann im Roten Rock dem Greis das Brot entrissen hatte.

Noch immer piepste der Greis etwas Unverständliches und fuchtelte mit den Armen, und Mahmud dachte: Nein, so mager und hilflos wird ein Mensch nicht vor Hunger, sondern nur vor Gram; was für ein Mensch muß das sein, der solch einem auch noch das Brot stiehlt! . . .

Der Mann im Roten Rock stand mit gesenktem Kopf, das Brot in den verschränkten Armen. Obwohl durchaus noch nicht alt, hatte er doch schon auf dem Haupt, an Kinn wie Brust schneeweißes Haar.

»Warum nimmst du dem Mann das Brot weg? Siehst du nicht, wohin der Gram ihn gebracht hat?« Mahmud musterte den knallroten Rock vom breiten Saum hinauf bis zum Gürtel und sagte: »Ach, wie kannst du wissen, was Gram ist!«

Da hob der Mann im Roten Rock den Kopf und blickte Mahmud sekundenlang in die Augen, dann wandte er sich ab und ging davon.

Dieser sekundenlange Blick hatte Mahmud verwirrt.

Safi hinter ihm knurrte etwas, und erst als der Mann im Roten Rock fort war, seufzte er erleichtert auf; Safi hatte Angst, und sein Knurren hieß: Was gehen diese Fremden dich an, auf einmal wunderst du dich – sie reißen uns aus dem Sattel und rauben uns aus . . .

Mahmud sprang vom Pferd, holte, ohne sich um Safis Knurren zu kümmern, allen Proviant aus der Satteltasche, gab ihn dem Greis, und der Greis barg die Gabe unter seinem zerlumpten Hemd mit überraschender Gewandtheit; Mahmud aber bemerkte nichts, weder die Behendigkeit noch die Gier oder den offenkundigen Umstand, daß unter dem Hemd bereits allerlei an Brot und Speisen verstaut war; Mahmud bemerkte nichts, Mahmud schaute dem Mann im Roten Rock nach.

Wovon sprach dieser Blick, was war dieser Blick gewesen?

Gram war dieser Blick gewesen, Trauer und Qual, doch noch etwas und viel mehr: offener Hohn!

Ein Blick voll Leid und doch voll Gelächter; Gelächter über Mahmud: Weißt du denn selber, was Gram ist?

Und jetzt, im Dunkel der Nacht, in der schwachen Wärme des sinkenden Feuers, unterm Rauschen des Flusses und entschwindenden Klang der jungen Sängerstimme, fragte dieser Blick abermals: Weißt du denn selber, was Gram ist? Du Medshnun, Irrwandler in der Wüste . . .

Und Mahmud dachte betrübt: Gilt es denn als Schande, ein Medshnun zu sein? Jahrhundert auf Jahrhundert schreiben Dichter über Lejla und Medshnun – Scheich Iljas Nisami und Emir Chosrow

Dehlewi haben über sie geschrieben, auch Abd ur-Rahman Dshami und sogar der erst unlängst verstorbene Emir Alischer Nawojj –, und die Leute lesen und hören es und vergießen Tränen, im wirklichen Leben aber, einem Menschen gegenüber, den sie sehen, kennen, der dieselbe Luft wie sie atmet, gebrauchen sie »Medshnun« als Schmähwort. Aber was ist das, ein Medshnun? Ein Mensch, der in der einsamen Steppe mit einem Dshejranvers Zwiesprache hält, der treu bleibt der Liebsten, niemandem Böses tut, niemandem das Herz zerschlägt, der alle glücklich wünscht; warum lachen über solch einen Menschen die Leute?

War es das, worüber der Blick des Mannes im Roten Rock lachte?

Nein, über etwas anderes hatte der Blick gelacht, über etwas anderes gehöhnt . . .

Wie sollte Mahmud den Blick des Mannes im Roten Rock auch deuten können, was wußte er denn von jenem Bergdorf und all jenen Schrecken, die sich dort zutrugen – Bluttaten, gegen die das Gemetzel zu Kərbela, als die Imame getötet wurden, sich wie eine Nichtigkeit ausnahm.

Wie sollte Mahmud auch wissen, daß der Mann den Rock aus Not angetan hatte – weil er ihn fand und brauchte – und daß das Rot dieses Rocks nicht die Farbe der Ausschweifung war, sondern die Farbe des Menschenbluts?

Einst war dieses Dorf eines der glücklichsten Dörfer der Welt gewesen; wenn die ganze Welt vor Durst verschmachtete – um dieses Dorf herum sangen auf Schritt und Tritt Quellen und schenkten dem Herzen Kühle; wenn die ganze Welt hungerte – in diesem Dorf mahlten die Mühlen rastlos den gelben Weizen, türmten sich die mehlprallen Säcke; wenn das Vieh

der ganzen Welt nicht einmal einen schwarzen Dornzweig mehr fand – das Vieh dieses Dorfs weidete sich satt an den Hängen und kehrte am Abend mit schweren Eutern heim; wenn die ganze Welt vor Kälte erstarrte, sich einen Pelz über den anderen zog, den letzten Holzspan verheizt hatte – die Öfen in diesem Dorf brannten mit fröhlichem Prasseln; wenn die ganze Welt entzweit war, sich in ein Blutvergießen warf um Boden und Gut und Geld, Kriegsheere das Land verwüsteten, die Städte zerstörten, die Dörfer niederbrannten, Pferde- und Schafherden raubten – dieses Dorf blieb verschont; das rauhe Felsgeklüft, die tiefen Schluchten, die in den Himmel stoßenden Berggipfel rings hüteten es so gut, daß kein fremder Pferdehuf seinen Boden trat, kein fremder Atem in seine Lüfte stieg; es war ein glückliches Dorf, und ein arabischer Dichter und Reisender, der Jemenite Abd ul-Gassym Talib al-Hassan Dshamal od-Din Gijas ibn Sijad Mohammed Kemal Hamidachisal, mit Pseudonym Gösel Chassijjetli, der mit der schönen Seele, beschrieb es einst in einer Kasside, die länger war als sein Name, es preisend als »schöneres Paradies denn das im Himmel«.

Die Einwohner des Dorfs waren groß von Wuchs, rotwangig, die Männer hatten kräftige Arme, die Frauen Brüste voller Milch; sie verstanden sich aufs Arbeiten, sie säten, ernteten und ernährten sich gesund; sie freuten sich ihres Wohlstands, halfen einander, konnten einander verzeihen, sie lebten einträchtig und gut.

In diesem Dorf, das der Dichter Gösel Chassijjetli über das Himmelsparadies gepriesen hatte, lebten auch Aser und sein junges Weib Aißulu. Asers Ermattung von der Feldarbeit des Tages verflog in Aißulus sauberem und gesundem Bett; Aißulus zärtli-

cher, gluthetßer und fischglatter Körper sprach vom Segen des Lebens.

Aser und Aißulu wurde ein Sohn geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Ali.

»Ich gab den Namen, Allah gebe die Jahre!« sprach Aser, und die Einwohner des Dorfs entfachten ein Feuer, schlachteten Vieh und brien und schmausten, tranken und tanzten bis zum Morgen; so taten sie stets, wenn ein Kind geboren wurde.

Ein zweiter Sohn wurde Aser und Aißulu geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Hassan; ein dritter Sohn wurde geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Hussein; ein vierter Sohn wurde geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Sejnalibad.

Asers und Aißulus Söhne waren die gesündesten, hübschesten, klügsten und freundlichsten Kinder im Dorf, und ein jeder sagte, wenn er sie sah:

»Die Kinder sind ihrer Namen würdig!«

Aser und Aißulu wurde der fünfte Sohn geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Mohammed Baghir; der sechste Sohn wurde geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Dshafar Sadigh; nach Tag und Jahr wurde Aser und Aißulu der siebente Sohn geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Mussa-i Kasym.

Aser hatte seinen Söhnen die Namen der Imame gegeben, und die Knaben gediehen und waren so gesund, hübsch, klug und freundlich, daß alle im Dorf zu glauben begannen, sie wären die Imame selbst, wiedergeboren auf diese Welt, und noch liebevoller und schon ein wenig ehrfürchtig gingen sie mit ihnen um. Zwar sahen sie sie noch als ganz gewöhnliche Knaben an, doch diese Gewöhnlichkeit hatte für sie bereits etwas Außergewöhnliches, und darüber wurde

der Dorfälteste, der dreiundneunzigjährige Bajandur Ichtijar, nachdenklich, und eines Nachts floh ihn vor lauter Gedanken der Schlaf, und er stand auf, ging nach draußen und wanderte durch die nachtdunklen Straßen, in die Stille des schlafenden Dorfs hineinschauend und in sich selbst:

»Wendet Gott sich von uns ab?«

Aser und Aißulu wurde der achte Sohn geboren, und Aser gab ihm den Namen des Imam Rsa; dann wurde der neunte Sohn geboren, und als Aser ihm den Namen des Imam Mohammed Tagi geben wollte, stieg Unruhe in Aißulus Augen, und Aißulu trat an die Hängewiege, betrachtete ihren schlafenden neunten Sohn und bat:

»Gib ihm einen anderen Namen . . .«

Nur zu gern hätte Aser Aißulus Bitte erfüllt, entsprach sie doch dem, was auch er empfand, aber es war nicht mehr möglich, schon hatte im Dorf einer dem anderen zugerant, daß nun auch Mohammed Tagi wiedergekommen sei . . .

Aser gab dem neunten Sohn den Namen des Imam Mohammed Tagi.

Auf der ganzen Welt wimmelte es von Geisteskranken, in diesem Dorf aber, das Gösel Chassijetli über das Himmelsparadies gepriessen hatte, gab es nur einen, und der hieß der Verrückte Ibrahim. Der Verrückte Ibrahim, ein stattlicher Mann mit dichtem graumeliertem Bart, grauen Locken und Armen von der Kraft zweier Bullen, konnte Tag und Nacht sitzen und mit dir plaudern, ohne daß du ihm etwas ange-merkt hättest, doch von Zeit zu Zeit ging mit ihm etwas Seltsames vor – plötzlich riß er die Augen weit auf, daß sie aus den Höhlen traten, hob das Gesicht zum Himmel und horchte, dann verrenkten sich seine Arme und Beine, er fiel zu Boden, von Krämpfen ge-

schüttelt, und aus seinem Mund quoll Schaum; nach einer Weile kam er wieder zu sich, erhob sich und berichtete den Leuten aufgeregt, er habe die Stimme des Jenseits gehört, und wunderte sich, daß die Worte, die diese Stimme sprach, nur zu ihm gedrun-gen waren.

Keiner im Dorf maß dem, was der Verrückte Ibrahim verkündete, eine Bedeutung bei, alle bemitleide-ten den Verrückten Ibrahim – solch ein kräftiger an-sehnlicher Mann und von solch traurigem Leiden ge-schlagen! –, doch eines Tages geschah es, daß sie dem, was der Verrückte Ibrahim verkündete, doch Glauben schenkten, denn was der Verrückte Ibrahim verkündete, war etwas, was sie im Grunde längst alle erwartet hatten.

Eines Tages also hieß es im Dorf, der Verrückte Ibrahim habe am frühen Morgen einen Blitz zucken sehen und gleich darauf die Stimme des Jenseits ver-nommen und diese Stimme habe verkündet, nicht mehr lange, und es werde Mehdi Sahib as-Saman, der Herr der Zeit, der letzte Imam, dem Dorf im Hause Aser erscheinen, die Menschen zu richten.

Noch nie hatte der Verrückte Ibrahim die Stimme so klar vernommen, noch nie, bevor die Stimme er-scholl, einen Blitz zucken sehen, und er lief umher, einem jeden, der ihm begegnete, davon zu berichten; plötzlich gegen Mittag aber faßte er sich an die Brust, fiel zu Boden, von Krämpfen geschüttelt, spie Schaum und konnte nicht wieder aufstehen.

Am Abend starb der Verrückte Ibrahim.

O Jammer! Hatte Allah den Verrückten Ibrahim nicht gar eigens deshalb erschaffen, dem Dorf diese Botschaft zu verkünden? War das ganze Dorf nicht gar taub für die Stimme Gottes gewesen, da es dem Namen des allsehenden, allwissenden Ibrahim das

Wort »Verrückter« beigab und die Prophezeiungen des allsehenden, allwissenden Ibrahim verlachte?

Die Einwohner des Dorfs scharten sich vor Asers und Aißulus Haus, verneigten sich und begannen den Knaben Ali, Hassan, Hussein, Sejnialibad, Moham-med Baghir, Dshafar Sadigh, Mussa-i Kasym, Rsa und selbst dem kaum vierzig Tage alten Mohammed Tagi die Hände, den Kleidersaum und die Füße zu küssen. Von Stund an warteten alle im Dorf auf Mehdi Sahib as-Saman; doch wußte keiner, daß wie-der Düsternis das Herz des fünfundneunzigjährigen Bajandur Ichtijar ergriffen hatte, wieder floh Bajandur Ichtijar der Schlaf, und um Mitternacht ging er nach draußen, wanderte durch die nachtdunklen Straßen, in die Stille des schlafenden Dorfs hineinlauschend und in sich selbst:

»Haben wir den Zorn Gottes auf uns gezogen?«

Und der fünfundneunzigjährige Bajandur Ichtijar entsann sich eines Liedes zum Preise Gottes, das er als Kind einst gehört hatte von einem alten Sänger; viele Jahrzehnte lag es in seinem Gedächtnis verwahrt wie in einer dunklen Schatulle, und jetzt öffnete sich diese Schatulle und brachte es ans Licht; und die Lip-pen des fünfundneunzigjährigen Bajandur Ichtijar, die sich tags verzogen hatten vor der Torheit der Leute und jetzt verzogen vor böser Ahnung und Trauer, murmelten Zeilen jenes gottseligen Liedes:

Du bist höher als alle Hohen der Welt,  
hoher Gott!

Du wurdest von keiner Mutter geboren,  
Du wurdest von keinem Vater gezeugt,  
Hast niemandes Speise verzehrt  
Und niemanden von dir gestoßen.

Im irdischen Jammertal bist du der Erste,

Ewiger Allah,  
Der Du Adam kröntest,  
Den Satan schlugst,  
An den Himmel den Mond sandtest  
Wie einen bäuchigen Fisch;  
Deine Zeit hat weder Anfang noch Ende,  
Deine Gestalt weder Umriß noch Form,  
Dein Leib keinen Ahn –  
Lieber Allah, hilf mir, ich bitte Dich!  
Ich bitte Dich, hilf!  
Geliebter Allah,  
Eile zu Hilfe mir . . .

Die Zeit ging hin, und Aser und Aißulu wurde der zehnte Sohn geboren, und Aser gab ihm den Namen des zehnten Imam Ali an-Nagi, und wieder redeten alle im Dorf vom Nahen des elften Imam und darum auch bald des zwölften: Mehdi Sahib as-Saman.

Und Jagub, einem von ihnen, fiel ein, daß eines Abends vor sechs Jahren seine Kuh nicht wiedergekommen war aus dem Wald; in der Nacht zog er aus, sie zu suchen, und sah, daß ein Wolf sie zerrissen hatte, und wenn das kein Ungemach ist, was ist es dann? Und Israfil fiel ein, daß im vorvorigen Jahr von den achtzehn geschlüpften Kücken seiner Henne nur sieben überlebt hatten, und wenn das kein Ungemach ist, was ist es dann? Es gab viele große Städte auf der Welt, solche wie Täbris, Ardäbil oder Gandsha, und den Bewohnern dieser Städte galt Gold nicht als Reichtum und Silber nicht als Wert, die Mädchen hier im Dorf aber trugen Armringe aus Kupfer, und wenn das kein Ungemach ist, was ist es dann? Abul-Fes fiel ein, daß voriges Jahr bei der Hochzeit des Sohns seines Nachbarn Alekber Nachbar Alekber zu Nachbar Faradsh Ullah viel aufmerksamer gewesen

war als zu ihm, und Faradsh Ullah fiel ein, daß vor drei Jahren Abu l-Fes' älteste Tochter seinem jüngsten Sohn einen Stein an den Kopf geworfen und ihn verletzt hatte, und weshalb?, nur weil Faradsh Ullahs Söhnchen auf Abu l-Fes' Beete getreten war?, und wenn das kein Ungemach ist, was ist es dann? Und ist nicht auch das ein Ungemach: Mardan verheiratet seine Tochter nicht mit Iskander, sondern mit einem wie Ali Baba? Und wie kann man dulden, daß in Ali Owsets Stall vier Milchkühe stehen, Kerim aber, Vater von sieben Kindern, nur eine Milchkuh besitzt?

Wenn Mehdi Sahib as-Saman erst wiedergekommen ist, werden all diese Ungerechtigkeiten ein Ende haben, wird die Gerechtigkeit siegen . . .

Und da nun, wie heraufbeschworen von einem bösen Willen, gab es eine Mißernte – keine gar zu schwere, eben eine, wie sie immer mal eintritt, solche hatte es auch schon früher gegeben, und das Dorf, reich und einträchtig, war mit ihnen zu Rande gekommen, jetzt aber ging alles drunter und drüber: die Felder wurden nicht bestellt, der eine Bruder sagte, soll doch der andere Bruder säen; der andere Bruder sagte, wieso ich und nicht er?; die Erde in diesem Jahr aber gebar nur kärgliche Pflanzen, alle hätten säen müssen, doch der eine geriet mit dem andern in Streit, der Nachbar beschimpfte den Nachbarn, der eine Vetter schlug den anderen übers Ohr, die Tochter erfrechte sich gegen den Vater, die Mutter geizte am Essen für den Sohn.

Das Grab des Verrückten Ibrahim war wie zu einer Wallfahrtsstätte geworden. Im Dorf herrschten Not und Feindschaft, und die Leute liefen zu Ibrahims heiligem Grab, beklagten, verleumdeten einander, die Entscheidung ihrer Angelegenheiten auf den seligen Tag verschiebend, da Mehdi Sahib as-Saman



erschiene, und sie baten Ibrahims heiliges Grab, für sie zu vollbringen, was sie früher selbst vollbracht hatten.

Aser und Aisulu wurde der elfte Sohn geboren, und Aser – was blieb ihm wohl anderes übrig – gab ihm den Namen des elften Imam Hassan Asker, und da ließen die Einwohner des Dorfes gleich alles fahren – nichts galt ihnen mehr, weder die Töchter noch die Söhne, weder Haus noch Hof, weder das Vieh noch der Acker; die Arme vor der Brust verschränkt, saßen sie und warteten, daß Mehdi Sahib as-Saman erschiene und sie glücklich machte. Was sollte das aber für ein Glück sein? Denn Faradsh Ullahs Zufriedenheit bedeutete Abu l-Fes' Unzufriedenheit, Abu l-Fes' Vorteil bedeutete Kerims Nachteil, Subejdas Lächeln – Fatimas Tränen . . .

Es brach eine Hungersnot aus; da niemand mehr säte, niemand mehr erntete, gab es kein Brot, und die Leute schlugen sich die Bäuche mit Brennesseln voll. Nur Aser bestellte sein Feld, säte und erntete, pflegte und fütterte die Kuh, so daß er seine Söhne ernähren konnte, und seine Söhne wuchsen und gediehen, Ali und Hassan, Hussein und Sejalibad, Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh, Mussa-i Kasym und Rsa, Mohammed Tagi und Alian-Nagi und Hassan Asker, ein jeder von Angesicht hübsch, ein jeder mit einem Zug von Aisulus Liebreiz; Ali war vierzehn, Hassan Asker ein knappes Jahr, und diese Kinder, sie konnten nicht begreifen, warum die Leute ihnen die Hände, den Kleidersaum und die Füße küßten; wenn sie so kinderlieb waren, warum ließen sie die eigenen Kinder hungern, daß ihnen die Bäuchlein schwellen?

Die Kinder des Dorfs drängten sich am Zaun und schauten Tante Aisulu zu, die mit untergeschlagenen Beinen im Hof saß und in den Tendir Tschureks zum

Backen klebte; und Aisulu, einen mitleidigen Seufzer unterdrückend, stand auf und gab jedem Kind ein Stück Brot; doch ihr Brot reichte nicht, alle zu sättigen, und so brachte sie selbst keinen Bissen herunter.

Die Esel, weil unbeaufsichtigt gelassen, streunten hinaus in die Steppe; die Pferde verwilderten und trieben sich in ganzen Herden im Wald umher; die Wölfe, als witterten sie, daß das Dorf hungerte und verdummt war, brachen nachts in die Ställe ein, rissen die Kühe, schleppten die Hammel und Ziegen fort oder bissen tot, was sie nicht fortschleppen konnten.

Die Einwohner des Dorfs zankten und prügeln sich, der eine stahl dem andern eine Handvoll Erbsen, der eine schlug dem anderen den Schädel wegen einer Birne ein.

Da machte der achtundneunzigjährige Bajandur Ichtijar sich auf und ging im Dorf umher von einem Haus zum andern.

»Leute, seid ihr von Sinnen?« sprach er. »Nehmt wieder Vernunft an!« sprach er. »Ihr habt euch selber verwunschen! Kommt zu euch! Schüttelt den bösen Zauber ab!« sprach er, doch er sprach wie ins Leere; schließlich aber gerieten die Leute über ihn in Wut, und mit Fußstritten jagten sie ihn aus dem Dorf; er versuchte zurückzukehren, doch als die Leute, just an Ibrahims heiligem Grab versammelt, ihn erblickten, fingen sie, Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen, von neuem an, zu schreien und Steine, Scheite und Knüppel nach ihm zu werfen, und seither ward der greise Bajandur Ichtijar nicht mehr gesehen . . .

Früh kam der Herbst, die eßbaren Pflanzen vergingen, die Bäume, bar ihrer letzten Früchte, wurden kahl; noch bitterer hungerte das Dorf – aber es zehrte ja von seiner Hoffnung: Aisulu war wieder schwan-

ger, und es nahte die Wiedergeburt Mehdi Sahib as-Samans, bald würde die Welt wieder lächeln.

Je lebhafter sich das Kind in ihrem Leib regte, je näher die Stunde der Geburt kam, desto ängstlicher wurde Aißulu, und eines Nachts im Bett küßte sie Asers Hand und flüsterte:

»Laß uns fortgehen von hier, laß uns fliehen . . .«

Aser fragte, doch mehr sich selbst als Aißulu:

»Wohin aber?«

Wohin fliehen mit elf Kindern und in Erwartung des zwölfsten? Wo eine Bleibe finden, Haus und Feld sich selbst überlassend? Und warum eigentlich fliehen? Hatten sie jemandem Böses getan, sich vor jemandem schuldig gemacht?

Aißulu fürchtete sich ohne Aser, Tag und Nacht wollte sie bei Aser sein, und Aser mußte sich von ihr losreißen, wenn er aufs Feld ging.

Auch heute war Aser auf dem Feld.

Durch das Dorf lief die Kunde: bei Aißulu haben die Wehen begonnen!, und die in solchen Dingen erfahrene Gevatterin Gamarbanu raffte den Rock und lief zum zwölfstenmal in Asers Haus, ein Neugeborenes in Empfang zu nehmen.

»Mehdi Sahib as-Saman ist erschienen!«

Das ganze Dorf strömte zu Asers Haus.

»Unser Leben würden wir hingeben für Allah!«

»Es gibt keinen Gott außer Allah! La ilaha illallahu!«

»Komm und erlöse uns, Sahib as-Saman!«

»Mehdi, erlöse uns!«

Und die Augen aller, der Großen wie der Kleinen, fieberten und glänzten, und es war, als legten sich die Erregung und die Sehnsucht nach Erlösung, hervorgebrochen aus der Brust dieser bleichen ausgezehrt Menschen, wie eine Fata Morgana über das Dorf.

Die Leute versammelten sich auf Asers Hof.

»Komm und erlöse uns, Sahib as-Saman!«

Und auf der Veranda des Hauses saßen die elf Knaben, Ali, Hassan, Hussein, Sejalibad, Mohammed Baghir, Dshafar Sadigh, Mussa-i Kasym, Rsa, Mohammed Tagi, Ali an-Nagi und Hassan Asker, saßen aneinandergedrängt, angstzitternd, starteten all diese Leute auf dem Hof an, wie sie mit Schaum vor dem Mund schrien: »Erlöse uns, Sahib as-Saman!«, und warteten auf ihr neues Brüderchen Mehdi.

Da erscholl das Schreien eines Säuglings, und die Leute verstummten und lauschten; andächtig lauschten die Leute, und plötzlich, zermartert vom Warten, von Hunger und Haß, von den Bosheiten und Verleumdungen, brachen alle in Tränen aus, selbst erwachsene Männer weinten wie Frauen: »Mehdi Sahib as-Saman!«

Die Stimme des Säuglings spendete ihnen Trost, floß wie ein heilender Balsam in ihre zerschundenen Herzen; ihnen schien, als lösten sie sich vom Erdboden und hoben sich in die Lüfte, so selig leicht wurde ihnen zumute.

Die Frauen, von Neugier getrieben, drängten ins Haus, doch plötzlich kam aus dem Zimmer, wo das Säuglingsschreien war, eine Kunde, wie sie sich ihnen nicht schrecklicher denken ließ:

»Das Kind ist ein Mädchen!«

Asers und Aißulus zwölftes Kind war ein Mädchen.

Die Leute standen wie vom Donner gerührt – vor ihren Augen schwankte die Welt, aus ihrer Haut brach kalter Schweiß, ihre Herzen stockten, und ihre Zungen waren gelähmt.

Gevatterin Gamarbanu brachte das Kind heraus und hielt es ausgestreckt auf den Händen; mit zornlohernden Augen zeigte sie der Menge das kleine weib-

liche Wesen, das aussah wie ein rotes Klümpchen Fleisch. Die Luft war kalt, und die jähe Kälte machte, daß das nackte, eben aus dem Mutterschoß gekommene Kind verstummte; tödliche Stille trat ein; der Zorn in den Augen der Gevatterin Gamarbanu steckte die Leute an, und als das Kind wieder zu schreien begann, gerieten sie in Bewegung. Faradsh Ullah stieg auf ein Holzfaß und brüllte, daß die Adern an seinem schwarzgebrannten dicken Hals schwollen:

»Ihr Narren! Seid reingefallen auf einen Verrückten! Der Verrückte Ibrahim hat uns um sein Glied herumgeführt und sich davongemacht! Geht uns nicht endlich ein Licht auf? Jetzt schaut der Verrückte Ibrahim von da oben und sagt: Asche über ihre Häupter! Und lacht uns aus, platzt vor Lachen!«

Es war, als schallte tatsächlich ein wildes Gelächter vom Himmel, und die Leute spitzten die Ohren, standen erstarrt.

Faradsh Ullah zeigte mit dem Finger auf Asers und Aißulus Söhne Ali, Hassan, Hussein, Sejnalibad, Mohammed Baghir, Dshafar Sadigh, Mussa-i Kasym, Rsa, Mohammed Tagi, Ali an-Nagi und Hassan Asker, die aneinandergedrängt, angstzitternd auf der Veranda saßen, und kreischte:

»Es sind Teufel! Sie haben uns dazu gebracht!«

Die Rachgier brach nach außen, breitete sich in Wellen über den Hof, das Dorf, die Hänge und Berge aus.

»Es sind Teufel!«

»Teufel!«

»Teufel!«

Gevatterin Gamarbanu hob das Kind, dieses rote Klümpchen Fleisch, das sie auf den ausgestreckten Händen gehalten hatte, und schleuderte es in die

Menge; Arme flogen hoch und fingen es auf, das Schreien brach ab, das rote Klümpchen verschwand; dann rückte die Menge gegen die Veranda vor, ihre Fäuste waren blutig . . . Ali wurde erwürgt, Hassan und Hussein wurden die Köpfe mit einem Stein eingeschlagen, Sejnalibad, Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh zertrampelt, Mussa-i Kasym wurde an den Beinen gepackt und mit dem Kopf an die Wand geschmettert, Rsa brach vor Entsetzen das Herz, Mohammed Tagi und Ali an-Nagi wurden die Hälse umgedreht, Hassan Asker wurde auseinandergerissen . . . Und plötzlich gellten Schreie, wie sie die Welt nie gehört hatte; die Leute hielten erschrocken inne und wandten sich, zu sich kommend, zur Tür; in der Tür stand Aißulu – barfüßig, barhäuptig, mit geweiteten Augen, und unter ihrem Rock rann Blut hervor.

Schreie ausstoßend, wie sie die Welt nie gehört hatte, blickte Aißulu von einem ihrer zu Tode gemetzten Söhne zum andern, von Ali zu Hassan und Hussein, von Hassan und Hussein zu Sejnalibad, von Sejnalibad zu Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh, von Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh zu Mussa-i Kasym, von Mussa-i Kasym zu Rsa, von Rsa zu Mohammed Tagi und Ali an-Nagi, von Mohammed Tagi und Ali an-Nagi zu Hassan Asker . . .

Die Menge stand wie versteinert, und Aißulu, nicht mehr schreiend, sondern heulend wie eine Wölfin, schritt durch sie hindurch, überquerte den Hof bis zur Scheune, nahm die an der Scheunenwand lehrende Sense, faßte sie mit der einen Hand am Griff, führte die andere Hand an ihrem messerscharf gedengelten Blatt entlang bis zur Spitze, stieß sie sich zwischen die Beine und schnitt sich den Bauch auf bis zur Brust.

Die Menge stand wie versteinert, keiner konnte sich vom Fleck rühren.

Aißulu, zu Boden gestürzt, lag ausgestreckt in einer Blutlache; Därme quollen aus ihrem Bauch, und alle Fliegen des Dorfs schwirrten herbei und setzten sich auf ihr fest.

Noch lebte Aißulu, doch keinen Laut gab sie von sich; den Mund zusammengepreßt, schaute sie mit aufgerissenen Augen, und das, was ihr Mund nicht sprach, sprachen ihre aufgerissenen Augen.

So, wie zu einem Säulenwald erstarrt, stand die Menge noch, als Aser heimkam vom Feld.

Zuerst wusch und beerdigte Aser Aißulu, dann beerdigte Aser Ali, Hassan und Hussein, dann Sejnalibad, Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh, dann Mussa-i Kasym, Rsa und Mohammed Tagi, dann Ali an-Nagi und Hassan Asker; wie sehr Aser aber suchte, der kleine Körper der Tochter blieb spurlos verschwunden: von Händen zerrissen und Füßen zertrampelt, hatte er sich bereits mit der Erde vermischt.

Zwei Tage und zwei Nächte verrichtete Aser diese Arbeit und wurde selbst nicht gewahr, wie sein pechschwarzes Haar auf dem Haupt, an Kinn und Brust dabei schneeweiß wurde.

Das Dorf in den Bergen, von Gösel Chassijetli einst über das Himmelsparadies gepriesen, verödete und verfiel; die einen starben, die anderen flohen, drei, vier Leute allenfalls blieben; diese letzten sahen eines Tages, daß der Stein auf dem Grab des Verrückten Ibrahim umgestürzt und das Grab leer war, auf der Erde am Grab führten Spuren von nackten Füßen davon, da ergriffen auch sie die Flucht. Neben der verfallenen Mühle aber sproß eine Trauerweide heran; die Blätter dieser Weide sammelten nachts so viel Tau, daß sie tags von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weinten,

ganze Ströme von Tränen zur Erde sandten; wenn es aber Abend und Nacht wurde, sang unter ihnen jemand leise mit Bajandur Ichtijars Stimme:

Die Berggipfel sind entschlafen,  
Die Gräser und Blumen verwelkt,  
Die Bäche, vom Blutstrom vergiftet,  
Verschwunden: verstummt und versiegt.  
Die falkengeschwinden Pferde  
Erblindet, ertaubt und erlahmt,  
Die goldnen Kamele ergraut,  
Kein Junges mehr werden sie werfen . . .

Der Mann im Roten Rock aber war niemand anderes als der durch sein Leid zum Landstreicher gewordene Aser . . .

Noch glühte die Kohle im Feuer.

Mahmud wußte das alles nicht, Mahmud wußte nicht, daß der Mann im Roten Rock, der dem greisen Bettler das Brot entrissen hatte, zu lebenslänglichem Gram verurteilt war; Mahmud wußte es nicht, doch jetzt, zu dieser nächtlichen Stunde am Fluß, nahm ihn der Blick des Mannes im Roten Rock so gefangen, daß er sich wünschte, die Schüssel des Dshemschid, in der man alles auf der Welt sehen kann, in den Händen zu halten, um den Mann im Roten Rock noch einmal zu betrachten und seinen Blick zu ergründen.

Und Marjam?

Das Rauschen des Flusses und die Stimme des jungen Sängers entfernten sich langsam und verloren sich ganz, und in dieser Stille und Leere schlief Mahmud ein, und der Traum, den er träumte, war anfangs von Marjam erhellt, dann aber, mehr und mehr, verdüstert von dem Blick des Mannes im Roten Rock.

Safi merkte, daß Mahmud eingeschlafen war, und seufzte – er selbst konnte nicht schlafen.

Safi tastete nach seinem Gurt.

Als ob dem Gurt etwas geschehen könnte! Warum tastest du dauernd hin? Streck dich aus und schlafe, der Morgen ist klüger als der Abend, schlafe, armer Safi, schlafe, unglücklicher Safi, damit du morgen deinem Herrn wieder schön dienen kannst . . .

Zeit deines Lebens hast du gedient, aber wie lange erträgt es der Mensch, anderen zu dienen?

Der tremolierende Gesang in der Ferne rief Safi hinauf zum Allerhöchsten Zweig, zum Paradies, wie die Weisen ihn nennen, doch zu einem Paradies nicht im Jenseits, sondern im Diesseits, und die Stimme des Sängers beschwor Safi, in seinem Alter den Platz unterm Strauch nicht zu seinem Obdach zu machen.

Sechsendvierzig Jahre hatte Safi ohne Lichtblick gelebt, und da ihm Chysr gewiß nicht zu Hilfe eilte, mußte er sich selbst helfen . . .

Wieder tastete Safi nach dem Gurt.

Niemand auf der Welt wußte von dem Gurt, niemand außer Safi und Allah.

Und in der nächtlichen Finsternis fühlte Safi plötzlich eine Entschlossenheit, wie er sie nie gefühlt hatte, und flüsterte bei sich:

»Gott sei mir gnädig . . .«

Die Kohle im Feuer verglühte, zerfiel zu Asche, langsam erlosch das Feuer, erkaltete.

---

## 13

Hellrote Wolken standen am Himmel, und das Hellrot der Wolken über dem Grau der grenzenlosen Steppe schuf eine eigentümliche graurote Welt, eine,

in der es kein Lebewesen, keinen warmen Atem, keine lebendige Wärme zu geben schien.

Die Wolken verschlangen die sinkende Sonne.

Drei Menschen waren in dieser grauroten Welt: Mahmud, ein hagerer barfüßiger Mann in einem knielangen grauen Hemd und ein hellläugiger, hellhaariger Jüngling in Lumpen, doch dessen Gang, Gebärden und Blick die Kraft körperlicher Gesundheit verrieten.

Der Barfüßige ging mit gesenktem Kopf wie ein Hund, der eine Fährte aufgenommen hat, ohne ein einziges Mal die Augen zu heben.

»Hier lang sind sie gegangen«, sagte er, etwas an Steinen und Sträuchern ablesend, was nur er zu lesen vermochte, und Mahmud und der Hellhaarige folgten ihm; sie gingen der Spur der Schatunen nach.

Vor kurzem war ihnen eine Schar Dirnen begegnet – arabische, armenische, jüdische und griechische Frauen; schon als er sie von fern sah, sagte der Barfüßige, die Schatunen könnten nun nicht mehr weit sein.

Eine magere Frau mit runzligem dunkelbraungebranntem Gesicht, um die Fünfundvierzig, Fünfzig, streckte Mahmud die Zunge heraus und ließ sie zwischen den Lippen spielen, dann zwinkerte sie und schob die Zunge rasch vor und zurück, und Speichel tropfte von ihrer Zungenspitze auf die Erde; wieder zwinkerte die Frau Mahmud zu, und Mahmud blieb verwundert stehen; plötzlich spürte er, wie eine feste Hand sein Handgelenk umfaßte – der Hellhaarige zog ihn beiseite, und sie setzten ihren Weg, dem Barfüßigen folgend, fort.

War dieser Hellhaarige stumm? Von früh bis spät schwieg er, noch kein einziges Wort hatte er gesprochen; seine hellen Augen aber, ständig in die Ferne

gerichtet, waren gedankenvoll und ernst; anscheinend sprach er mit sich selbst, war sein eigener Gesprächspartner; Mahmud hörte sein Selbstgespräch nicht, spürte aber, daß seine Seele ruhig war, sich nach mehr verzehrte als nur nach dem täglichen Brot, nur danach, sein Leben recht und schlecht zu fristen . . .

Die Schar der Dirnen blieb hinter ihnen zurück.

Den beiden Männern, dem Barfüßigen und dem Hellhaarigen, war Mahmud heute morgen begegnet, oder eigentlich – sie waren Mahmud begegnet, denn mehrere Tage schon irrte Mahmud allein durch die Ödnis, ohne zu wissen, wohin, ohne einer Menschenseele zu begegnen, so daß er schon tagelang, obwohl noch im Besitz zweier Goldmünzen, kein Krümchen zu sich genommen hatte. Vorgestern abend hatte er einen Feldweg in Richtung der Berge von Erzurum eingeschlagen, ihn dann aber unter den Füßen verloren und sich verirrt.

Seltsam, zwar wußte Mahmud nicht, wohin er sich wenden sollte, und irrte mutterseelenallein durch das Land, doch er ließ den Mut nicht sinken; ruhig ging er weiter, und bisweilen schien ihm sogar, als wollte er gar niemand sehen, als wäre es ihm recht, so einsam und verlassen zu sein . . . Mahmud wehrte dieses Gefühl aber ab, denn unbewußt spürte er, daß er es abwehren mußte, weil sich sonst alles in seinem Leben verändern, er sogar selbst ein anderer Mensch werden und Marjam auf dieser Welt verloren sein würde.

Heute morgen war Mahmud damit beschäftigt gewesen, unter Sträuchern nach eßbaren Kräutern zu suchen, als die beiden vorbeikamen; der Barfüßige fragte sofort:

»Wohin sind die Schatunen gezogen?«

Mahmud wußte darauf nichts zu antworten, und

der Barfüßige sah, daß er von den Schatunen keine Vorstellung hatte, daß er hungrig und hilflos war.

»Komm mit«, sagte der Barfüßige. »Bei den Schatunen findet sich immer ein Stückchen Brot.« Dann schluckte er, und sein großer, spitzer Adamsapfel hob und senkte sich.

Mahmud schloß sich dem Barfüßigen an, selber darüber verwundert, daß er diesem wildfremden Mann so ohne weiteres folgte; die Kraft des Wortes »Brot!« Übrigens nein, Mahmud hatte sich geirrt: mit seinem ganzen Wesen zog es ihn zu den Menschen; Mahmud wußte nicht, wer diese Schatunen waren, nach denen der Barfüßige gefragt hatte, er wußte nur, es waren Menschenwesen, und er erkannte, daß er sich nicht nur nach Marjam sehnte, sondern nach den Menschen schlechthin . . . Empfindungen sind trügerisch, Empfindungen sind in der Tat vergänglich; wie widersinnig das Menschenherz, wie rätselhaft! Die Menschen sind grausam, vergießen Blut, die Menschen sind habgierig, bedrohen einander, mißverstehen einander, ja, ja, so ist es, sogar noch schlimmer, doch ohne Menschen sein kannst du nicht . . .

Eine ganze Woche hatte Mahmud in Einsamkeit zugebracht.

Zwar war Mahmud, bevor er Marjam kennenlernte, auch immer einsam gewesen, doch es war eine Einsamkeit im Kreis von Vertrauten; und seltsam, seit ihrer gemeinsamen Wanderung fühlte sich Mahmud mit Safi mehr verbunden als jemals im Leben zuvor.

Der arme Safi . . . Safi hatte sein Leben für Mahmud geopfert; Safi waren die Entbehrungen und Anstrengungen dieser Wanderschaft über die Kräfte gegangen . . . Hatte er den Tod gesucht? Sich im Fluß ertränkt? Oder vom Felsen gestürzt? Und lag zum Fraß nun für Vögel und Würmer?

Und jene Nacht am Fluß? Safis Hände, die ihm den irdenen Schröpfkopf auf den Rücken setzten, hatten etwas so Fürsorgliches gehabt, daß Mahmud sich unwillkürlich seiner Kindheit entsann, sich der Mutter, des Vaters entsann und eine tiefe Rührung empfand; dann wich die Rührung einer seltsamen Dumpfheit, diese Dumpfheit schließlich Gewissensbissen: Mahmud sah rings nur eisige Herzen, dabei saß das eisigste Herz aber in seiner eigenen Brust!

Kein einziges Mal auf dieser Wanderschaft hatte Mahmud sich vorzustellen versucht, wie es seiner Mutter oder seinem Vater erging. Wußte er denn nicht, wie sehr sie ihn liebten, wie sehr an ihm hingeng? Und dann – warum fragte er nie, wie dem treuen Safi zumute war? Was hatte Safi getan, die Strafe dieser Strapazen auf sich zu nehmen? Sprang es nicht in die Augen, wie er sich quälte, sich ängstigte, von Kräften fiel, wie kam Mahmud dazu, zu meinen, daß es so und nicht anders zu sein habe, ohne eine Spur Mitleid?

Wenn also alles so war, was hatte Mahmuds Herz da entzündet? Allein die Trennung von Marjam? Anfangs schien es ihm so, doch dann fühlte er immer deutlicher, daß es nicht nur die Trennung war. Marjam war ihm teuer, ohne Marjam gab es kein Leben, Marjam nicht suchen, nicht finden hieß das Ende der Welt wünschen; und doch, es war nicht nur die Trennung von Marjam . . .

Und am Morgen nach jener Nacht am Fluß, als er sich plötzlich allein sah, erkannte er, wovon sein Herz brannte: von der ganzen Welt brannte sein Herz, und das machte, daß ihm nicht nur das Bild der Mutter, das Bild des Vaters vor Augen trat, sondern das aller Menschen, die er unterwegs gesehen hatte; der eine war unglücklich und elend, und Mahmuds Herz

brannte – ach, warum muß der Mensch unglücklich sein, warum in einer so reichen Welt elend?; der andere war ein Verräter oder Mörder, und Mahmuds Herz brannte – ach, warum muß der Mensch Verräter, Mörder sein? So sann Mahmud . . .

Armer Safi . . . Da hatte Safi nur noch zwei Goldmünzen in der Tasche gehabt und sie Mahmud zugesteckt, bevor er sich dem Schicksal ergab. Mahmud war fest davon überzeugt, daß Safi in dieser heimatlosen, dieser erbarmungslosen Welt sich das Leben genommen, dem Leben den Tod vorgezogen hatte.

So glaubte Mahmud, doch Mahmud wußte nicht . . .

. . . daß in jener Nacht die Kohle im Feuer verglühte und zu Asche zerfiel und das Feuer erlosch, erlöschte.

Safi schaute ins erlöschende Feuer.

Mahmud schlief.

Das erlöschende Feuer sagte vieles zu Safi: hätte keiner dem Feuer geholfen, keiner es mit Zweigen und Holzstücken genährt, längst wäre es erloschen, so wie es jetzt erlischt; ein Tag wird vergehen, ein Regen fallen, ein Wind wehen – und das Feuer ist spurlos verschwunden, und niemand wird je erfahren, daß es hier einst gebrannt und sich jemand an ihm gewärmt hat.

Auch Safi würde keiner helfen.

Safi mußte, Safi würde sich selbst helfen.

Nie in seinem sechsundvierzigjährigen Leben war Safi so entschlossen gewesen; Safi streifte das Hemd hoch und löste den Gurt; verfliegen war plötzlich die Furcht, daß jemand kommen, ihn überfallen und ausrauben könnte; mit dem Entschluß, alleiniger Herr dieser Schätze zu sein, war Safi ein anderer, war Safi kühn und stark geworden.

Safi breitete den Gurt vor sich aus; die herausfallenden Schätze zogen den matten Schein des Feuers an, leuchteten wider, schillerten und funkeln.

An der Leibesmitte, dort, wo der Gurt gesessen hatte, fühlte sich Safi nun leicht wie ein Vogel; diese Leichtigkeit breitete sich im ganzen Körper aus, und da wußte Safi, sie kam nicht durch die Befreiung vom Gurt, sie kam durch die Befreiung von jahrelanger Dienerschaft, Knechtung und Entsaugung.

Lange betrachtete Safi die Schätze – wie sie schillerten: grün, blau, rot, gelb! –, dann klaubte er eine Goldmünze heraus, drehte sie in der Hand und schmähete sich aus Herzensgrund: Du Tor, was hast du alles gelitten, dir für Gedanken gemacht! Wurde es dir an der Wiege gesungen, der strengste Asket der Welt zu sein?

Safi streckte die Hand aus und teilte den Schatz mutig in zwei Hälften, dann zog er sein Gebetsdecklein unterm Hemd vor, raffte die eine Hälfte auf und häufte sie auf das Decklein; das Decklein knotete er zu einem Bündel; dann erhob er sich vorsichtig, schob das Bündel unter das Wolltuch, mit dem Mahmud zugedeckt war, und setzte sich wieder an seinen Platz.

Safi bemühte sich, den schlafenden Mahmud nicht anzuschauen, denn er fürchtete, daß die schöne Entschlossenheit, zu der er sich endlich ermannt hatte, bei Mahmuds Anblick wieder schwand und er in den Schoß der Armut zurücksank – lieber sterben als das!

Zu Mahmud schaute Safi nicht, doch die Stelle des Wolltuchs, wohin er das Bündel gesteckt hatte, zog seine Augen unwiderstehlich an. Da schenkte Safi Mahmud den halben Schatz, machte ihn, den Einsamen, Unglücklichen, Hilflosen, zu einem der reichsten Männer im Land; keiner auf der Welt würde das

tun, aber Safi – ja, Safi tat es . . . Morgen früh würde Mahmud aufwachen und unter dem Wolltuch, mit dem er zugedeckt war, diesen Schatz finden . . . Doch . . . doch was fing Mahmud mit solchem Reichtum an? Da Reichtum ihm nichts galt, würde ihn auch kein Reichtum retten . . . eher sogar umgekehrt – wegen ebendieses Reichtums tötete ihn vielleicht ein Bandit, stieß ihm den Dolch in die Brust . . . Safi fühlte die Kälte dieses Dolches in der eigenen Brust, wies sich aber zornig zurecht – nein, weg mit den Gefühlen, der Schritt war getan, jetzt zurückschrecken hieß sein Leben verspielen.

Safi löste die Augen von der Wölbung des Wolltuchs, doch wieder wanderten sie zurück, unbezwinglich, und so erhob er sich, holte das Bündel unterm Wolltuch wieder vor, knüpfte es auf, schüttete sich die Hälfte des Inhalts auf die Hand und reihte sie Stück für Stück zu den Schätzen auf dem Gurt; die Hälfte der Hälfte aber verknotete er wieder und steckte sie unter das Wolltuch.

Wieder an seinem Platz, faltete Safi den Gurt sorgfältig zusammen, nahm ihn auf, um ihn sich umzulegen, doch wieder, wie mit einem magischen Band, zog die Wölbung des Wolltuchs seine Augen an, und er hielt inne.

Mahmud war unglücklich, hilflos in dieser Welt; Mahmud war nicht der erste und nicht der letzte, dem es so ging; Mahmud war seiner Natur nach ein Unglücksmensch; und besäße solch einer die Schätze ganz Indiens, es würde ihm nicht zum Glück reichen; das Schicksal hatte Mahmud verurteilt; und schüttete Safi den ganzen Schatz des Gurts über Mahmuds Haupt aus, Mahmuds Untergang wäre nicht abzuwenden, eher im Gegenteil.

Laß dieses Grübeln, Safi, laß es, es gehört in die



Welt der Armut, sei ein Mann, Safi, Weltschmerz zu leiden ist deine Sache nicht, Safi; Allah will dich beglücken, Allah ist dir gnädig.

Mit raschem Griff hob Safi den Gurt auf und legte ihn sich um; dann trat er zu Mahmud, nahm das Bündel unterm Wolltuch hervor, steckte es sich in den Gurt und schritt zum Fluß; plötzlich blieb er stehen, holte zwei Goldmünzen aus dem Brustbeutel unterm Hemd, die er für den schwarzen Tag aufgehoben hatte, legte sie auf die Erde neben Mahmuds Kopf und machte sich endgültig davon, hastete in den nächtlichen Nebel hinaus, seinem Ziel entgegen.

Sein Gebetsdecklein blieb am Fluß zurück, er hatte es vergessen . . .

Der Barfüßige suchte aufmerksam die Steine und Sträucher ab und sagte:

»Die Bettler hängen den Schatunen an den Fersen. Wenn wir ihnen in die Klauen fallen, verschlingen sie uns.« Er schluckte, und wieder hob und senkte sich sein großer, spitzer Adamsapfel. »Schlagen wir einen Bogen, halten wir uns an die Schatunen.«

Mahmud fragte nicht, wer die Schatunen seien und warum ihnen Bettler folgten; auch der Hellhaarige sagte nichts, und so gingen sie alle drei schweigend der Spur nach, auf die der Barfüßige gestoßen war.

Blutrot leuchteten am Himmel die Wolken.

Und so rot wie die Wolken am Himmel waren die Augen des Barfüßigen, denn der Barfüßige litt seit Jahren an Schlaflosigkeit; seit Jahren verfolgte den Barfüßigen eine Zwangsvorstellung: kaum daß er einzuschlafen begann, sah er, wie der aus seinem Leib geflossene Same, der Mannessame, dem neues Menschenleben entspringt, der die Menschheit fortsetzt – wie dieser Same in einer Pfanne gebraten wird, fettstitzend, zischend, vor Hitze gerinnend

wie das Weiß eines Eies; sie ließ ihn nicht los, diese Vorstellung, raubte ihm den Schlaf, brachte ihn um den Verstand, er verelendete und verkam, und das hatte ihn zu den Schatunen getrieben. Die Schatunen hatten ihn vor vier Tagen verprügelt und fortgejagt, weil er nachts vor Angst schrie, da er aber ohne andere Menschen nicht leben konnte und die Schatunen im Grunde gutmütig waren, kehrte er nun zurück.

»Die Schatunen! Die Schatunen!« rief der Barfüßige und wies mit langem dürrer Finger zu mehreren weitläufigen Felsen in der Ferne.

Die Schatunen hatten sich über die Felsen verstreut, und die schmutzigen, ausgebleichenen Fetzen an ihren Leibern gingen in dieser grauroten Welt unter, nur ihr langes wildes Haupt- und Barthaar hob sich hier und da schwarz oder silberweiß von den Felsen ab.

Diese Menschenwesen, die der Barfüßige und seinesgleichen Schatunen nannten, waren eine Riesenschar obdachloser armer Lumpen, die fern ihrer Heimatorte das Land unsicher machten; Hungerleider, Abgebrannte, flüchtige Mörder, Derwische, beraubte Reisende, bankrotte Kaufleute, gealterte Dirnen, Elende von Geburt an, dienstenthobene Spitzel, sie alle strichen durch Steppe und Bergland, sie stahlen Kühe, Hammel, Ziegen, die von ihren Herden abgekommen waren, zuweilen auch Hühner in der Nähe von Randgehöften oder Früchte des Feldes, alles, was sich ihnen bot; die Erde war ihre Matratze, der Himmel ihre Decke; Räuber und Wegelagerer, die weder den Darga noch Soldaten fürchteten, fürchteten die Schatunen und räumten das Feld, sowie sie ihrer anichtig wurden.

Heute hatten der Freigelassene Mohammed und

Dornenhändler Mahmud ein altes Pferd, das in der Steppe umherirrte, gefangen und auf die Felsen geschafft.

Mohammed war als Sklave freigelassen worden für den Sieg in einem Wettspiel; sein Herr Kalantar Safar hatte anläßlich eines Festes verkündet, demjenigen von seinen Sklaven, der sich die größte Grausamkeit ausdenkt und diese den Gästen an seinem besten Freund vorführt, wolle er die Freiheit schenken und obendrein zehn Tange. Sklave Mohammed überwältigte Sklaven Ahmed, mit dem er von Kind an befreundet war, mit dem zusammen er aß und trank und schon fünfzehn Jahre Kalantar Safar diente, riß ihm die Kleider vom Leib, fesselte ihm die Arme und schnürte ihm auf den Rücken einen kupfernen Krug, in dessen Boden er ein kleines Loch gebohrt hatte; vor dem Platz, wo sich Kalantar Safars Gäste versammelten, war ein wildes Brombeerdickicht, in der Mitte dieses Dickichts aber lag ein freier Platz, und Sklave Mohammed trieb den entkleideten und gefesselten Sklaven Ahmed auf diesen Platz, dann füllte er den Krug mit siedendem Öl, und dieses siedende Öl tropfte durch das Loch im Krug auf Ahmeds nackten Rücken; Sklave Ahmed brüllte auf und warf sich in die Brombeersträucher, um den qualvollen Krug abzustreifen, doch die Brombeersträucher zerfetzten seinen Körper, sein Gesicht und seine Augen; Sklave Ahmed warf sich auf die Erde, und das siedende Öl ergoß sich aus dem Hals des Kruges über seinen Kopf, und da erschütterte ein solcher Schrei den Himmel und die Erde, daß selbst Kalantar Safar, der schon Tausende Schreie gehört hatte auf den Schlachtfeldern wie aus den Folterkammern, in die er seine Feinde brachte, zusammenzuckte; dann sank dem Sklaven Ahmed der verbrühte Kopf auf die

Brust, und Sklave Mohammed als klarer Sieger, ja Held bekam die Freiheit und zehn Tange geschenkt; jedermann aber, der ihn kannte oder auch nicht kannte, nur davon hörte, wies ihm den Rücken; wie sehr er auch flehte – mein Gott, Leute, ich bin doch gar nicht so grausam und schlecht, auf der Stirn eines jeden steht etwas geschrieben, wie ihr wißt; mein Gott, Leute, hätte Ahmed mich überwältigt, der Streich, den ich mir ausgedacht habe, wäre ein Kinderspiel gegen seine Tat –, wie sehr er auch flehte, niemand wollte ihn hören, und so wurde Sklave Mohammed, nun der Freigelassene Mohammed, Landstreicher und schloß sich den Schatunen an.

Der Volkssänger Tahir Mirsa war einst in Liebe entbrannt zu Gülandam, der Tochter Halem Meliks, des Herrschers über die Stadt Karawangyan, und seine Goschma, die von Gülandams Schönheit erzählten, von den Qualen einer unerfüllbaren Leidenschaft und unüberbrückbaren Ferne und von heißen Träumen, in welchen der Liebende sich mit der Geliebten vereint, lernten die Menschen auswendig, und als Hatem Melik sie hörte, schwor er, Tahir Mirsa, der seine Tochter, die Tochter eines solchen Vaters, in Schande gebracht habe, die Zunge ausreißen und die Finger, auf daß sie das Sassielspiel verlernten, abschlagen zu lassen; lange Zeit hielt sich Tahir Mirsa versteckt, doch eines Tages suchte ihn ein Mann aus seinem Heimatdorf auf, Mahmud, mit Spitznamen Dornenhändler, und machte sich ihm erbötig: »Wenn du deine Gülandam sehen willst, ich kann dir eine Gelegenheit verschaffen«; er ließ sich von dem wie alle Liebenden gutgläubigen Tahir Mirsa Geld geben, ging zu Hatem Melik, machte auch ihm sich erbötig: »Wenn du diesen Tahir Mirsa fassen willst, ich kann dir eine Gelegenheit verschaffen«, und ließ sich Geld

geben; so geschah es, daß Tahir Mirsa Hatem Melik in die Hände fiel und Hatem Melik ausführte, was er geschworen hatte: er ließ Tahir Mirsa die Zunge ausreißen und alle zehn Finger abschlagen; daß Dornenhändler Mahmud auch von Tahir Mirsa Geld genommen hatte, blieb Hatem Melik aber nicht verborgen, und da Hatem Melik, selbst habgierig und doppelzünftig, Habgier und Doppelzünftigigkeit bei andern nicht duldete und nicht ungestraft durchgehen ließ, sah Dornenhändler Mahmud, daß es schlecht um ihn stand, und er floh aus der Stadt Karawangyan, wurde Landstreicher und schloß sich zu guter Letzt den Schatunen an.

Das alte Pferd, das der Freigelassene Mohammed und Dornenhändler Mahmud in der Steppe gefangen und auf die Felsen geschafft hatten, wurde von Henker Kasym geschlachtet.

Henker Kasyms Vater wie auch Großvater und Urgroßvater waren Henker gewesen, und alle meinten, Henker Kasyms Sohn Ali Fettah würde ebenfalls Henker werden; doch o Wunder: Ali Fettah, Urenkel des Henkers Möhsün, Enkel des Henkers Feth Ullah des Roten, Sohn des Henkers Kasym, begann eines Tages Verse zu schreiben, und an den Liebesghaselen, die er schrieb, fand das junge Volk solches Gefallen, daß es sie abschrieb und sich um den Hals hängte als Talisman; und als Henker Kasym sah, daß sein Sohn Ali Fettah Ghasele und Kasside schrieb, als flögen sie ihm aus den Lüften zu, sann er nach und fühlte plötzlich, wo die Wurzel dafür lag: die Neigung zur Poesie hatte sein Sohn von ihm, Henker Kasym, geerbt; so fühlte Henker Kasym, und bebend fragte er sich, wohin das führen sollte.

Im Laufe von dreiundzwanzig Jahren hatte Henker Kasym außer Tausenden kleineren Urteilsvollstrek-

kungen, die in sein Amt fielen, solchen wie Geißeln der Fußsohlen, Abschlagen der Hände und Füße, Ohren und Nase, Ausreißen der Augen, tausendzweihundertertel Enthauptungen ausgeführt – doch beim tausendzweihundertzwölften Menschen weigerte sich sein Herz; sein Herz verbot ihm, einem Mann den Kopf abzuschlagen, der um ganze drei Silbermünzen einen Vater und seinen Sohn ermordet hatte; da nahm die Gerichtswache Henker Kasym selber fest, schlug ihm Nase und Ohren ab und warf ihn in ein Verlies; und in diesem dunklen Verlies, wohin kein Sonnenstrahl drang, sah Henker Kasym plötzlich alle Farben der Welt und den Aufgang der Sonne morgens und ihren Untergang abends, und da brach, wie ein Leben lang gestaut, ein Strom philosophischer Verse aus ihm hervor – Henker Kasym war ebenfalls Dichter geworden. Niemand wußte, wie Henker Kasym dem Kerker hatte entinnen können; Henker Kasym sagte einem jeden, Erzengel Mika'il habe ihn befreit, doch wer weiß, wer kennt schon die Rätsel dieser Welt? Vielleicht war es wirklich so . . .

Henker Kasym konnte aber nicht schreiben und die aus der Brust wie ein Quell aus der Erde sprudelnden Verse also nicht aufschreiben, und da diese Verse, Ghasele, Kasside, Murabbi, Tedshribende, Ruba'i und Kit'a, kompliziert und wortgewaltig waren, konnte sie keiner behalten, und sie wurden vergessen. Bei den Schatunen oblag es Henker Kasym, die erbeuteten Tiere zu schlachten, zu häuten und zu zerteilen, und so schlachtete, häutete und zerteilte er Tiere, während er philosophische Verse dichtete über die guten und schlechten Taten der Welt; den tiefen Sinn, dem Henker Kasym da Worte gab, verstand leider keiner, Henker Kasym aber verlor nicht den Mut, fort und fort dichtete er seine komplizierten philoso-

phischen Ghasele, Kasside, Murabbi, Tedshribende, Ruba'i und Kit'a.

Das Pferd, das vom versedichtenden Henker Kasym geschlachtet worden war, hatten die Schatunen zu Schaschlyks zerlegt, auf einem Feuer gebraten und verzehrt; noch lag der Bratenduft in der Luft und hing an den monumentalen Felsen, den Schwarzdornsträuchern und den zerlumpten Kleidern der Menschen. Überall lagen Knochen umher, die großen Rippen, Beckenteller und Hals- und Rückenwirbel des Pferdes, so restlos abgenagt und abgeschabt, daß sie weiß blinkten; schwerlich würden die Bettler an ihnen noch etwas finden, allenfalls an Kopf und Füßen, dem einzigen, das die Schatunen verschmäht und darum in einen Felswinkel geworfen hatten.

Die Bettler waren eine Riesenschar taubstummer, lahmer oder aussätziger, von der Welt verstoßener Menschen; nicht einmal die Schatunen ließen sie zu sich, und so folgten sie den Schatunen im Abstand und nährten sich von dem, was sie übrigließen.

Das Graurot der Welt verblaßte allmählich zum Grau; je tiefer die Sonne hinter die Wolken sank, desto stiller wurde es bei den Schatunen; träge verstreuten sie sich, um auszuruhen vom Essen; jetzt wirkten sie ganz alltäglich; mit dem Blutrot der Wolken schwand auch ihre Absonderlichkeit, ihr Elend sah wieder so aus, wie es war.

Mahmud, der Hellhaarige und der Barfüßige, die bei den Felsen angelangt waren, wurden von niemand beachtet; der Barfüßige sprang gierig zur Feuerstelle, wo die meisten Knochen lagen, der Hellhaarige setzte sich auf die Erde, lehnte den Rücken an einen Stein und rieb sich die lappenumwickelten Füße, Mahmud aber blieb stehen, wo er stand, wie angewurzelt.

Mahmud konnte die Augen nicht wenden von die-

sem Elend. Auf seiner Wanderschaft hatte er inzwischen erkannt, daß die Welt eine völlig andere Welt war, als er dachte, so daß die eigenen Leiden und Nöte ihm zuweilen nichtig erschienen, solches Elend aber, selbst in dieser anderen Welt hatte er sich nicht denken können.

Mahmud betrachtete der Reihe nach die Schatunen, die auf den Felsen lagen oder saßen, und erblickte plötzlich den Mann im Roten Rock.

Das eine Auge des Mannes im Roten Rock war weiß – als ob das Maß seiner Leiden nicht voll genug gewesen wäre, hatte ihm vor zehn Tagen in der Steppe eine Schlange ins Auge gespieen; doch Mahmud erkannte den Mann im Roten Rock sofort wieder, und als er in sein gesundes Auge sah, durchzuckte es ihn – jäh verstand er den Sinn jenes unvergessenen Blicks, und ihm war, als hörte er wieder, was der Mann im Roten Rock damals gesprochen zu haben schien: »Weißt du denn selber, was Gram ist?«, die Einfachheit dieser Frage beschämte Mahmud, er fühlte sich klein und erbärmlich, und sein Herz krampfte sich zusammen und schmerzte.

Der Verstümmelte Muchtar lag auf der Seite und atmete schwer, weil er mehr als alle anderen gegessen hatte. Der Verstümmelte Muchtar musterte Mahmud, dessen Umherschauen ihm mißfiel. Dem Verstümmelten Muchtar fehlte der linke Unterarm; dieser Unterarm war ihm abgeschlagen worden, und er hatte ihn aufgehoben und gedörrt; seither trug er ihn bei sich und benutzte ihn als Drohung und Almosenfang, indem er ihn den Leuten vors Gesicht hielt. Der Verstümmelte Muchtar hätte eigentlich zu den Bettlern gehört, denn Krüppel seinesgleichen hüteten sich für gewöhnlich vor den Schatunen; doch wenn alle Welt die Schatunen fürchtete, nichts fürchteten die Scha-

tunen mehr als den gedörnten Arm des Verstümmelten Mughtar.

Mahmud sah den Verstümmelten Mughtar auch an, sah, daß er die »Schlangenperle« auf der Brust trug, das Knochenstück eines Schlangenschädels, und er dachte: so zufrieden ist dieser Unglückliche mit seinem Los, daß er sich sogar vor dem bösen Blick schützt; was für eine Welt, wo selbst noch solch ein Geschlagener fürchten muß, Mißgeschick zu erleiden!

Der Verstümmelte Mughtar stand auf, näherte sich Mahmud mit starrem Blick und begann ihn zu umkreisen. Der Verstümmelte Mughtar war kleiner als Mahmud und starrte Mahmud, den Kopf zur Seite geneigt, von unten her an; plötzlich fragte er:

»Wer ist der?«

Immer hastiger wurde sein Schritt, mal laut, mal leise fragte er:

»Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der?«

Mahmud wußte nicht, was er auf diese sich wie ein Singsang wiederholende Frage antworten sollte, und nach und nach wurden alle Schatunen auf ihn aufmerksam. Der Verstümmelte Mughtar, Mahmud weiter umkreisend, nickte ihnen zu, zog den gedörnten Arm unterm Hemd vor, fuchtelte mit ihm vor Mahmuds Gesicht und wiederholte, mal kreischend, mal flüsternd:

»Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der?«

Die Schatunen kamen heran, zu zweit oder zu dritt, schließlich standen sie im Kreis um Mahmud und den Verstümmelten Mughtar, und die endlos wiederholte Frage des Verstümmelten Mughtar pflanzte sich unter ihnen fort wie ein Echo:

»Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der? Wer ist der?«

Plötzlich war Mahmud, als ginge ein warmer Regen durch seine Brust, und dieses Gefühl, das ihm sagte, daß in dieser grausigen Welt das Herz dennoch Wärme empfindet, rührte ihn – auch Mahmud hatte ja so manches erfahren, so manches durchdacht, und mancherlei könnte er den armen Schatunen sagen; zum Beispiel könnte er sagen – ich bin einer wie ihr, mir ergeht es wie euch; und so begann er zu sprechen, unwillkürlich und verwundert, die eigene Stimme zu hören:

»Tag und Nacht habe ich in Flammen gelodert, Tag und Nacht hat mich Feuer verzehrt und der Schmerz geschüttelt! Auch mir will das Schicksal nicht wohl, meine Brüder! Trauer und Trennung – mein Geschenk an dich, sagte es, meine Brüder! Das scharfe Schwert des Leidens stieß es mir in die Brust, und zerrissen ist meine Brust, o Brüder!«

Die Schatunen starrten Mahmud entgeistert an, und die Felsen rings standen in eine so jähe Stille gehüllt, als starrten auch sie Mahmud an und staunten über das Verstummen der Schatunen.

Mahmud fühlte im Gesicht, an Hals und Brust einen zärtlichen Atem, etwas Vertrautes, und dieses Gefühl wallte in ihm auf und ergoß sich aus ihm mit den Worten:

»Weder Tag noch Nacht versiegen die Tränen meines Herzens, meine Brüder! Auch mich treibt der Schmerz von Steppe zu Steppe, meine Brüder! Auch mich hat das Schicksal wie ein Vogeljunges aus dem Nest gerissen und geschunden, meine Brüder!«

Die Schatunen standen mit offenen Mündern. Die seltsamen Worte, die dieser schlanke Jüngling da zu ihnen sprach, und mit solcher Leidenschaft sprach,

übten auf sie einen Zauber aus, und dieser Zauber machte, daß sich dieser der Kindheit entsann, jener des Bildes der längst vergessenen Mutter, der nächste eines Kindes, der übernächste der Augen eines von ihm ermordeten Menschen; doch unbewußt spürte ein jeder, daß es ein unguter Zauber war, denn würde er alles befreien, was seit Jahren im Gefängnis der versiegelten Erinnerung schmachtete, alles hervorholen, was sich hinter Gefühlsstumpfheit duckte, und das Bewußtsein der eigenen Menschenwürde wecken, wäre es unmöglich, weiterzuleben.

Mahmud, mitgerissen von der Leidenschaft und Glut, die ihm die Brust sprengten, warf die Arme hoch und rief:

»Erbarme dich, Schicksal, schau dich um! Blutiges Schicksal, hast du nicht genug Steine auf die Häupter dieser Menschen gehäuft? Verschone sie endlich! Allmächtiger, laß den Winter dieser Menschen ein Frühling werden! Entfache in diesen fühllosen Seelen das Feuer der Liebe! . . .«

Bei diesen Worten fuhr der Verstümmelte Mughtar auf, wie aus einem Schlaf erwacht, und begann von neuem Mahmud zu umkreisen mit starrem, von unten her funkelndem Blick; plötzlich drückte er Mahmud die Hand des gedörrten Arms ins Gesicht und schrie:

»Bei der heiligen Familie, er ist verrückt! Ein Verrückter! Ein Verrückter!«

Die langen, schmutzschwarzen Nägel der gedörrten Hand zerfurchten Mahmud die Stirn, und Blut rann über seine Brauen und Augen.

Wieder gellte die Stimme des Verstümmelten Mughtar:

»Ein Verrückter!«

Die Schatunen kamen zu sich, ernüchtert von dieser Feststellung.

Jemand rief:

»Ein Jäger, aus seinen Augen fließt das Blut seiner Opfer!«

Die Schatunen lachten, dann begannen sie zu pfeifen, diesen Verrückten, der schon so lange solchen Blödsinn redete, auszupfeifen.

»Er riecht nach Blut!«

Wieder Gelächter.

»Er hat einem Dew den Kopf abgeschnitten!«

Die Schatunen warfen nach Mahmud, was ihnen in die Finger geriet.

Mahmud breitete die Arme aus, als wollte er die Schatunen umarmen.

»Brüder! Brüder! Meine Brüder!«

»Zwei Fünfer hat er gekriegt, damit er redet, jetzt kriegt er drei und hält doch nicht das Maul!« Die Schatunen bogen sich vor Lachen und bewarfen Mahmud weiter mit Steinen, Kohlestücken, schwelenden Scheiten und Pferdeknochen.

»Ein Jäger, und er sucht den Maral!«

Plötzlich sprang aus der Schar der Schatunen ein altes Weib mit wildem grauem Kraushaar und piepste speichelsprühend:

»Eines Mittags verschwand die Sonne, und es wurde stockdunkel. Padischah Melik Dshabbar und Padischah Melik Sattar und ihre Frauen gingen zum Meeresstrand und schauten: was ist da los? Auf einmal tauchte ein Fisch aus dem Meer und verschlang sie alle vier. Da waren ihre Kinder Waisen! Es war einmal ein Mädchen. Weißt du, was es tat? Als es einem wie dir begegnete, griff es nach dem da!« Die Alte griff Mahmud blitzschnell zwischen die Beine. »Und sagte: Jäger, wenn du nicht von der Jagd erzählst, lasse ich nicht wieder los! Oder reiße ihn ab!«

Mahmud stand erstarrt vor Scham und Verwir-

rung, doch als er die begeistert lachenden Mienen vor sich sah, dachte er – wie wenig braucht es zum Glück, ach, und wer weiß, was Glück überhaupt ist!

Unbändiger als alle, den Mund weit aufreißend, daß ihre Zahnstummel zu sehen waren, lachte Gyssy Gary. Nach Dshejrans Verschwinden war Gyssy Gary lange allein durch die Fremde geirrt, bis sie schließlich zu den Schatunen fand, und in dieser Zeit hatte sie so viel Hunger und Not gelitten, daß sie das Gedächtnis verlor; an nichts konnte sie sich mehr erinnern, weder an Gandsha noch an Dshejrans Verrat oder an Mahmud, und nun war sie im Grunde der freieste und sorgloseste Mensch der Welt: zu Geld zu kommen für den Lebensunterhalt, die Beziehungen anderer zu knüpfen oder zu zerstören, sich zu behaupten gegen die Verachtung und Anfeindungen der Welt, das alles scherte sie nicht mehr, denn gleichgültig geworden war ihr der morgige Tag, ein Morgen gab es für sie gar nicht mehr, alle Tage waren gleich, ein Tag war das Spiegelbild des anderen; ja, ihre Freiheit und Sorglosigkeit bestand im Einerlei des Gestern, Heute und Morgen: iß, was dir in die Hand fällt, und lebe.

Mahmud fühlte, daß sein Gesicht brannte, doch es brannte nicht allein von den blutigen Kratzern, die die verdorrte Hand des Verstümmelten Mughtar ihm gerissen hatte. Mahmud war nahe daran, die Alte von sich zu stoßen, um sich von ihren Zangenfingern zu befreien, und sich vom Felsen zu stürzen – dann hätte alles ein Ende!; schon spürte er im ganzen Körper die Leichtigkeit der nahen Erlösung, des Nichtmehrseins, doch die Schatunen warteten so begierig auf den Fortgang des Schauspiels, auf ihren Gesichtern malte sich eine solche Seligkeit, daß er Mitleid

bekam, und so begann er wieder zu sprechen, erzählte von der Jagd.

»Ich ging mal auf die Jagd. Ein Hase sprang vorbei, ohne Beine!«

Die Schatunen lachten.

»Ich nahm den Bogen, vergaß den Pfeil. Ich warf den Pfeil, der Hase purzelte!«

Wieder lautes Gelächter.

»Ich hatte ein Messer ohne Klinge, ich zog das Messer und häutete den Hasen!«

»Armer Hase!« Der Verstümmelte Mughtar konnte sich vor Lachen nicht halten, er ließ sich fallen und wälzte sich am Boden, schlug mit den harten Fingern der gedörrten Hand auf den Fels.

»Ich fand einen Kessel, der hatte keinen Boden. In dem Kessel ohne Boden schmorte ich den Hasen!«

Die Alte ließ Mahmud los, setzte sich neben den Verstümmelten Mughtar und lachte besinnungslos. Mahmud hatte längst aufgehört, sich über den klammernden Griff der Alten zu schämen; die Schatunen weinten vor Lachen, und da weinte auch er, doch nicht vor Lachen, erzählte dabei weiter, froh, daß die Schatunen sein Weinen nicht bemerkten, und plötzlich mußte er an seinen Vater denken: kurz vor ihrem Abschied hatte Chan Sijad mit ihm gesprochen, seine kleinen samenkornähnlichen Augen unter den gesenkten Lidern verbergend, erst jetzt erkannte er, daß Chan Sijad geweint hatte.

»Ich rief meine siebentausendsiebenhundertsiebundsiebzig Freunde herbei, alles Jäger, und sie kamen, aßen sich satt, und es blieb noch was übrig!«

Die Schatunen wiederholten, stammelnd vor Lachen:

»Siebentausend . . .«

». . . siebenhundert . . .«

»... siebenundsiebzig ...«

»Und weiter?«

»Was übriggeblieben war, wickelten wir in einen Gurt, da war es auf einmal ein Hahn. Wir setzten uns auf den Hahn und ritten los ...«

Die Schatunen wieherten:

»Auf einen Hahn!«

»Sie sind auf einem Hahn geritten!«

Da geschah etwas Sonderbares: Gyssyr Gary fühlte plötzlich mitten im Lachen, daß ihre Nase länger wurde, und als sie hinfaßte, stellte sie fest, daß sie keine Nase, sondern einen Schnabel hatte; ja, Gyssyr Gary war ein Schnabel gewachsen; dann sah Gyssyr Gary entsetzt, wie ihr Vogelfedern wuchsen und wie diese Vogelfedern nach und nach ihren ganzen Körper einhüllten; Gyssyr Gary wollte schreien, um Hilfe rufen, doch ihre Kehle stieß ein Krächzen aus, und da verwandelte sich ihr Entsetzen in freudiges Staunen.

Niemand hörte das Krächzen, denn alle lachten, mit ihrer Aufmerksamkeit ganz bei Mahmud, und so bemerkte auch niemand, daß Gyssyr Gary zusammenschumpfte, kleiner und kleiner wurde und sich in eine schwarze Krähe verwandelte, die zum Himmel aufstieg, fort von diesen Felsen, über den Schatunen zwei Kreise zog, sich entfernte und in der Himmelsweite entschwand.

»Auf einem Hahn! Sie sind auf einem Hahn geritten!«

»Und weiter?«

»Was war dann?«

»Wir kamen zu einem Fluß. In dem Fluß fanden wir einen Palan. Wir schnitten den Palan auf, und aus ihm ...«

»Nein, nicht aufschneiden, den Palan nicht aufschneiden!« schrie plötzlich jemand.

Es war Hambal Ömeruschaghy, der Lastenträger Ömeruschaghy; ein Leben lang hatte Hambal Ömeruschaghy sich den Palan auf die Schultern gelegt und Lasten getragen, mit dem Alter aber waren seine Kräfte erlahmt, so daß er seine Arbeit aufgeben mußte; einige Zeit zog er bettelnd umher, dann schloß er sich den Schatunen an, und jetzt, als hätte er sich um den Verstand gelacht, fing er bei dem Wort Palan an zu schreien, als würde vor seinen Augen seinem Kind der Kopf abgeschnitten:

»Nein, nicht aufschneiden, den Palan nicht aufschneiden!«

Die Schatunen, gestört in ihrer Heiterkeit, drehten sich wütend zu Hambal Ömeruschaghy um und verstummten; Hambal Ömeruschaghy aber las in ihren wütenden Augen sein Todesurteil und schrie vor Angst noch lauter:

»Nein! Nicht! Nicht!«

Der Freigelassene Mohammed stieß mit seinen mächtigen behaarten Armen die anderen beiseite, hob einen schweren Stein auf und schlug ihn Hambal Ömeruschaghy auf den Kopf; aus dem Kopf quoll eine weiße Masse und rann, mit Blut vermischt, über das Gesicht; Hambal Ömeruschaghy stürzte leblos zu Boden; der Freigelassene Mohammed aber sprang auf einen Felsbrocken und brüllte, während er sich den rotweißen Brei, der ihm an Brust und Hals gespritzt war, abwischte:

»Zugeschlagen habe ich, getötet hat Allah!«

Mahmud schlang die Arme um den Kopf, hielt sich die Ohren zu; die Schatunen gerieten in Bewegung; das spritzende und langsam gerinnende Blut weckte ihren alten Blutdurst aus seinem Schlummer, warf ihre Stimmen, Gebärden und Gefühle in die Urzeit zurück, und Mahmud, rückwärts gestoßen von



der andrängenden Meute, hatte das Gefühl, daß nun sein Ende da sei, er zertrampelt werden würde wie ein Debbe, jener strohgestopfte Ledersack, der Kriegselefanten vor die Beine geworfen wird, wenn sie lernen sollen, den Feind im Schlachtfeld zu zertreten; er öffnete den Mund, um den Namen Marjam zu rufen, der ihm seit seiner Ankunft bei den Schatunen nicht mehr in den Sinn gekommen war, und dann rief er den Namen wirklich, »Marjam! Marjam!« rief er, doch das Geschrei der rasenden Schatunen übertönte seinen Ruf, riß den Namen Marjam von seinen Lippen und zerrollte ihn wie zu einem dünnen Jucha, zerstäubte ihn zu nichts . . .

In diesem Moment packte ihn eine feste Hand an der Schulter und rüttelte ihn, und in dem Druck dieser Hand fühlte er, obwohl kaum mehr fähig, zu fühlen oder zu denken, etwas Schutzbietendes.

Der Hellhaarige war es, der ihn am Arm gepackt hatte; er entriß ihn der tobenden Menge, zog ihn fort, die Felsen hinab, weg von den wild gewordenen Schatunen.

Die Sonne war inzwischen untergegangen und das Graurot der Welt ganz erloschen; in Düsternis gehüllt lag die Weite, und diese Düsternis, in der es weder ein Himmels- noch ein Erdenlicht gab, sprach von dem Leid und der Hoffnungslosigkeit der Welt.

Die Schatunen und die schwarzen Umrisse der Felsen blieben in der Ferne zurück.

Je weiter sie sich von den Schatunen und den Felsen entfernten, desto mehr gewann Mahmud die Klarheit des Bewußtseins wieder; noch einmal traten ihm die Gesichter der Schatunen vor Augen, klar bis in die feinsten Fältchen, doch diese Klarheit vertiefte nur das Gefühl der rings auf ihn einbrechenden Hoffnungslosigkeit. Eines dieser Gesichter, wie er es jetzt

vor sich sah, erinnerte ihn an Mirsa Salman, und er erschauerte von einer Ahnung.

Was mochte jetzt in Gandsha vor sich gehen? Sein heimatliches Gandsha mit den Platanen! Hätte er je gedacht, daß Gandsha ihm so teuer war, er sich nach Gandsha einmal zurücksehnen würde? Wie erging es Chañ Sijad? Wie Gamarbanu? Und Mirsa Salman? Ob der Apfelbaum im Garten wieder so reiche Frucht trug, daß seine Zweige sich zur Erde bogen? Ob es die dicke Geflügelfrau noch gab, ob sie den Kindern noch heute, breit lächelnd, das klopfende, piepsende Ei ans Ohr hielt? Vielleicht war sie längst tot gewesen, nur er hatte es nicht gewußt? Plötzlich entsann sich Mahmud eines Palastdieners, ganz deutlich sah er sein Gesicht, deutlicher als je vorher, selbst eine Narbe über der Braue sah er . . . Aber seinen Namen wußte er nicht. Seltsam, so viele Jahre war dieser Mann Diener im Palast gewesen, kein einziges Mal in all diesen Jahren hatte er mit ihm ein Wort gewechselt – weshalb erinnert er sich gerade an ihn?

Und nun dachte Mahmud einen Gedanken, den er die ganze Zeit abgewehrt hatte: wozu diese Wanderung überhaupt? Wozu in dieser Welt, die in solche Hoffnungslosigkeit gesunken ist, in der nur ferne Erinnerungen blinken, noch das Licht suchen? Wenn diese hoffnungslose Welt eine noch hoffnungslosere Welt in sich birgt, die Welt der Schatunen, hat der Mensch da das Recht, seinem Glück nachzugehen?

Der Hellhaarige ließ Mahmuds Schulter los, und zum erstenmal an diesem langen qualvollen Tag vernahm Mahmud seine Stimme:

»Dieser Hunger, dieses E-e-elend m-m-müssen beseitigt werden!«

Der Hellhaarige stotterte, und vor Erregung jetzt anscheinend besonders stark.

»Wie leidet die N-n-nation, aber die beiden großen türkischen Staaten der Osmanen und der Safawiden – statt sich zu vereinen, ve-vernichten sie sich gegenseitig! Woz-z-zu sich den Turban der z-z-zwölf Imame umbinden, sich Schiiten nennen, halte man lieber auf die Eh-ehre der N-n-nation! Sogar auf unser Ge-geld schreiben wir die Namen der z-z-zwölf Imame, aber keinem k-k-kommt der Gedanke, den eigenen Namen zu sch-schreiben . . . Die Sülgederer haben sich nach der einen Seite abgesp-spalten, die E-Ef-Efscharer nach der anderen, die Kadsharen nach der d-d-dritten, die Ru-Ru-Rumer nach der vierten, die Ustadsher e-erkennen die Şç-Sch-Schamlyer und die Schahsewener die P-P-padaren nicht an . . . Dieser Hunger, dieses E-e-elend könnten nur beseitigt werden, wenn sich die türkischen Völker der g-g-ganzen Erde vereinen!«

Der Hellhaarige sagte seltsame Dinge, und Mahmud, der neben ihm ging, musterte ihn neugierig von der Seite: in seinem Gang, seinen Bewegungen, seinem Gesichtsausdruck lagen Entschlossenheit, gläubige Zuversicht und sogar Magie; das, was er sagte, klang verheißungsvoll.

Mahmud fühlte, daß das Herz dieses stattlichen, in Lumpen gekleideten Mannes voller Eiseskälte und gleichzeitig voller Feuer war; es glich einem innen beschlagenen Fenster, hinter welchem der Eissturm tobt.

Der Hellhaarige deutete Mahmuds Lächeln auf seine Weise.

»Ja, ja, wir m-m-müssen uns vereinen! Ich s-s-sehe, sehe, du bist ein gebildeter Mensch. Auch Chadsha Nassireddin Tussi schreibt in seiner »Moral des Nassiri«: »Je fester die Einigkeit, um so vollkommener das Leben.««

Mahmud, der den Fehler sofort erkannte, wandte ein:

»Tussi ruft zur Einigung aller Menschen auf, du aber willst nur die Einheit der Türken.«

Der Hellhaarige geriet noch mehr in Erregung, so daß er noch mehr stotterte, doch dieses Stottern verminderte nicht, sondern verstärkte den Eindruck seiner Worte:

»Eine Me-me-menschheit, die über der N-n-nation steht, existiert für mich nicht! Für mich s-s-sind die Türken m-m-mehr als der Mensch! Die Tiere unterscheiden sich voneinander. Neben dem Löwen, dem T-t-tiger gibt es den W-w-wurm! So ist es auch mit den M-me-menschen. Die Türken der g-ga-ganzen Erde, gleich, welchen G-g-gesichtsschnitt sie haben, welche B-b-bräuche sie pflegen, müssen sich vereinen! W-w-was aber tun wir? Der Lange Hassan verb-bündet sich mit den G-g-griechen gegen die O-osmanen! Die Schwarzen und die Weißen Hammel zerschmettern einander! Und S-sultan Selim? Kaum auf dem T-t-thron, läßt er vierzigtausend Schiiten erhängen – eigene Unter-t-t-tanen! Wer sind diese Schiiten? Die Unsrigen doch! Was t-t-tut Schah Ismail? Hü-hü-hütet die Ehre des Schiitentums. Statt die der T-t-türken! Sie r-r-rotten sich selbst aus mit dem Schwert! Und dabei kommt s-s-so was heraus!« Der Hellhaarige wandte sich um und zeigte mit ausgestrecktem Arm zu den Felsen mit den Schatunen.

Mahmud begegnete einer solchen Philosophie zum erstenmal, verwundert fragte er:

»Und die Hungernden, Elenden der anderen Völker?«

Da rief der Hellhaarige mit zornigem Augenblitzen:

»Der a-a-anderen V-v-völker? Die a-a-anderen Völ-

ker haben unsere Sk-k-klaven zu sein! Die M-m-mißstände der ei-eigenen Nation, der t-t-türkischen, können wir vielleicht b-b-beheben, aber d-d-du sprichst von den a-a-anderen? Ich . . . i-i-ich werde sie unter-w-werfen! Von China bis zum M-m-mittelmeer, von S-s-sibirien bis zum J-j-jemen – alles unser Land! Ich werde alle t-t-türkischen Völker vereinen! Und wenn m-m-mein Leben nicht ausreicht – wird es mein S-s-sohn tun! Und wenn s-s-sein Leben nicht ausreicht – der S-s-sohn meines Sohns! Oder dessen Sohn!«

In den Mundwinkeln des Hellhaarigen stand Schaum, sein Gesicht zuckte; und plötzlich streckte er die Hände aus, packte Mahmud an der Brust und schüttelte ihn voll Wut und Verzweiflung, dazu schrie er wie rasend, mit stolpernder Zunge: »Wie ich diese scheinheilige T-t-tugend h-h-hasse! S-s-solche wie du hi-hi-hindern das Volk zu erwachen, hi-hi-hindern das Vo-vo-volk, sich auf die B-b-beine zu stellen! I-i-ich mit eurer H-h-heuchelei: »Und die anderen?« Ihr bemäntelt mit eurer g-g-geheuchelten Menschenliebe nur eure O-o-ohnmacht und Erb-b-bärmlichkeit. Diese Phi-phi-philosophie von einer Me-menschheit, die über der N-n-nation steht, muß b-b-beseitigt werden! Alle d-d-diese Bücher v-v-verbrennen! Auch die von T-t-tussi!«

Der Hellhaarige stieß Mahmud von sich und ging mit raschen Schritten in die Dunkelheit.

Es wurde Nacht.

Eine tödliche Stille breitete sich über der Steppe aus.

Mahmud setzte sich auf die Erde und lauschte dieser Stille.

Die tödliche Stille der Nacht zog aus Mahmuds Körper die Stacheln des Tages, eine Unzahl unsicht-

barer winziger Stacheln, einen nach dem anderen; der körperliche Schmerz kam zur Ruhe, doch nicht das Herz – von neuem stieg in ihm Hoffnungslosigkeit auf.

Mahmud schaute zum Himmel.

Der Himmel stand voller funkelnder Sterne. Als Kind von fünf, sechs Jahren hatte Mahmud beim Anblick der Sterne immer gedacht: Die Sterne sind doch keine Vögel, die Sterne haben keine Flügel, wie können sie da hinauffliegen und sich an den Himmel setzen?

So fern wie diese Sterne lagen jetzt die Jahre der Kindheit, und die ferne Kindereinfalt war angesichts der Schrecknisse der Welt wie eine kinderfingerdünne Kerze: spärliches Licht sandte sie aus, diese Kerze, und sie schmolz hin und schwand.

Und in dem spärlichen Licht dieser hinschmelzenden, schwindenden Kerze und der tödlichen Stille der Nacht überwältigte Mahmud das Gefühl, der verlorstenen, unglücklichsten Mensch der Welt zu sein, und er spürte, daß er weinte.

Mahmud streckte sich auf die Erde.

Und hinter dem Tränenschleier der Augen sah er plötzlich sich selber – er stand im Kreis der Schatunen vor einem, der weinend, flehend etwas sagte, und da lachte er zusammen mit allen, warf Steine, Scheite und Knochen, bis jener niederstürzte mit zerschmettertem Kopf.

Dann verschwand dieses Bild wieder.

Die Felsen der Schatunen zogen Mahmud magisch an.

Doch er hatte keine Kraft mehr, die Beine versagten, und . . .

Und da war nun das Ende . . .

Und da geschah etwas, von dem Mahmud nicht

wußte, ob es Wirklichkeit war, Traum oder Wahn; er schaute auf seine Hände und sah, wie seine Hände sich blau färbten; alle seine Muskeln spannten sich, und mit beiden Händen, aus Leibeskräften drückte er eine Kehle zu; und er wunderte sich, wieviel Kraft in seinen Händen und wieviel Zorn in seiner Brust waren, und mit dieser ganzen Kraft und diesem ganzen Zorn würgte er – wen? Was? Einen Menschen? Nein, und auch kein anderes Lebewesen – etwas wie eine blaue Wolke, ein blauer Wolkenschwaden; und er hatte ihn genau an der Kehle gepackt und drückte, drückte sie zu, und indem er dies tat, fühlte er, woraus ihm die Kraft dafür zuströmte – aus einem leidenschaftlichen Rachegefühl. Oder war es nicht eher Rauch, ein blauer Rauchschwaden? Aber die Kehle dieses Rauchs war wie eine lebendige Kehle, wie die eines Menschen, und diese Kehle drückte er mit den Handballen, mit allen zehn Fingern zu; zuweilen wurde er unsichtbar in diesem blauen Rauch, der seinen ganzen Körper erfaßte und durchdrang; und plötzlich sah er zwei große Augen, aufgerissen wie die eines Erwürgten, und diese großen, handtellergroßen Augen, die ihn ansahen, waren farblos und leer, und Mahmud erkannte, daß diese großen farblosen leeren Augen die Augen Gottes waren, und die Kehle, die er aus Leibeskräften zudrückte, die Kehle Gottes war, der blaue Rauchschwaden aber – Gott selbst.

Seine Hände erlahmten, erschöpft sank er zurück, und der blaue Rauchschwaden flog fort und löste sich auf . . .

Mahmud wußte nicht, daß bereits Reiter unterwegs waren, ausgesandt von dem Hellhaarigen, der niemand anderes war als Süleyman-Pascha, ihn zu suchen und in den Palast von Erzurum zu bringen.

Von neuem bestärkte den Düsteren Pfarrer das vertraute liebevolle Flüstern: »Es ist nicht mehr weit, du mein Leben . . . Gar nicht mehr weit! Sieh dort die Kuppel der Heiligen Zuflucht! Nur noch ein kurzes Stück – und gerettet ist Marjam! Nur noch ein kurzes Stück, halte aus!«

In der Tat zeigte sich in der Ferne die Kuppel der jahrhundertalten Heiligen Zuflucht, ihr Schwarz beruhigte den Düsteren Pfarrer in einer Weise, wie er es noch nie erlebt hatte – nun war alles überstanden, alle Leiden, Anstrengungen und Ängste gehörten der Vergangenheit an, das Kreuz des Herrn hatte den Sieg davongetragen über die gottlose Fleischeslust und die Gewalt, und so mußte es auch sein, denn das Gute überwog trotz allem das Böse und gewann stets die Oberhand.

Sein langes, schwarzes Ornat war durchgeschwitzt, klebte an Brust und Rücken, und das große eiserne Kreuz an seinem Hals schlug im eiligen Takt der Schritte an seine Brust, als trommelte es seinen Gedanken Beifall.

Der Düstere Pfarrer hatte die Heilige Zuflucht nie gesehen, erkannte sie aber sofort, kaum daß er ihre ferne Silhouette gewahrte, und da war ihm, als stiege von den grauen Dornensträuchern und dem steinigen Bergpfad ein österlicher Duft auf wie von Hunderten frischgebackenen Osterküchlein, und die grauen Dornensträucher und Felsbrocken und diese ganze karge Berglandschaft erschienen ihm so heimatlich und vertraut, als hätte Marjam sie mit eigenen Händen errichtet.

Während er mit langen eiligen Schritten bergan

stieg, stellte der Düstere Pfarrer sich Marjams zarte braune Hände vor, und plötzlich sah er, wie diese Hände von den großen spitzen Dornen der ihm so heimatlich anmutenden Sträucher zerstoichen wurden und sich rot färbten von Blut; erschrocken über dieses Blutrot, blieb der Düstere Pfarrer stehen und dachte – sollte es möglich sein, daß trotz der lieben geheimen Stimme, trotz der Nähe der Heiligen Zuflucht, trotz des Martyriums, das sie auf sich genommen hatten mit ihrer Flucht aus Gandsha, ihn und Marjam dennoch ein Unglück traf? Abwehrend hob er die Hände, dann ballte er sie krampfhaft und blickte in eine andere Richtung, um die blutenden Wunden an Marjams Händen nicht mehr zu sehen – nein, für den wahren Knecht Gottes hielt die Heilige Zuflucht ein Mittel bereit gegen jeden Schmerz, und der Heilige Greis würde ihnen beistehen mit Rat und Trost; mochte sich der Herr auch von ihm abgewandt haben, einem Sünder, Marjam würde er seine Gnade erweisen.

Der Düstere Pfarrer stellte sich Marjam im Palast vor, wo Gemächern und Gegenständen der Geruch der Leidenschaft anhaftet, wo Prunk und Pracht, dem Volk abgepreßt, die Jungfräulichkeit in Hurerei verwandeln, die Tugend in ein gieriges Tier; Marjam in einem mohammedanischen Hofgewand, das die Wollust anfacht; und diese Vorstellung war ihm noch unerträglicher als die Vorstellung von dem roten Blut an Marjams Händen. Marjam in diesem Pfuhl der Gottlosigkeit und des Lasters! Doch weh, gerade in solch einem Palast befand sich Marjam zur Stunde. Der tollköpfige Süleyman-Pascha, in dessen Gunst Chan Sijads Sohn Mahmud anscheinend stand, hatte den Düsternen Pfarrer und Marjam suchen und in den Palast bringen lassen; war Marjam dort auch heute noch unberührt rein – was würde morgen sein?

Den morgigen Tag hatte Süleyman-Pascha für Marjams und Mahmuds Hochzeit bestimmt. Süleyman-Pascha war ein Tollkopf, der vor nichts halt machte, sich auf alles Erdenkliche einließ, obendrein war er listig wie ein Fuchs und scharfsinnig wie ein Wolf, er konnte sogar Gedanken lesen.

Süleyman-Pascha hatte Marjam und den Düsternen Pfarrer in den Palast geholt und in einem Gemach untergebracht; gestern kam er selbst zu ihnen. »Übermorgen ist die Hochzeit!« sagte er und sah den Düsternen Pfarrer gebieterisch an. Der Düstere Pfarrer wußte, daß es aus diesem Palast kein Entkommen gab, dennoch dachte er flüchtig daran, mit Marjam nach Haleb zu fliehen und den dortigen Darga Ertün Bej um Schutz zu bitten; da sagte Süleyman-Pascha stotternd:

»N-n-nein, P-p-pfaffe, dann wird Ertün B-b-bej ebenso hängen wie du!«

Nun wußte der Düstere Pfarrer, daß der letzte Augenblick gekommen war und es nur noch die eine Hoffnung gab – die Heilige Zuflucht. Heute früh war er aufgebrochen, Marjam im Palast zurücklassend. In alle vier Winde hätte der Düstere Pfarrer gehen können, wohin ihm beliebte, der Gefangene war ja Marjam, doch diese tückischen Mohammedaner wußten nur zu gut, daß sein Leben – seine Tochter Marjam – im Palast eingesperrt war wie in ein gläsernes Gefäß das Leben eines Dews, daher verfolgten sie ihn auch nicht.

Aber die Gottlosen wußten nicht, wenn sie auch wachsam waren wie Gänse, daß es für die Kinder der apostolischen Kirche die Heilige Zuflucht gab und die Heilige Zuflucht ein Mittel besaß, Marjam den Armen des Mohammedaners zu entreißen.

Der Düstere Pfarrer wußte vieles über die Heilige

Zuflucht, manch Pilger, der beim Heiligen Greis gewesen war, Hilfe und Tröstung erbittend, hatte von ihr erzählt. Wem diese Hilfe und Tröstung erwiesen wurde und auf welche Weise, konnte niemand vorausagen; man erzählte von Wundern, wie sie sich seit Lazarus' Auferstehung nicht wieder ereignet hatten – Verfolgte seien, sowie sie die Heilige Zuflucht erreichten, unsichtbar geworden, unheilbar Kranke genesen, vom Teufel Besessene wieder zur Vernunft gekommen; und der Düstere Pfarrer wußte – eine Prise Asche, ein Tuch oder ein Kleidungsstück aus der Hand des Heiligen Greises konnten Marjam den Augen der Ungläubigen unsichtbar machen.

»Ich glaube, mein Herr und Gott!« flüsterte der Düstere Pfarrer und fühlte, wie ihm daraus Kraft, ein zweiter Atem zuströmten und die finsternen Gesichte wichen. Mit langen eiligen Schritten stieg er bergan. »Ich glaube, mein Herr und Gott!« wiederholte der Düstere Pfarrer.

Jetzt bot sich die Heilige Zuflucht seinem Blick ganz; einsam ragte sie auf einem nackten Felsen, und das monumentale, uralte Gestein ihrer Mauern hob sich ebenso schwarz wie die Hauptkuppel vom hellen Himmel ab; im Näherkommen sah der Düstere Pfarrer, daß Taubenkot alle Kuppeln, auch die Nebenkuppeln, so geschwärzt hatte.

Zwar wußte der Düstere Pfarrer, daß die Kuppeln der Heiligen Zuflucht nicht golden waren, doch dieser nüchterne Anblick verwirrte ihn; gleich aber besann er sich – so war es richtig, so sollte es sein; Armut und Bescheidenheit, seit je erhaben über die Versuchungen der Welt, über Glanz und Reichtum und auch die sinnverwirrende Pracht der Natur, darin lag die wahre Macht der Christenheit.

Auch den Heiligen Greis hatte der Düstere Pfarrer

nie gesehen, doch auch ihn erkannte er auf den ersten Blick. Der Heilige Greis, anzusehen wie ein einfacher Mönch, der eben seine Zelle verlassen hat, saß auf der Erde vor dem Tor der Heiligen Zuflucht; er trug ein langes, verschlissenes Hemd aus grobem handgewebtem Leinen, unter welchem die nackten schmutzigen Füße hervorschauten; sein langer Bart und sein langes, schütteres Haupthaar waren schlohweiß und die Stirn, die hohlen Wangen und mageren Hände von Runzeln zerfurcht; im Nähertreten aber gewahrte der Düstere Pfarrer erschrocken, daß seine Augen in seltsamem Widerstreit standen zu seiner asketischen Kleidung, dem Weiß seines Bartes und Haupthaars und den Runzeln auf Stirn, Wangen und Händen: die Augen des Heiligen Greises waren jung und lebendig, voller unverhohlener Leidenschaft und irdischer Empfindung.

Der Düstere Pfarrer hatte sein Ziel erreicht, hatte gesiegt! Vor ihm der Heilige Greis, vor ihm das Tor der Heiligen Zuflucht, bereit, sich ihm aufzutun. Marjams Reine war nun gerettet; warum aber scheute sich sein Herz, sich zu freuen?

Der Heilige Greis saß auf der Erde, die Hände um die spitzen Knie geschlungen, und sah den Düsternen Pfarrer von unten her unverwandt an, und der Düstere Pfarrer las in seinen Augen ein leises spöttisches Lächeln. Der Düstere Pfarrer runzelte die breiten zusammengewachsenen Brauen – es war etwas geschehen!

Der Düstere Pfarrer hatte recht.

Die Heilige Zuflucht war unlängst Zeuge eines erstaunlichen Wandels, ja Umbruchs geworden.

Eines Tages vor nicht allzu langer Zeit trug es sich zu, daß der alte Eremit, Heiliger Greis geheißten, hausend in einer Klausur beim alten Kloster Heilige Zu-

flucht, welchem er, Tag und Nacht im Gebet versunken oder mit hilfreichen Taten befaßt, zu neuem Ansehen verholfen hatte, daß dieser alte Eremit, allem Irdischen abgewandt seit genau vierundsechzig Jahren, drei Monaten und einer Woche, einen Blick warf zu dem grünen bewaldeten Berg gegenüber und von diesem Bild so bewegt war, daß er das Beten vergaß und nur noch schaute und schaute.

Genau vierundsechzig Jahre, drei Monate und eine Woche hatte der grüne bewaldete Berg sich seinen Augen dargeboten, ohne daß diese Augen ihn wahrnahmen. Wie konnte ein Mensch so leben!

Und der alte Eremit spürte im Herzen einen stehenden Schmerz; seit einiger Zeit schmerzte sein Herz des öfteren, doch dieser Schmerz war anders als sonst.

In seiner Jugend hatte er sich an einem taubstummen, schwachsinnigen Mädchen versündigt, und um diese Sünde zu büßen, war er strenger Christ und Asket geworden; und bestürzt dachte er – genau vierundsechzig Jahre, drei Monate und sieben Tage mußtest du leben, um ein einziges Mal aufzublicken und die Schönheit der Welt zu erkennen an einem in der Sonne lächelnden Wald, und da wußte er, daß er im Grunde nicht vorher, sondern all diese vierundsechzig Jahre gesündigt hatte, daß nicht der ein Sünder war, der die Gaben der Erde genoß, Speis und Trank und Frauenliebe, sondern derjenige, der sich vor der Schönheit der Welt verschloß, seine Tage in eine sinnlose Wüste verwandelte, indem er seine Empfindungen abwürgte und tötete.

Aus Gewohnheit begann der alte Eremit an den Sohn Gottes zu denken, in dessen Namen er einst den irdischen Freuden entsagt hatte, und mit bitterer Schadenfreude entsann er sich, daß der Erlöser

von den Sünden des Adamsgeschlechtes es genossen hatte, mit seinen Jüngern und Glaubensanhängern zu speisen, Kinder liebte und die Vögel und die Blumen auf den Feldern und einst sogar eine Jungfrau pries, die ihm die Füße wusch mit kostbarer Myrrhe.

»Lasset die Kindlein zu mir kommen!« entsann sich der Eremit, und wieder zuckte in seiner Brust ein nie gekannter Schmerz.

Und er dachte daran, wie er all die Jahre sich bemüht hatte, Gutes zu tun – er nahm Beichten ab, schlichtete Seelenhader, gewährte Verfolgten Obdach und Schutz, spendete Trost in allen Nöten des Lebens, heilte Kranke; doch seltsam, plötzlich fragte er sich, ob das alles einen redlichen Sinn hatte und ob das, was er bewirkte, tatsächlich von ihm kam oder sich nicht vielleicht von selbst ergab, ihm von der gläubigen Einfalt der Menschen nur im nachhinein angedichtet wurde; im tiefsten Innern hatte er sich nie als einen Heiligen oder gar Wundertäter empfunden, sich stets nur verwundert in die Meinung der Menschen geschickt, er sei ein bindendes Glied zwischen Gott und der Erdenkreatur. Sein ganzes Geheimnis war, den Menschen gut zu kennen und seinen Augen anzusehen, was er von Gott erhoffte... Nur sich selbst kannte er anscheinend nicht, bisher...

Doch nein, daß er erst jetzt etwas von sich selbst verstand, war nicht die Wahrheit; vor etlichen Jahren schon hatte er bemerkt, daß er betete, fastete, auf Dornen kniete und mit Pilgern sprach, ohne etwas anderes dabei zu fühlen als Scham und Verdruß über die sklavische Leichtgläubigkeit und den stumpfen Gehorsam der Menschen; die Menschen hielten ihn in der Tat für einen Heiligen, ja mehr – für überir-

disch und allmächtig und küßten seine schmutzigen Hände und Füße, bereit, ihm auch das Gesäß zu küssen, würde er es vor ihnen entblößen . . .

Der Düstere Pfarrer ahnte, als er in die spöttischen und traurigen Augen des Heiligen Greises sah, daß er auf jede seiner Fragen, die ihn bewegten, jetzt eine Antwort bekommen würde, die das Unterste zuoberst kehrte. Alle Kräfte zusammennehmend, verneigte er sich bis zum Gürtel, schritt an dem Heiligen Greis vorbei zum Tor der Heiligen Zuflucht und blieb stehen. Dieses Tor, schwarz, schwer, aus Eisen, würde nicht den geringsten Makel an einer Menschenseele hindurchlassen.

Da geschah etwas, was den Düsternen Pfarrer erschütterte; das vertraute liebevolle Flüstern kam über ihn und sagte: »Jetzt muß ich dich verlassen! Jetzt muß ich dich verlassen . . .« Der Düstere Pfarrer spürte, wie dieses Flüstern aus seinem Körper wich und davonflog, und als es davongeflogen war, erst da begann sich das Tor der Heiligen Zuflucht zu bewegen, knarrend, langsam tat es sich auf.

Während er auf dieses Knarren lauschte, spürte der Düstere Pfarrer zwei bohrende Augen im Rücken, und obwohl er alle Kräfte zusammennahm, verlor er die Beherrschung und wandte sich um.

Der Heilige Greis sah ihn durchdringend an.

Der Düstere Pfarrer fragte:

»Was willst du mir sagen, Vater?«

Der Heilige Greis kniff seine bösen, alles durchdringenden Augen ein und sagte:

»Das Tor öffnet sich vor dir, sollte es aber nicht.«

»Warum nicht, Vater?«

»Weil du die Liebe verdammst, weil zu zwei, die einander wahrhaft lieben, auseinanderreißt. Du fliehst vor den Mohammedanern und weißt nicht,

daß Mohammedaner und Christen ein und derselbe Kadaver sind. Die einen wie die anderen bringen die Liebe um, doch die Liebe ist höher als alles – höher als der Menschen Gesetz und Gesetzwidrigkeit, erst recht aber höher als solche wie du, die das Gesetz in Gesetzwidrigkeit verkehren und die Gesetzwidrigkeit für Gesetz ausgeben.«

Der Düstere Pfarrer antwortete nicht.

Alles wußte dieser Heilige Greis; oder hatte eben nicht der Heilige Greis gesprochen, sondern der Düstere Pfarrer selbst, zu sich? Und wie gepackt und gestoßen von diesem Gedanken, eilte der Düstere Pfarrer auf das halbgeöffnete knarrende Tor der Heiligen Zuflucht zu; mit ganzem Wesen fühlte er, daß er sich sputen mußte, bevor alles zusammenbrach.

Der Heilige Greis streckte den Arm aus und zeigte mit dem Finger auf das Tor der Heiligen Zuflucht.

»Meinst du, es hätte je einem Menschen Glück gebracht?«

Der Düstere Pfarrer sagte:

»Nicht das Glück suche ich, Vater, sondern die Reinheit.«

»Die Reinheit? Aber du bist doch blind! Wie kannst du sehen, was rein ist?«

»Ich sehe dich, Vater.«

»Du bist blind und armselig!« Der Heilige Greis sprang von der Erde auf. »In einem törichten Greis, der sein Leben vertan hat, siehst du Reinheit und siehst nicht die Berge, diesen Wald, diese Sonne! Unglücklicher! Der Herr gab dir zwei Augen, du aber lebst in Blindheit und wirst blind sterben!« Der Heilige Greis stockte. »Wirst sterben? Bist du nicht längst tot? Ja, tot bist du! Tot! Tot!«

Mit diesem Ruf stürzte der Heilige Greis davon, auf den Wald zu, rannte aus Leibeskräften, als hätte



er keine Bleibe mehr auf der Welt, als jagten ihn tausend Teufel.

Was war das? Nicht gar der Teufel in Heiligengestalt? Nein, der Düstere Pfarrer wußte, daß eine solche Erklärung nicht taugte, daß der Greis mit den zorn- und schmerzfunkelnden Augen, der da jetzt, den Saum seines langen Hemdes raffend, mit einer für sein Alter unglaublichen Geschwindigkeit auf den Wald zurannte, tatsächlich der Heilige Greis war, doch wußte auch, daß er darüber nicht nachdenken durfte, sondern machen mußte, daß er fortkam von diesem Ort.

Endlich hatte sich das Tor ganz aufgetan, und der Düstere Pfarrer betrat die Heilige Zuflucht.

In dem leeren, kaltfeuchten Kirchenraum, dessen Decke die Kuppel bildete, stank es abscheulich, überall lag Taubenkot, von überallher tönte das Gurren von Tauben. Als sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, sah der Düstere Pfarrer die Tauben selbst und wunderte sich, wie sie in die Kirche gelangt sein mochten. Er hob den Kopf zu den hohen steinernen Gewölbbögen und erblickte ein Lichtviereck; von der Kuppel der Heiligen Zuflucht, wie vom Dach eines ganz gewöhnlichen alten Gebäudes, hatte sich ein Stein gelöst, und durch das so entstandene Loch flogen die Tauben ein, ihre Nester zu bauen, anscheinend schon jahre- oder jahrzehntelang.

Der Düstere Pfarrer schritt zur offenen Tür des linken Seitenraums, unter seinen Füßen knackten und knirschten trockene Eierschalen, und da sträubte sich ihm das Haar, ihm schien, er zerträte eben geschlüpfte Taubenjunge. Der Düstere Pfarrer hatte von Pilgern gehört, daß im linken Seitenraum der Heiligen Zuflucht die Spenden und Opfergaben niedergelegt waren. So verhielt es sich auch. In dem

schwachen, nur durch das offene Tor und das Loch der Kuppel einfallenden Licht glitt sein Blick über silberne Krüge und Schüsseln, Säcke voll versteinertem Reis oder Getreide, Decken, Teppiche und Gewänder, bis er das Gesuchte fand: ein fahles, matt glitzerndes Kleid; der Düstere Pfarrer sah dieses Kleid zum erstenmal, erkannte es aber sofort; rasch nahm er es an sich und hastete ins Freie hinaus – nur fort aus diesen Mauern mit ihrem Kot- und Modergeschmack! Draußen traf ihn das Sonnenlicht jäh; er schloß geblendet die Augen, und unwillkürlich dachte er, daß der Heilige Greis womöglich recht hatte: vielleicht war er wirklich blind?

Langsam, knarrend und knackend wie altes Gebein, schloß sich das schwarze Eisentor hinter dem Düstere Pfarrer; da vernahm der Düstere Pfarrer ein Lachen, und er schlug die Augen auf.

Der Heilige Greis saß vor ihm auf einem Stein, sah ihn mit funkelnden Augen an und schüttelte sich vor Lachen. Wieder, zum wievieltenmal schon an diesem Tag, sträubte sich dem Düstere Pfarrer das Haar. Sekundenlang schien ihm, dort auf dem Stein säße nicht der Heilige Greis, sondern ein zerraufter alter Uhu.

Der Heilige Greis streckte den Arm aus, zeigte mit dem Finger auf den Düstere Pfarrer und kicherte:

»Ein Blinder, der die Reinheit sucht! Ein Blinder! Du Tor!«

Der Düstere Pfarrer barg das Kleid, das er in der Heiligen Zuflucht genommen hatte, an der Brust unterm Ornat und nahm Reißaus, rannte sich bekreuzigend davon, so schnell die Beine ihn trugen.

Der Heilige Greis sprang vom Stein und warf Kiesel, Äste, Kienäpfel, wie sie ihm unter die Hände kamen, hinter dem Düstere Pfarrer her.

Rechts und links von ihm prasselte es, aber der

Düstere Pfarrer raunte bergab, ohne sich umzublicken, ohne sich mehr zu bekreuzigen, machte, daß er fortkam von diesem Ort, wo etwas nicht geheuer war.

Von dem Kleid, das er unter das Ornat gesteckt hatte, ging eine Eiseskälte aus, und ihn schauderte.

## 15

Die Musikanten spielten, und die Tänzerinnen tanzten, und der glücklichste Mensch auf diesem Hochzeitsfest war Süleyman-Pascha.

Mahmud hatte beharrt:

»Ein erzwungenes Glück brauche ich nicht.«

Süleyman-Pascha lachte darüber nur:

»Gewiß, Medshnun warf Steine nach Nofals Heer, aber Alexander besiegte Oxyartes und heiratete dessen Tochter Rhoxane!«

Jetzt, während er der arabischen Bauchtänzerin zusah, mußte Süleyman-Pascha an dieses Gespräch vor fünfzehn Tagen denken, und wieder lachte er: Mahmud mochte reden, widerstreben, soviel er wollte – Süleyman-Pascha war ein Mann, der ausführte, was er sich vorgenommen hatte, Süleyman-Pascha machte es Vergnügen, Träume reales Leben werden zu lassen und seine Macht zu beweisen.

Die Tänzerin bewegte sich auf Süleyman-Pascha zu und ließ Bauch und Hüften mit einer Kunstfertigkeit kreisen, die der Paläste von Täbris und Stambul würdig gewesen wäre, und Süleyman-Pascha lachte und deutete mit dem Finger, den ein großer Smaragdring zierte, zu Mahmud.

»Er ist der Bräutigam, nicht ich. Vor ihm tanze.«

Der Bauchtanz war den Sitten und Bräuchen der

Aserbaidshaner fremd und nur in den Palästen verbreitet, und nur Araberinnen, mitgebracht aus ihrer Heimat, führten ihn aus. Diese Araberin hier stammte aus dem Maghreb, und wie alle Tänzerinnen des Palastes, wie alle Schönen von Erzurum überhaupt, war sie in Süleyman-Pascha verliebt; Süleyman-Pascha wußte, wie begehrt er bei den Frauen seines Reiches war und fand dies auch ganz angenehm, doch sich mit Leib und Seele der Liebe zu widmen, hatte er keine Zeit, er war mit Wichtigerem beschäftigt; seine Gedanken, Pläne und Taten galten nur einem: alle Türken der Erde zu vereinen und einen Großstaat aller Turkvölker zu gründen; in jedem Augenblick seines Lebens, sowohl bei Verhandlungen mit Nachbarn als auch bei seinen heimlichen Wanderungen, wenn er als Bettler verkleidet Spanne um Spanne sein Reich abschritt, oder im Schlachtgetümmel, ja selbst in den nächtlichen Träumen – immer schwebte ihm dieses eine Ziel vor, es war der Sinn seines Daseins. Süleyman-Pascha träumte von großen Kriegen, von Weltkriegen und von der Weltherrschaft; alle Völker der Welt wollte er sich untertan machen, von den Arabern bis zu den Engländern, von den Chinesen bis zu den Griechen; wenn er auch bitteren Herzens die Enge seiner Möglichkeiten gegenüber der Weite seiner Wünsche sah, er tat, was er konnte, und vor allem – blieb festen Glaubens. Mahmud, den er in diese seine innig gehegten Pläne im Palast einweihte, hatte aufmerksam zugehört und dann gefragt:

»Aber warum sollten alle anderen Völker ja zu uns sagen?«

Um die Antwort war Süleyman-Pascha nicht verlegen:

»Hat nicht auch Allah, bevor er die M-m-men-

schen schuf, alle S-s-seelen um sich g-g-geschart und gefragt, ob sie ihn annähmen als G-gott, und hieß ihre einhellige Antwort nicht: »J-j-ja!?!«

Das hatte er natürlich halb im Scherz gesagt; die eigentliche Antwort gedachte er in seinem Buch zu geben, an welchem er ganze Nächte bei Kerzenschein schrieb; der Koran aller Türken sollte es werden, gleich, welchen Stammes oder welchen Landes, und wären es Oghusen oder Kiptschaken; doch nicht etwa, daß er sich für einen Propheten dünkte, nein – auch ihm, einem gläubigen Mohammedaner, galt Mohammed als höchster und letzter Prophet, nur eben – vor allem Mohammedanertum war er nun einmal Aserbaidshaner, und er wollte, daß alle Menschenwesen auf Erden, die eine Turksprache sprachen, so fühlten. Süleyman-Pascha wußte, welche grausame Härten sein Buch, in rastlosen Nächten geschrieben, seinem Volk auferlegte; es forderte, das Blut der Nation zu reinigen, Menschen, die mit einer Erbkrankheit oder als Krüppel zur Welt gekommen waren, zu töten und Schwachsinnige oder Geistesranke zu kastrieren; bisweilen schauderte es ihn davor selbst; in manchen Nächten, wenn er allein lag, kam ihm die Vorstellung, sein eigenes Kind würde als Krüppel geboren und er müsse es töten; dann holte er sich Kraft bei dem stolzen Gedanken: Die Größe eines wahren Türken besteht darin, für das Heil der Nation Opfer bringen, einen Teil des eigenen Körpers abschneiden und wegwerfen zu können.

Bei ihrer Wanderung in der Steppe und auch später unter den Schatunen hatte Süleyman-Pascha sich natürlich gefragt, was für Nachkommen Mahmud einst haben würde und ob er überhaupt Nachkommen haben sollte. Gut, Mahmud war schön von Angesicht und Gestalt und gebildet und klug, dabei aber

seelisch schwach, ja hilflos und kläglich; und ein Schwacher würde einen schwachen Sohn zeugen und nicht die Kraft haben, sein Land, seine Erde, seine Nation mit dem Schwert in der Hand zu erheben und zu vergrößern; was half da all sein Verstand? Verstand würde erst in hundert, zweihundert Jahren gebraucht, wenn das Schwert das Seinige getan hatte; bis dahin könnte die Kraft des Schwertes den Verstand anderer sich dienstbar machen . . .

Als Mahmud in den Palast kam und in Süleyman-Pascha den Hellhaarigen erkannte, mußte er an ihr Gespräch über Bücher denken; auf die Bücher auf Süleyman-Paschas Tisch deutend, fragte er:

»Und diese Bücher?«

Süleyman-Pascha antwortete:

»Die werde ich auch verbrennen.«

Mahmud sah unter den Büchern das »Gülistan« von Sa'adi und zitierte daraus eine Zeile:

»Alle Menschen sind Organe eines Körpers . . .«

Süleyman-Pascha, der verstand, worauf Mahmud anspielte, wurde kreidebleich, heftig schlug er mit der Hand auf das saffianlederne Buch und stotterte:

»Das k-k-kommt z-z-zuerst dran . . .«

In Mahmuds große blaue Augen trat ein so sanftes und trauriges Lächeln, daß Süleyman-Pascha betroffen verstummte; plötzlich sah Süleyman-Pascha, daß Mahmud, obwohl keine zehn Jahre jünger als er, ein Ali-Etharlyg war, ein so unschuldiges Kind wie die Kinder des Propheten, und das beschwichtigte seinen Zorn . . .

Des sanften und traurigen Lächelns dieser Augen sollte sich Süleyman-Pascha dereinst entsinnen; neunzehn Jahre nach diesem Hochzeitsfest werden vergangen sein, und Süleyman-Pascha, vorzeitig gealtert von einem in sinnlosen Kriegsscharmützeln verta-

nen Leben, tödlich verwundet, verraten von seinen letzten Getreuen, die, müde des endlosen Blutvergießens und der leeren Worte ihres Eroberungssüchtigen, glücklosen Herrn, vom Schlachtfeld geflohen waren, liegt niedergestreckt auf der blutgetränkten Erde und sieht mit schwindendem Bewußtsein in der hereinbrechenden blauen Leere zwei sanft und traurig lächelnde große blaue Augen; wem diese Augen gehören, weiß er nicht mehr, doch ihre Reinheit und Unschuld sprechen zu ihm, und während ein Regen herabstürzt, sein Gesicht, seine Augen peitscht, dem glühenden Körper aber Kühle spendet, sprechen diese Augen von seinem vertanen Leben, von sinnlos vergossenem Blut, und da lächelt auch Süleyman-Pascha: zu spät, vorbei!; dann erstarrt das Lächeln auf seinem Gesicht, und der Regen peitscht die offenen Augen und das Gesicht mit dem erstarrten Lächeln...

Die Maghrebinerin drehte sich im Tanz, jeden Zoll ihres nackten Leibes geschmeidig windend, und wenn sie sich rascher drehte, flogen ihre Zöpfe auf und beschrieben einen Bogen.

Alle Tänzerinnen, Dienerinnen und Sklavinnen in Süleyman-Paschas Palast waren Araberinnen, Armenierinnen, Äthiopierinnen oder Jüdinnen, denn Süleyman-Pascha meinte, die eigenen Frauen sollten besser Söhne gebären und aufziehen, ihren Kindern die Verehrung und Liebe zur Heimat und ihrer alten ruhmreichen Geschichte mit der Muttermilch einflößen, das allein sichere den Bestand und den morgigen Tag der Nation.

Süleyman-Pascha schaute zu Mahmud und lächelte wieder.

Als Süleyman-Pascha den Grund für Mahmuds Schwermut erfuhr, hatte er im stillen gelacht – wel-

che Nichtigkeit im Vergleich zu den eigenen Sorgen, weiß Gott, da konnte man nur lachen!

Dann aber ließ er den Düsternen Pfarrer suchen, zusammen mit seiner Tochter in den Palast bringen und ordnete die Hochzeit an, die Hochzeit von Mahmud und der Pfarrerstochter. Daß Mahmud der Gandshatische Chansohn war, spielte dabei keine Rolle – Chan Sijad hatte zu Süleyman-Paschas Briefen und Aufrufen geschwiegen und nur für die Belange des eigenen Ländchens gelebt, außerdem war er gestürzt und ermordet worden; Süleyman-Pascha sah Mahmud, gleich, woher dieser kam, ob nun aus Gandsha, Täbris, Erzurum, Nachitschewan oder Derbent, ja selbst ob aus Samarkand, Stambul oder von der Krim, als sein Eigen an; auch jetzt erfreute er sich Mahmuds wie seiner eigenen Schöpfung, meinend, in dieser bösen und verworrenen Welt wenigstens einen von den Seinen glücklich gemacht zu haben.

Dann blickte Süleyman-Pascha zur anderen Saalseite hinüber, zu dem Tüllvorhang, hinter welchem die Braut saß, die Pfarrerstochter; sie hielt die Augen gesenkt, ihr Gesicht war bleich, doch ihr Kleid glitzerte in allen Farben, als spiegelte es die Buntheit des Saals. In seinem Buch untersagte Süleyman-Pascha allen türkischen Mädchen, einen Mann von anderer Rasse zu heiraten, untersagte ihnen also nicht nur den Umgang mit Christen, Juden oder Buddhisten, sondern sogar mit Arabern und Persern, die ebenfalls mohammedanischen Glaubens waren; den türkischen Männern indes gestattete er die Ehe mit einer andersrassigen Frau; vorerst erschien ihm das notwendig für die Vermehrung des Volkes. Darüber dachte Süleyman-Pascha jetzt aber nicht nach, etwas anderes beunruhigte ihn: das Brautkleid mit den vier geschlossenen Knöpfen; ihm spürte er etwas Unnatürliches an,

und er schickte dem Düsternen Pfarrer einen ungehaltenen, argwöhnischen Blick.

Der Düstere Pfarrer wich diesem Blick aus; er war kein Feigling, aber die Augen dieses tollköpfigen Paschas, dieses Ungläubigen mit den blutbesudelten Händen, machten ihm angst; außerdem quälte ihn etwas, wogegen er sich mit aller Kraft wehrte. Wie sehr der Düstere Pfarrer auch widerstrebte, ab und zu konnte er sich nicht enthalten, zu Mahmud zu blicken; der Heilige Greis hatte den Düsternen Pfarrer einen Blinden genannt, aber der Düstere Pfarrer sah in den Augen dieses mohammedanischen Bastards eine solche Reinheit und Unschuld, daß er erschrak; doch dieser Schreck vervielfachte nur seine Abscheu und seinen Haß: dieser Chansproß hatte ein Gewalttäter und Wüstling zu sein, Reinheit in seinen Augen – das konnte nicht, durfte nicht sein!

Süleyman-Paschas Palast war nichts im Vergleich zu den Palästen der Nachbarregenten, ja selbst der Kalantare und reichen Kaufleute mit ihrem sinneberauschenden Prunk, ihren Teppichen, Seidenvorhängen, Wasserspielen, aus allen Ecken winkenden Gemäusen und aufgeputzten gezierten Höflingen; Süleyman-Pascha hielt auf Maß, auch damit wollte er seinem Ziel dienen; doch selbst in diesem verhältnismäßig schlichten Palast verabscheute der Düstere Pfarrer alles aus tiefster Seele – die süße Musik, die Tänzerin, wie sie, dieses Opfer der Wollust, ihren nackten Körper wand, die fetten Speisen auf der groben Teppichdecke am Boden, den gelben Safranscherbett in den Trinkgefäßen, selbst das Obst in den geschwungenen Kristallschalen: blanke rote Äpfel, bernsteingoldene Weintrauben mit daumengroßen Beeren, duftende rosige Birnen und Pfirsiche, saftpralle Dattelpflaumen – alles ekelte den Düsternen

Pfarrer in diesem Moment an, ihm war, als hätten diese weiche Matratze, auf der er mit untergeschlagenen Beinen saß, die Musik, die fröhlichen Gesichter rings und die warme aromatische Luft ihn von Kopf bis Fuß mit Schmutz besudelt, den er nie wieder loswerden würde, und wüschte er sich drei Tage und drei Nächte in einem Fluß. Und doch, hinter aller Angst, allem Abscheu und Haß waltete im Herzen des Düsternen Pfarrers Ruhe; das Brautkleid, das er aus der Heiligen Zuflucht mitgebracht hatte, strahlte für ihn wie die Sonne.

Als er das fahle, matt glitzernde Kleid unterm Ornat hervorzog und Marjam reichte, hatte der Düstere Pfarrer gesagt:

»Dein Brautkleid.«

Erstaunt betrachtete Marjam das alte Kleid und blickte zum Vater auf, und zum erstenmal im Leben flüchtete der Düstere Pfarrer in eine Lüge:

»Ein Erbstück von deiner Mutter.«

Der Düstere Pfarrer erschrak über diese Lüge, die ihm so unbedacht aus dem Mund geschlüpft war; Grabesgeruch ging von ihr aus, und plötzlich fürchtete er sich vor der Wiederkehr des vertrauten liebevollen Flüsterns.

Aber das Flüstern blieb aus.

Marjam schwieg, und so sollten diese knappen Worte die letzten gewesen sein, die der Düstere Pfarrer zu Marjam sprach.

Seit ihrer Flucht aus Gandsha war das Gespräch zwischen ihnen ohnehin fast versiegt, doch im Palast von Erzurum sprachen sie überhaupt nicht mehr miteinander, verständigten sich nur mit den Augen.

Als Marjam das einfache, matt glitzernde Kleid mit den vier Knöpfen anzog, verwandelte es sich vor ihren Augen: leuchtete auf, schillernd in tausend Far-

ben, das prächtigste Brautkleid der Welt, und umschloß ihren Leib, wie eigens für sie genäht; aber Marjam hatte das Gefühl, als schlosse sich mit diesem Kleid eine Eiskälte um ihren Leib, und sie dachte – rührte das vielleicht daher, daß sie von dem Kleid der Mutter Wärme und Zärtlichkeit, die sie nie empfingen, nach der sie sich stets nur verzehrt hatte, erhoffte, der Stoff des Kleides aber schwer war und hart?

Als sie hinter dem Tüllvorhang saß, auf das Ende des Festes wartend, spürte Marjam diese Kälte aber immer noch, und da erkannte sie, daß das Brautkleid selbst diese Kälte hervorrief, so als wäre es eine Schlangenhaut, die jemand in ein Eisloch getaucht, bei Frost glatt und geschmeidig gegerbt und ihr über den nackten Körper gestreift hatte.

Marjam wußte, daß der Vater litt, seit sie aus Gandsha fort waren, allein wegen ihr litt, auch wenn er es mit Worten nicht eingestand; sie wußte es, und es grämte sie, doch es grämte sie nur mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen, wie sehr sie sich auch bemühte; das Herz gehorchte ihr nicht; Marjam sah und wußte, daß Mahmuds Liebe zu ihr, um so mehr aber ihre Liebe zu Mahmud dem Vater weh taten wie eiserne Daumenschrauben, doch ihr Herz ließ sich nicht umstimmen, ließ sich nicht zwingen, nicht zu lieben, das Herz gehorchte ihr nicht.

Und gut so, daß ihr Herz sich nicht zwingen ließ.

Gut so, daß ihr das Herz nicht gehorchte.

Hundertemal im Laufe dieser langen sich hinziehenden Flucht hatte sich Marjam den Tod gewünscht; Marjam wußte, daß solch ein Wunsch Sünde war, sie so etwas nicht wünschen durfte, aber was kümmerte sie das noch – ohnehin war sie sündenbeladen; und so kam es, daß das Schuldgefühl,

das sie befiel angesichts des ernstesten schweigsamen Vaters, sie hundertemal tötete und wieder auferweckte.

Die Darbietung der Tänzerin und die Musik waren für Marjam versunken hinter eisiger Kälte, und Marjam, eingeschlossen in diese Kälte, schaute zum Vater – in den Augen des Vaters stand Wachsamkeit, hinter dieser Wachsamkeit aber stand noch etwas, das ihr Rätsel aufgab – Seelenruhe, ja Zufriedenheit, und diese Zufriedenheit stach ihr in den Körper wie eisige Nadeln, so daß ein Schauer sie überlief.

Marjam blickte zu Mahmud, und da fühlte sie, daß sie, die hundertemal auf dieser Flucht zu sterben gewünscht hatte, nicht sterben wollte, daß ihr Herz und auch ihr Körper sich zu Mahmud sehnten. Die Glut dieses Gefühls durchbrach die eisige Kälte, Wärme flutete in ihr auf; da beugneten ihre Augen dem starren Blick des Vaters, und sie spürte, wie trotz der Eiskälte des Kleides ihr Gesicht heiß aufflammte.

Die Tänzerin schloß ihren Tanz, setzte sich neben die Mädchen, die Süleyman-Pascha Kühlung zufächelten mit Wedeln aus Straußenfedern, und atmete tief mit frohem Lächeln.

Die drei Musikanten waren zu einem Mughamat übergegangen, und ein alter Sänger, der Armenier Usta Arsin von Kerbela, der den mohammedanischen Glauben angenommen hatte und täglich in der Moschee betete, sang zu Sas, Kemantsche und Flöte mit klarer, wie direkt aus dem Herzen dringender Stimme eines der neusten Ghasele des Dichters Chata-i alias Schah Ismail:

Wisse denn, Gottes Knecht ist Chata'i,  
Mohammed Mustafas Knecht ist Chata'i,

Dshunejdi Hejdar-oghlu, des Sufi,  
Und Alijje Murtusas Knecht ist Chata'i;  
Chata'i ist Knecht des Ali und Hassan,  
Knecht des Hussein und Ali-Sejnalibad  
Und Mohammed Baghir und Dshafar Sadigh;  
Und folglich auch Mussa-i Kasym und Rsas,  
Mohammed Tagis und Ali an-Nagis  
Und Hassan Askers Knecht ist Chata'i . . .

Je länger Usta Arsin von Kerbela sang, die Heiligennamen feierlich betonend, desto grimmiger wurde Süleyman-Paschas Blick. Usta Arsin war der einzige Fremdstämmige, den Süleyman-Pascha an seinem Hof duldet, denn er hatte eine wundervolle Stimme und war seit seinem Übertritt zum mohammedanischen Glauben einer der eifrigsten Knechte Allahs: er verrichtete den Namas, fastete, pilgerte nach Kerbela zum Grab des Imam Hussein, entrichtete aus seinen Sängereinkünften regelmäßig den Sekat, hatte sich das Weintrinken abgewöhnt und mied Schweinefleisch, und selbst auf Hochzeiten ließ er es sich nicht entgehen, zur Melodie eines Mughamats geistliche Verse zu singen, solche wie dieses Ghasel von Chata'i über die zwölf Imame.

In den achtundsechzig Jahren seines Lebens hatte Usta Arsin von Kerbela schon auf vielen Festen gesungen und ein feines Gespür entwickelt für die Launen der Gäste; als er jetzt sah, wie Süleyman-Paschas Augen funkelten, spürte er sofort die Gefahr: dieser vom Teufel Besessene, der auf nichts und niemanden Rücksicht nahm, war nahe daran aufzubrechen aus Ärger über den Gesang. Sein Herz stockte, er wußte nicht, wie er fortfahren sollte, da kam ihm Süleyman-Pascha selbst zu Hilfe: mit ungeduldiger Geste bedeutete er, die Melodie zu wechseln, und Usta Arsin,

froh, so glimpflich davonzukommen, ja davon beflügelt, wechselte mitten im Ghasel kunstvoll auf des Paschas Lieblingslied »Sary Bülbül«, »Gelbe Nachtigall«, über und tirilierte so schmelzend, als wäre er nicht achtundsechzig, sondern erst fünfzehn Jahre alt.

Süleyman-Pascha mußte sich bezwingen, das Fest nicht zu stören, aber der Alte wechselte die Melodie so geschickt, daß es niemandem auffiel. Bei dem Ghasel von Chata'i hatte Süleyman-Pascha gedacht – wenn ein Staatsoberhaupt so etwas schrieb, was konnte man vom einfachen Volke erwarten? Je länger er darüber nachsann, desto ungehaltener wurde er – wenn das so weiterging, verdrängte das Schiitentum und überhaupt das Mohammedanertum noch den Namen der Nation!

Das Nachtigallengeriller in seinem Lieblingslied besänftigte ihn aber wieder – gut, daß er sich bezwingen hatte; wäre er aufgesprungen und hätte dem alten Sänger, seine antinationalen mohammedanischen Schreie unterbrechend, ins Gesicht gespuckt und einen Fußtritt gegeben, Schah Ismails Spitzel, die gewiß auch auf diesem Hochzeitsfest waren, würden es umgehend Schah Ismail melden: Schah Ismail, Sultan Selim hat dich in Çaldiran geschlagen und hat Täbris besetzt, und jetzt erdreistet sich Süleyman-Pascha von Erzurum, dein gottgefälliges Ghasel zu unterbrechen . . . Eine solche Auslegung seiner Wut hielt Süleyman-Pascha für unter seiner Würde.

Während Usta Arsin von Kerbela sang, kunstvoll den Nachtigallenschlag nachahmend, zog Wiesenduft durch den Saal; Diener hatten trockene Rautegräser entzündet und fächelten den Rauch den Speisenden zu; der Wohlgeruch dieses Rauchs stimmte heiter und zufrieden, gaulerte Naturbilder vor aus dieser

vergänglichen Welt – zwitschernde Vögel, smaragdgrüne Wälder, klare Bergquellen, errichtete eine Welt des Scheins . . .

Süleyman-Pascha blickte zu Mahmud und lächelte – die besinnungslos leidenschaftliche Liebe gab es also wirklich und nicht nur in den Phantasien der Dichter; Süleyman-Pascha wollte diesen Jüngling, der ein erzwungenes Glück nicht anerkannte, glücklich machen und – wieder lächelte Süleyman-Pascha – hatte es getan!

Mahmud bemerkte dieses Lächeln, und plötzlich tat Süleyman-Pascha ihm leid, warum, wußte er selbst nicht; seit mehreren Tagen schon empfand er ein seltsames widersprüchliches Gefühl für diesen Mann, und jetzt wurde er sich bewußt, daß dieses Gefühl Mitleid war; Süleyman-Paschas ganzes Wesen, innerste Natur war von der Schärfe und Kälte eines Schwertes, dennoch tat er Mahmud leid, oder gerade deshalb vielleicht?

Dann sann Mahmud – und deine eigene innerste Natur, wie ist die?

Marjam saß auf der anderen Seite des Saals Mahmud genau gegenüber, und Mahmud sann weiter – noch sitzt Marjam hinter dem Tüllvorhang, wenn das Fest aber vorbei ist, gehört Marjam mir; dann brauchen wir niemand mehr zu fürchten, vor niemandem mehr zu fliehen, sind Tag und Nacht zusammen, bekommen Kinder, die Marjam mit der weißen Milch ihrer Brust ernährt – gibt es ein größeres Glück auf der Welt? . . . Warum fühlte er sich aber nicht glücklich, und warum sah er wieder den Blick des Mannes im Roten Rock? Das Ziel war doch erreicht, die Wanderung hatte einen Sinn gehabt; Marjam und er atmeten dieselbe Luft, kein Hindernis trennte sie mehr, keine Schranke, nur noch der Tüllvorhang, den er

bald mit eigener Hand öffnen würde . . . Warum dachte er nun aber nicht an Marjam, sondern an den Mann im Roten Rock?

Bei ihrem ersten Gespräch im Palast wunderte sich Süleyman-Pascha, wie wenig Mahmud über die Vorgänge im Land wußte; dann sagte er Mahmud ins Gesicht, daß Chan Sijad ermordet worden sei und jetzt Bej Bajandur, ein Günstling Sultan Selims, den Thron innehatte, und wunderte sich noch mehr – wie gleichgültig Mahmud diese Schreckenskunde aufnahm! Süleyman-Pascha aber wußte nicht, daß Mahmud sich darüber ebenso wunderte, und diese Gleichgültigkeit blieb in ihm auch in den folgenden Tagen und bedrückte ihn.

Mahmud wollte an den Vater denken, doch vor seinen Augen erschien das Gesicht des unglücklichen Alten, den die Schatunen erschlugen, weil er sie gestört hatte mit seinem Gejammer um den Palan. Mahmud sammelte sich mit ganzem Willen und versuchte, diesem Gesicht die Züge des Vaters zu geben; für einen Moment gelang es ihm auch, doch im Nu wechselte das Bild wieder, und er sah Tausende Köpfe mit ausgehackten Augen – die Schädelpyramide in der Ebene von Çaldıran. Diese Köpfe gehörten einst Menschen, die auch ihre Freuden und Leiden, die Kinder und Eltern gehabt, unter diesem Himmel gelebt und die Sonne, den Mond und die Sterne gesehen hatten.

Mahmud wollte an die Mutter denken, doch vor seinen Augen erschien jene Alte aus dem Kreis der Schatunen – sie lachte und lachte, und er sah ihre Zahnstummel, und da dachte er, und dachte es entgegen seinem Willen und seiner Vernunft – wenn seiner Mutter ein Leid widerfahren war, schlimmer als das dieser Alten konnte es nicht sein . . .



Diese Gleichgültigkeit quälte Mahmud, leer, farblos und ausweglos machte sie ihm die Welt.

Usta Arsin von Kerbela führte seine letzte Tirade aus, dann verneigte er sich und trat ab; auch die Instrumente schwiegen, und Süleyman-Pascha schaute lächelnd zur Tür, wo die Djener und Dienerinnen ein- und ausgingen und sich Lärm erhoben hatte; tanzend und jauchzend sprangen drei bunte Gestalten herein – der Bartlose, der Geißbock und der Unbehaarte.

Narren hielt Süleyman-Pascha an seinem Hof nicht, denn er meinte, ein Aserbaidshaner, der sich die Narrenkappe aufsetzt und vor den Leuten Purzelbäume schlägt, entwürdigte sein ganzes Volk. Dafür bereiteten ihm alte Volksspiele Vergnügen, und das setzte er auch bei allen anderen voraus.

Der »Bartlose« hatte sich einen weißen Kattunfetzen ans Kinn geklebt, er trug eine hohe spitze Mütze und einen umgekrempelten Pelz, unter den er in Bauchhöhe, um dick zu erscheinen, ein Kissen gestopft hatte; gegürtet war er mit einem roten Kuschak, an welchem ein leerer Beutel, ein leerer Topf und eine Kelle hingen. Der Schauspieler, der den Bartlosen mimte, piepste mit dünnem Stimmchen.

Der »Geißbock« hatte sich ein weißes Fell übergezogen, einen langen Bart umgehängt und zwei Hörner an die Stirn geklebt; auf den Hörnern spießte ein Bündel Gras; um den Hals trug er eine Schelle, und wenn er, ein baumlanger Kerl, bald auf allen vieren, bald halb aufgerichtet, seine Bocksprünge machte, läutete laut die Schelle.

Der »Unbehaarte« hatte sich einen Hammelmagen über den Kopf gestülpt und auf den Hammelmagen eine löchrige Papacha; seine Kleider waren zerlumpt, an seinem Hals baumelte ein Kürbis; ab und zu

steckte er sich eine Prise Schnupftabak in die Nase und nieste mit qualvoller Grimasse.

Der Bartlose tanzte und sagte:

»Ich bin der Winter und der Sohn des Winters, was soll ich tun?«

Der Geißbock tanzte und sagte:

»Mir geht es gut, ich bin der Frühling und darüber froh!«

Der Unbehaarte fragte ratlos:

»Und wer bin ich?«

Der Geißbock lachte:

»Der Kürbis!«

Da lachte der Unbehaarte, lachte der Bartlose, lachten alle im Saal, auch Mahmud und Marjam lachten.

Der Unbehaarte fragte mitleidig:

»Mein bartloser Bruder, Freund Bartlos, was weinst du?«

Der Bartlose sagte und wischte sich die Tränen:

»Wißt ihr nicht einen sicheren Platz?«

Der Geißbock fragte:

»Wozu brauchst du einen sicheren Platz?«

Der Bartlose sagte:

»Meine Frau zu verstecken!«

Der Unbehaarte fragte hastig:

»Ist sie jung?«

Der Bartlose weinte:

»Sie ist eine Geiß!«

Der Geißbock fragte:

»Eine schöne?«

Der Bartlose weinte:

»Warum wollte ich sie sonst verstecken?«

Der Unbehaarte rief:

»Ich weiß einen Platz!«

Der Bartlose fragte:

»Und wo?«

Der Unbehaarte sagte:

»In unserm Haus!«

Der Unbehaarte sagte das so komisch, und der Bartlose schaute so verdutzt, daß alle, von den Graubärtigen bis zu den Schwarzbärtigen, über diesen simplen Bauernscherz lachten; auch Mahmud und Marjam lachten von Herzen.

Der Bartlose trat vor, tanzte und sprach dazu:

Hast den Grips zwar einer Gans  
und als Bart 'nen Hundeschwanz,  
Doch der Bartlose versteht  
Spaß: bevor der Herbst vergeht,  
Freit er zu dir eine Frau,  
Ärmster, und die paßt genau!

Der Unbehaarte streichelte den gewölbten Bauch des Bartlosen und seufzte tief: »Oh!«; wieder lachte alles, und der Geißbock sagte, die Hörner senkend:

Stieg Freund Unbehaart auf einen  
Hauskobold, im Bauch 'nen kleinen  
Ungebornen Unbehaarten;  
Ritt zur Frau Gevatrin, bat,  
Beim Gebärn ihm aufzuwarten . . .

Der Unbehaarte fiel dem Geißbock mit einem Aufschrei ins Wort:

»Mein Plow im Topfe kocht!«

Und er schnappte Süleyman-Pascha das Plowklümpchen aus der Hand, das dieser eben vom Teller genommen hatte, und steckte es sich in den Mund. Überrascht von dieser Unglaublichkeit, machte Süleyman-Pascha Miene aufzufahren, doch dann brach er in Lachen aus.

Die Gäste lachten mit, auch Mahmud und Marjam lachten.

Als er zu lachen begann, war Mahmud, als hätte sein Körper, sein ganzes Wesen sich fortwährend nach solchem Lachen, solch einfachem harmlosem Spaß gesehnt, und je länger er lachte, desto leichter wurde sein Herz.

Der Bartlose, der Geißbock und der Unbehaarte trugen in diese höfische Welt, in den stockenden Duft des Saals, das Gefunkel der Ketten und Ringe, die Pracht der Speisen gleichsam den Odem der Erde, so als wären breite, seit Jahren geschlossene Fenster geöffnet worden und es täte sich dir ein frischgepflügtes Feld auf und atmeten dich die Frische und Fruchtbarkeit der lebendigen Erde an.

Nun fühlte sich Mahmud glücklich, er schaute zu Marjam.

Marjam währte, wieder in der bernsteingelben Ebene zu wandeln und den Duft frischen Frühlingsgrüns zu riechen, dann vermischten sich ihr dieses Bernsteingelb und Frühlingsgrün und verschmolzen zu einer gelbgrünen Sonne, und die gelbgrüne Freude, die diese Sonne schuf, blendete die Augen.

Mahmud währte, wieder den duftenden Tschurek vor sich zu haben, an dem er sich als Kind einst verbrannt hatte, und der heiße Duft dieses Brotes erwärmte seine Seele. Durfte der Mensch sich dem Weltschmerz ergeben, wenn es auf der Welt diesen Duft gab, den Duft frischen Brotes?

Wie hatte der Greis in der Steppe geantwortet? Mahmud fragte nämlich den Greis: »Und wie kommt es, daß deine Brust vor Schmerz nicht zerspringt?« Was sagte darauf der Greis? Richtig, das: »Du siehst in allem den Schmerz, suchst überall den Schmerz,

ich aber sehe auch jene Berge dort und die Gräser und Blumen hier und den Fluß . . . »

Und Marjam dachte an ihr Haus in Gandsha und an die Weiße Geiß und sah in Gedanken die Nachbarn und die Kinder der Nachbarn, wie sie auf der Straße unermüdlich spielten, und empfand eine Freude, als ob morgen Ostern wäre; und schon sah sie sich selbst dort – sie bemalte Ostereier und verbrannte sich die Finger an einem heißen, eben im kochenden Wasser gewesenen Ei; dann saß sie am Öfchen, wärmte die eisigen Hände und Füße, und in der Hitze des knisternden Feuers taute das Eis ihres Kleides.

Seltsam, als der heiße Duft des Brotes Mahmud erwärmte, kehrte die Mutter in die Erinnerung zurück; erst jetzt sah Mahmud, wie schön sie war, als hätte die Wärme des Brotes die äußere Schicht ihres Gesichtes wie Eis zerschmolzen und mit ihr das vorzeitige Alter, die Sorgen, den zornigen Unwillen; jetzt sah er das nie gesehene wahre Gesicht der Mutter – es war ein alltägliches Frauengesicht, das Gesicht einer Frau, die des Erdenlebens froh sein, die lieben und geliebt sein wollte, und gerade in seiner Alltäglichkeit war es von großer Schönheit; und Mahmud dachte, eines Tages würde jeder Mensch begreifen, daß er sein ganzes Leben, ob bewußt oder unbewußt, nach dem Komplizierten getrachtet, in allem Kompliziertheit gesucht und gesehen hatte, das höchste Glück aber im Einfachen und Alltäglichen verborgen lag; wenn das Glück aber im Einfachen und Alltäglichen verborgen lag, würden auch die Schatunen ihr Fleckchen Licht finden, denn dieses Fleckchen Licht – was brauchte es mehr! – war nicht hinter einem von Dews bewachten Eisentor zu finden, sondern überall und in allem auf dieser Erde.

Nach den harmlosen Possen des Bartlosen, des Geißbocks und des Unbehaarten war Süleyman-Pascha zufrieden mit sich und der Welt. Wohlgefällig betrachtete er die Maghrebiner Tänzerin, die bei den Dienerinnen und Sklavinnen Platz genommen hatte, und entschloß sich, sie nach dem Fest zu sich zu rufen und zur Nacht bei sich zu behalten – auch dieses schöne Kind sollte glücklich sein! Süleyman-Pascha war heute wie Chysr-Iljas: an alle verteilte er Glück.

Wieder erklang Musik, und Usta Arsin von Kerbela, erholt und erheitert von dem Possenspiel, begann eine Folge von Schurmelodien zu singen, sich selbst auf der Sas begleitend, und seine Stimme, sein tiefer Atem drangen in die Herzen aller Anwesenden . . .

Nur in das des Düsternen Pfarrers nicht.

Kein einziges Mal bei diesem Fest hatte der Düstere Pfarrer auch nur die Lippen geregt.

Das Lachen auf Marjams Gesicht als Zeichen des Glücks erschütterte den Düsternen Pfarrer am tiefsten: so weit hatte es der Schmutz dieser Gottlosigkeit schon getrieben – als Schlichtheit und Menschlichkeit getarnt, blendete er Marjams Augen; gab es eine größere Heuchelei auf der Welt? Ein Festgelage, zu dessen Krönung ein Lump sang, der sich vom christlichen Glauben losgesagt hatte und es verdiente, auf dem Scheiterhaufen zu brennen – die Hochzeit seiner einzigen Tochter? Warum, wofür so etwas hinnehmen, für welche Sünde? Für welche Sünde mußte seine einzige Tochter glücklich sein in solchem Schmutz?

Der Düstere Pfarrer war stets auf der Hut vor der Sünde: Oder waren auch seine Fragen Sünde? Oh, die Saiten da, die dieser Abtrünnige schlug, waren nicht die Saiten einer schändlichen Sas, es waren die standhaltenden, standhaltenden Nerven des Düsternen

Pfarrers. Aber nicht mehr lange, und der Spuk war vorbei; auch das Leid hatte seine Grenzen... Das Kleid würde Marjams Reine retten, das Kleid!

Und was wäre danach?

Der Düstere Pfarrer erschrak.

Dann?

Warum hatte der Düstere Pfarrer darüber nie nachgedacht: Was dann?

Die Hand eines Gottlosen würde Marjams Leib jedenfalls nicht berühren, lag nicht darin Marjams wirkliches Glück? Später würde sie es einmal begreifen; alles wendete sich nun zum Guten...

Zum Guten...

Wie auch nicht? Hatten sie nicht genug gelitten?

Doch tief in sich fühlte der Düstere Pfarrer Angst; die Angst einer bösen Ahnung, die forderte, das strahlende Kleid Marjam vom Leib zu reißen, zu zerreißen, zu zertrampeln und aus dem Fenster zu werfen, und die Angst der Reue: zu spät, das Kleid war an Marjams Leib geschmiedet, unwider-ruflich, solange, bis – wann nur, wann? – jener Sohn der apostolischen Kirche kam, der Marjams Schicksal war.

Der Düstere Pfarrer biß die Zähne zusammen, um die aufsteigende Angst niederzuringen, und rang sein Herz nieder, das schreien und aus der Brust springen wollte.

Usta Arsin von Kərbela sang zu einem Schurmotiv abermals Verse von Chata'i, doch andere diesmal, und er sang sie mit jugendlichem Schwung:

O Liebe, du Feuer, mit nichts zu beschwichtigen,  
Wie wär ohne dich unser Leben klein,  
Wir rufen zu Gott, dem allweisen, allsichtigen:  
Es lebe der Liebenden Stelldichein!

Diesmal lauschte Süleyman-Pascha angeregt, und er nickte dem Obereunuchen Chadsha Allah-kerim zu, der am hinteren Teil der Tafel saß, und blickte zur Tänzerin. Die Maghrebiner Schöne gewährte und verstand diesen Blick sofort; nur einmal senkte und hob sie die Lider mit den langen Wimpern, mit ihren schwarzen Augen den Pfeil werfend, der alle Worte ihres verliebten Herzens verriet, dann, als schämte sie sich dieses offenen Zeichens ihrer Leidenschaft, wandte sie die Augen ab.

Erbarm dich des Sklaven, die Last ist zu schwer,  
Basilikumblatt ist kein Rosenblatt,  
Was sind alle Reichtümer – sind wir nicht mehr!  
Es lebe der Liebenden Liebesstatt...

Haufenwolken schwammen am Himmel, zogen von Ost nach West; dann und wann blinkte der Mond hinter ihnen hervor, und sein Licht fiel durch das kleine Fenster, das ganze Gemach erhellend, so daß Marjam das blasse Gesicht mit den großen blauen Augen deutlicher sah; eine tiefe Innigkeit ging von diesem Gesicht aus, rann als Wärme durch ihren Körper, zog sie an.

Mahmud und Marjam standen aneinandergeschmiegt, und Mahmud fühlte, wie Marjams Herz an seiner Brust schlug – oder war Marjams Herz sein eigenes Herz, das da schlug? Mahmud öffnete den obersten der vier Knöpfe an Marjams Kleid und küßte Marjams Hals, der milchweiß aufschimmerte, sobald der Mond erschien.

Dann öffnete Mahmud den zweiten Knopf des Kleides.

Da wußte Marjam von nichts anderem mehr auf der Welt als von der Berührung dieser Lippen, ihr ganzer Körper war in der Gewalt dieser Lippen; die

Wärme dieser Lippen hüllte sie wie eine Wolke ein, und ihr schien, diese warme Wolke nähme sie auf wie ein Mutterschoß.

Mahmud öffnete den dritten Knopf des Kleides; er glitt mit den Lippen zwischen Marjams Brüste, als wollte er sich vor der Welt in dieser warmen Mulde verbergen.

Marjam faßte in Mahmuds Haar und drückte seine Stirn an die Brust, und Mahmuds heißer eiliger Atem erhitze ihre Brust und ihr ganzes Wesen.

Mahmud öffnete den vierten Knopf des Kleides, den letzten, und die runden Brüste sprangen aus der Kleidöffnung hervor, und da geschah, was künftig alles Volk in Aserbaidshan von Maraga bis Derbent, von Baku bis Erzurum auswendig wissen sollte: die vier Knöpfe des Kleides schlossen sich einer nach dem anderen wieder von selbst und verschlossen Marjams Leib.

Mahmud fühlte unter den Händen nicht Stoff, sondern eine eisige Schlangenhaut, und Marjam, wieder eingeschlossen in das Kleid, begann von neuem zu zittern; mit froststarrten Fingern öffnete Mahmud die Knöpfe des Kleides von neuem, als er aber den letzten geöffnet hatte, schlossen sie sich einer nach dem anderen wieder von selbst.

»Reiße! Reiße! Zerreiße das Kleid!« rief Marjam, und Mahmud versuchte den Kragen des Kleides aufzureißen, doch das Kleid, das den festlichen Glanz verloren hatte und nur wieder matt glitzerte, gab nicht nach, wie heftig Mahmud auch riß und Marjam sich wand; Marjam war, als hielt sie in dieser nächtlichen Finsternis jemand den Mund zu, so daß ihr Schrei ersticke; sie bot die ganze Kraft ihres Wesens auf, befreite sich und schrie: »Hilf mir! Hilf mir! Rette mich!«, doch Mahmud konnte Marjam nicht

helfen, Marjam wand sich in seinen Armen wie ein kalter Fisch; und für Sekunden sah Mahmud, wie sich das Gemach statt mit Mondlicht mit dem Gelächter der Leute füllte; von allen Seiten blinkten lachende Gesichter, und in diesen Gesichtern las Mahmud die ganze Hoffnungslosigkeit dieser Welt, und ein Seufzer brach aus seiner Brust, und dieser Seufzer verwandelte sich in eine Flamme, und da wußte Mahmud, daß er brannte.

Die Flamme erfaßte sein Kleid, sein Haar.

Erst begriff Marjam nicht, was da plötzlich für eine Fackel vor ihr flammte, dann erkannte sie, daß diese Fackel Mahmud war, daß Mahmud brannte, und warf sich in sie hinein, sie mit dem ganzen Körper zu löschen, und als sie sie mit den nackten Armen umschlang und an die Brust drückte, faßte das Feuer auch nach ihr; sie loderte auf, und da wich die Eiskälte aus ihrem Körper, und Marjam fühlte eine beglückende Wärme . . .

Der Düstere Pfarrer stand vor dem nachtdunklen Palast unter einem großen Maulbeerbaum und beobachtete das schwach erkennbare zweiflüglige Fensterchen jenes Gemachs, das Süleyman-Pascha Marjam und Mahmud zur Hochzeitsnacht zugewiesen hatte. Der Düstere Pfarrer wartete gespannt – gleich würde es geschehen: das mächtige Palasttor wird aufgestoßen, und der Schuldige an all seinem Leid, der verfluchte Chansohn, stürzt wie ein Wahnsinniger in die Nacht davon, und es jagen ihn der Atem der Heiligen Zuflucht und die Rechte Gottes, zornig erhoben, dem Düsteren Pfarrer in schicksalsschwerer Stunde zu helfen und die Gottesmagd Marjam zurückzuführen in den Schoß der heiligen Kirche. Plötzlich aber sah der Düstere Pfarrer, wie in dem Fensterchen ein Feuerchein zuckte; dann erhoben sich Lärm und Tumult,

dann schlugen Flammenzungen aus den Fenstern, hinausleuchtend in die dunkle Nacht . . .

Mit dem Schrei »Feuer! Feuer!« riß der Ober-eunuch Chadsha Allah-kerim die Tür zu Süleyman-Paschas Schlafgemach auf, und als Süleyman-Pascha im Kerzenschein die schreckgeweiteten Augen des Eunuchen sah, stieß er die liebeserhitzt in seinen Armen liegende Maghrebinerin von sich und sprang auf die Beine.

Im Palast verbreitete sich der Geruch brennenden Menschenfleisches, und während die Diener nach Wasser eilten, brannte die doppelte Fackel nieder und verwandelte sich in ein Häuflein Asche, und mit Mühe löschten die Diener den Brand, der auf andere Gemächer übergrieff, ausgehend von der doppelten Fackel . . .

Haufenwolken schwammen am Himmel, zogen von Ost nach West, dann und wann blinkte der Mond hinter ihnen hervor, und in dieser bald aufleuchtenden, bald sich verfinsternden Nacht rannte der Düstere Pfarrer, was seine Kräfte hergaben, und schrie zum Himmel hinauf:

»Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!«

Unablässig schrie dies der Düstere Pfarrer, ohne Pause, denn er fürchtete, wenn er aufhörte, es zu schreien, würden andere Worte aus seinem Mund springen.

Der Düstere Pfarrer fürchtete, Gott zu lästern, das Kreuz vom Hals zu reißen, und um dieser Versuchung zu entgehen, rannte und rannte er und schrie:

»Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!«

Der Düstere Pfarrer rannte, Sträucher und Bäume streifend, und plötzlich sah er vor sich im Dunkeln

einen weißsilbernen Fleck, und da verblaßten vor ihm die Baumwipfel, ergrauten die Blätter.

Vor ihm öffnete sich ein steiler Felsabhang.

Der Düstere Pfarrer schritt in die Leere hinein, und während er kopfüber stürzte, sah er in der Tiefe den Heiligen Greis; der Heilige Greis stand am Fuß des Abhangs mit ausgebreiteten Armen und lockte:

»Komm, du Tor, komm!«

Das Häuflein Asche wurde auf Süleyman-Paschas Geheiß feierlich beigesetzt.

## 16

Abendwolken, blutrot von der sinkenden Sonne, schwammen am Himmel, zogen von Ost nach West; die Natur war wie ehemals.

Unter diesen Abendwolken der Steppe zog gemessenen Schritts eine kleine Karawane von vier Kamelen. Das vordere Kamel trug eine schwarze Kädshawe, und plötzlich schaute aus dieser Kädshawe, den Vorhang öffnend, eine Frau mit verschleiertem Gesicht.

Sie schaute zu einer alten Gruft mit weiß gekalkter Kuppel, die vorn etwa sechzig Schritt abseits vom Weg lag; vor der Gruft saß ein ausgezehrter Greis, dessen Haupt- und Barthaar so weiß war wie die Kuppel, und schaute der Karawane entgegen.

Die Frau hieß, indem sie den Arm aus der Kädshawe streckte, die Karawane haltmachen und rief dem jungen Diener auf dem zweiten Kamel etwas zu; der saß ab und eilte zu ihr.

Dann lief er zu dem Greis, wechselte mit ihm ein paar Worte, eilte zur Kädshawe zurück und sagte:

»Er ist ein Mudshewir, Herrin.«

Die Frau steckte den Kopf aus der Kädshawe und befahl dem Karawanenführer: »Dorthin!«

Der Karawanenführer leitete das Kamel mit der Kädshawe zur Gruft.

Die Frau in der Kädshawe öffnete eine kleine Schatulle, entnahm ihr eine Goldmünze und reichte sie dem jungen Diener. Der junge Diener wollte sie dem Greis hinlegen, doch da hob der Greis die Augen vom Boden, blickte zur Kädshawe und schüttelte den Kopf.

Die Frau fragte:

»Und was hättest du gern?«

Der Greis sagte mit matter Stimme:

»Brot.«

Der Diener reichte der Frau die Goldmünze zurück und eilte zu seinem Kamel, Brot zu holen.

Die Augen des Greises kamen der Frau bekannt vor, und sie hob den Schleier vom Gesicht und musterte den Greis aufmerksam, erkannte ihn aber nicht.

Auch der Greis hatte die Frau nicht erkannt.

Der Diener brachte ein Körbchen Brot und setzte es vor dem Greis nieder.

Die Frau fragte den Greis nicht, wer in dieser Gruft bestattet liege, wer er selbst sei und ob er noch etwas brauche.

Und die Karawane zog weiter und war bald in der Ferne verschwunden.

Der Greis blieb, seiner Gewohnheit gemäß, allein.

Die Frau in der schwarzen Kädshawe aber war niemand anderes als Dshejran.

Seit ihrer Flucht mit Pferde knecht Dshafar waren siebenunddreißig Jahre vergangen.

In Pferde knecht Dshafars Heimat, dem schönen Bergdorf Talystan, hatte es Dshejran keine drei Monate ausgehalten; sie langweilte sich, sehnte sich fort,

und eines Nachts ergriff sie wieder die Flucht; ihren Körper feilbietend, einen jeden, der ihr begegnete, verführend, gelangte sie wieder zu Reichtum, wurde eine Herrin, fand Zutritt zu den großen Palästen, lebte von einem Vergnügen zum andern, doch auch vor ihr machte das Alter nicht halt, und sie wurde einsam, und mehrere Jahre nun schon lebte sie im Angesicht dieser Einsamkeit.

Die alternde Dshejran hielt sich für viel Geld junge Diener, für doppelten und dreifachen Lohn; meist waren es Burschen vom Lande, die noch keine Erfahrung mit einer Frau hatten; Dshejran hoffte, in starken, jungen, gesunden Armen ihre Einsamkeit und Ruhelosigkeit zu vergessen. Von diesen jungen Dienern ließ Dshejran sich am Morgen ankleiden, am Mittag baden und am Abend entkleiden, doch dies geschah nur im Dunkeln, hinter dicht verhängten Türen und Fenstern, denn sie wollte nicht, daß ihr altersschlaffer Körper gesehen wurde; die jungen Diener fühlten aber mit den Händen ihre welke Haut, und bei der erstbesten Gelegenheit suchten sie wieder das Weite. Mit Hunderten Künsten erhitzte Dshejran ihnen das Blut, um im wollüstigen Spiel vor sich selbst zu fliehen.

Das einzige Licht in ihrem Leben war die Erinnerung an einen Menschen mit großen blauen Augen, hellem Haar und blassem Gesicht; häufig erschien es vor ihr, doch mit den Jahren verdämmerte es und erlosch, hinterließ nur ein vages Gefühl.

Jede Kädshawe, in der Dshejran reiste, war schwarz.

Der alte Mudschewir hatte Dshejran ebensowenig erkannt wie Dshejran ihn.

Doch nicht nur Dshejran, der ganzen Welt blieb verborgen, daß der alte Mudshewir Safi hieß.

Viele Abenteuer hatte Safi erlebt seit jener Nacht

am Fluß, da er den schlafenden Mahmud verließ; Safi besaß unermessliche Reichtümer, sein Geld hatte wiederum Geld erbracht, schönste Frauen zog es in seinen Palast, höchste Herren beugten vor ihm den Rücken, doch das Glück floh ihn in dieser Welt: Nacht für Nacht lag er ruhelos wach, von bösen Gesichtern verfolgt, und schließlich entsagte er all seinem Reichtum, zog umher auf der Suche nach Mahmud, gelangte nach Erzurum und wurde Mudshewir an Mahmuds und Marjams Grab.

Jeden Tag bat Safi Allah um seinen Tod, doch er lebte länger als jeder andere Mensch auf Erden.

Es heißt, es hätte einmal einen Mann namens Mohammed Ali gegeben und dieser Mann hätte noch länger als Safi gelebt. Welche Schuld lastete auf ihm?

Safi wurde zweihundertvierzehn Jahre alt und starb 1682, das heißt im Jahre 1074 nach der Hidshra.

Etwas Sonderbares trug sich dabei zu. Dort, wo einst der Herrscherpalast von Erzurum prangte, jetzt aber nur noch eine einsame, alte Gruft stand, an jenem Ort, der im Volk »Tal des Mudshewir« hieß, ging der Frühling dem Sommer zu, und alles stand in Blüte; plötzlich am hellen Mittag verschwand die Sonne, ein Orkan hob an, Himmel und Erde dröhnten, und es schneite schwarzen Schnee, die Erde riß, klappte weit auf und schloß sich wieder, dann legte sich der Orkan, taute der schwarze Schnee und lebten die Blumen wieder auf; Safi aber war verschwunden; die Erde hatte ihn verschlungen. Und die Leute dort erzählten, manchmal erscheine über der alten Gruft eine Sas und spiele, in den Lüften schwebend, von selbst, und einst habe der Volkssänger Sasly Abdulla gelebt und diesem Volkssänger Sasly Abdulla gehöre die Sas.

Friede und Ruhe sei mit uns allen.

## Anmerkungen

- Abā* langer, kragenloser Überwurf aus dickem Wollstoff oder Filz  
*Agha* turksprachig für älterer Bruder, Vater, Herr; außerdem ein Adelstitel  
*Airan* mit Wasser verdünnter Joghurt  
*Aresch* legendärer Schütze im alten Persien  
*Bajat* aserbaidshamische Völkerschaft  
*Banu* Hausfrau, Dame, Herrscherin  
*Bej* orientalischer Herrschertitel, soviel wie Fürst; ursprünglich »der Reiche«  
*Bejlerbej* orientalischer Herrschertitel; soviel wie Großfürst  
*Bejlerbejlik* Herrschaftsgebiet eines Bejlerbejs; die Bejlerbejlik waren in Mahals unterteilt, und den Mahals standen Naibe vor  
*Chamse* Sammlung aus fünf meist persischsprachigen Gedichten ein und desselben Dichters  
*Chan* persischer Herrschertitel, auch in anderen Ländern des islamischen Kulturkreises verbreitet  
*Charwar* Gewichtsmaß, entspricht etwa 300 kg  
*Churdshun* Satteltasche  
*Darga* Vorsteher der städtischen Strafverfolgungsbehörde  
*Destan* episches Literaturgenre meist romantischen Inhalts, persischen Ursprungs, nahm seit dem 16. Jahrhundert in Aserbaidshan und Usbekistan eine eigenständige Entwicklung  
*Dew* meist böser Geist der orientalischen Mythologie  
*Dschin* Geist in der orientalischen Mythologie; kann gut oder böse sein  
*Dshamadijul-ewwel* fünfter Monat des islamischen Mondjahres; das Mondjahr hat 354 Tage, eine eindeutige Zuordnung seiner Monate zu den Monaten unseres Kalenders ist nicht möglich  
*Dshejran* Genre der orientalischen Liebespoesie, bestehend aus mehreren Versen mit durchgehendem Reim  
*Dshigit* Recke, junger Kämpfer  
*Dürri-Jetim* einzelne große Perle, die sich (sehr selten) in der Perlmutschicht findet  
*Emir* orientalischer Herrschertitel  
*Esma* Schwiegertochter des Inam Ali  
*Farfi* persische Sprache, Persisch



**Fatima (606–632)** Tochter des Propheten Mohammed und Gattin des Imams Ali; war der Legende zufolge sehr großzügig und freigebig

**Ghazel** orientalische Gedichtform

**Goschma** Form der aserbaidshanischen Volksdichtung, besteht aus drei bis fünf Strophen zu je vier Zeilen

**Harut und Marut** dem Koran nach Engel des Bösen

**Hatif** aus unsichtbarer Ferne kommende Engelsstimme

**Hedhdshah ibn Jussif as-Sagafi (661–715)** außerordentlich tückischer und tyrannischer Herrscher; sein Name wird in der orientalischen Literatur als Symbol für Heimtücke verwendet

**Hidshra** legendäre Flucht des Propheten Mohammed aus Mekka; Beginn der islamischen Zeitrechnung: 16. Juli 622

**Imam** arabisch ursprünglich Vorbeter. Nach schiitischem Glauben sind nur die direkten Nachkommen Alis Imame; nach sunnitischem Glauben kann jeder zum Imam berufen werden; der Begriff wird auch für Geistlicher, Gelehrter, Stammesführer verwendet

**Inschallah** »So Gott will«

**Jaghma** wird in der klassischen orientalischen Literatur als mittelasiatische Stadt voller beispielloser Schönheiten dargestellt

**Jailag** Sommerhütte; auch Bergplateau

**Jesid ibn Muawija** gegen die Aliden (Nachkommen Alis) aufretender Kalif

**Jucha** dünn ausgerolltes Brot ohne Hefe

**Kabbalisten** volkstümliche Interpreten der Kabbala, einer im Hochmittelalter entstandenen jüdischen Mystik

**Kädshawe** geschlossene Säufte, die von einem Maultier oder Kamel getragen wird

**Kalantar** Herrscher einer Stadt

**Kalif** arabisch Nachfolger, Stellvertreter; das als Nachfolger Mohammeds geltende weltlich-geistliche Oberhaupt des islamischen Feudalstaates

**Kasside** Genre der orientalischen Poesie; meist längeres Gedicht mit durchgehendem Reim und strengen metrischen Gesetzen folgend

**Kemantsche** dreisaitiges Streichinstrument, etwa in der Form einer Geige; hauptsächlich in Georgien und Armenien verbreitet

**Kit'a** Gedichtart, die formal an die Kasside anknüpft, im Gegensatz zu dieser aber nur einer Thematik gewidmet ist

**Kuschak** Gürtel, Leibbinde

**Kysylbaschen-Emire** von den selbst meist sunnitischen Turkstämmen so bezeichnete rote Kopfbedeckungen tragende iranische Schiiten; Sunniten (ca. 90% aller Moslems) und Schiiten (10%) sind die Anhänger der beiden Hauptrichtungen des islamischen Glaubens

**La ilaha il-'llahu** »Es gibt keinen Gott außer Allah ...« – erster Satz des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses

**Logman** berühmter Arzt, der wesentlich vor unserer Zeitrechnung gelebt haben soll; er ist in der 31. Sure des Korans und in der vorislamischen Literatur dokumentiert

**Maghreb** ehemalige Bezeichnung für das heutige Marokko

**Malik** im Koran (43. Sure) Name des Engels, der der Hölle vorsteht

**Medrese** mit einer Moschee verbundene islamische Schule oder Hochschule

**Mesewi** Gedicht, das aus einer Folge zweier sich reimender Halbverse besteht; in der spätmittelalterlichen Dichtung religiöses Lehrgedicht

**Mohammed (Süleyman-oghlu) Fisuli (1498–1556)** bedeutendster Dichter Aserbaidshans im 16. Jahrhundert

**Mudshewir** Eremit, der bei einem Grab lebt

**Mughamat** orientalisches musikalisches Motiv

**Murabbi** Lehrgedicht

**Müsehhib** Miniaturenmalers, der mit flüssigem Gold arbeitet

**Mutakka** Kissen, entspricht in Form und Funktion etwa unserer Schlummerrolle

**Naib** arabische Amtsbezeichnung mit vielen verschiedenen Bedeutungen wie Richterkommissar, Stellvertreter, Reichsverweser, Prinzregent

**Namas** täglich fünfmal zu verrichtendes Gebet der Mohammedaner, bestehend aus dem moslemischen Glaubensbekenntnis und der ersten Sure des Korans

**Nil** blaue Farbe, die vor dem bösen Blick schützt

**Nowrus-Bairam** Neujahrsfest, wird am 21. März gefeiert

**Oglusen** Turkstamm

**Palan** Schulterpolster für Lastenträger

**Papacha** im Kaukasus verbreitete Männerkopfbedeckung aus Fell

**Pascha** türkisch General

**Peri** Fee, Nymphe

**Piala** Trinkschale

**Ruba'i** persischer Vierzeiler

- Safawiden* persisches Herrschergeschlecht; beherrschte zeitweise auch verschiedene Nachbargebiete, führte das Schiitentum als Staatsreligion ein
- Safranscherbet* eisgekühltes Getränk aus Fruchtsaft und Safran
- Sarah Chatun* zur Zeit der Regentschaft des Langen Hassan (1453–1478) im aserbaidshanischen Staat der Weißen Hammel spielte seine Mutter Sarah Chatun in der Innen- und Außenpolitik eine große Rolle
- Sas* orientalisches zweisaitiges Zupfinstrument, weitverbreitetes Volksinstrument
- Schabih* Mysterienspiel zu Ehren des Imams Hussein, Sohn des Imams Ali
- Schah* persischer Herrschertitel, auch bei anderen iranischen Völkern und in Aserbaidshan verbreitet
- Schur* orientalische musikalische Weise, ekstaseauslösend
- Sejid* jeder Nachkomme des Propheten Mohammed
- Sekat* rituell vorgeschriebene Almosensteuer
- Sultan* islamischer Herrschertitel; besonders in der Türkei
- Sultan Mohammed Täbrisi* war im 16. Jahrhundert ein bekannter aserbaidshanischer Miniaturenmaler
- Tange* alte Gold- oder Kupfermünze
- Tedshribend* Lehrgedicht
- Tendir* tiefer Ofen zum Backen von Fladenbrot
- Tschurek* süßes, ungesäuertes Brot
- Wekil* Statthalter in orientalischen Ländern
- Wesir* Minister in orientalischen Ländern

H-29.032

